Geschichte
der
Schweizerischen Volksschule
in gedrängter Darstellung
mit
Lebensabrissen der bedeutenderen Schulmänner
und um das schweizerische Schulwesen besonders verdienter Personen
bis zur Gegenwart.

Unter Mitwirkung zahlreicher Mitarbeiter
(das Verzeichniß der Namen befindet sich auf der Rückseite des Umschlages)
herausgegeben
von

Dr. O. Hunziker,
Lehrer der Pädagogik am zürcherischen Seminar in Küßnach.

Erste Lieferung. Erste Hälfte.

Zürich.
Druck und Verlag von Friedrich Schultheß.
1881.

Prospectus.

Mit der vorliegenden ersten Lieferung der „Geschichte der Schweizerischen Volksschule" beginnt ein Werk, welches zum ersten Mal den Versuch macht, auf dem Gebiete der schweizerischen Schulgeschichte eine zusammenhängende Darstellung zu geben.

Die Arbeit zerfällt in zwei Abtheilungen. In einer kleinern Anzahl von Abschnitten allgemeinen Inhalts wird der sachliche Gang der Entwicklung geschildert. Daneben werden die hervorragenden Persönlichkeiten der verschiedenen Zeiten in längern oder kürzern Lebensabrissen vorgeführt, und an diese Biographien schließen sich namentlich für die Zeit vor 1798 einige wenige sachliche Monographien an.

Die allgemeinen Abschnitte, die sich durch etwas größern Druck herausheben, sind die Arbeit der Redaktion; für die Biographien sind soviel als möglich in allen Theilen der Schweiz bewährte Mitarbeiter gewonnen worden.

Der erste Band zeichnet die **Entwicklung bis 1830.** Er legt die Anfänge des Volksschulwesens dar. Von einer kurzen Schulgeschichte des Mittelalters ausgehend, bespricht er die Anregungen, welche die Reformation auf dem Gebiete des Schulwesens gegeben, und die Volksschule vor 1798. Die Projecte und Ideen der Schulreform, die durch die geistige Bewegung des 18. Jahrhunderts zu Tage gefördert wurden, führen dann über zur Schilderung Pestalozzis und jener großen Zeit, in welcher die Schweiz mit Burgdorf, Iferten, Freiburg und Hofwyl das Wallfahrtsziel der gebildeten Welt auf dem Gebiete der Pädagogik war, und daran schließen sich die halb staatlichen, halb privaten Anstrengungen, die vor 1830 zur Verwirklichung der Ideen Pestalozzis, Fellenbergs, Wehrlis und P. Girards auf vaterländischem Boden gemacht wurden.

Der zweite Band ist der **Entwicklung der allgemeinen Volksschule auf staatlicher Grundlage seit 1830** gewidmet. An eine allgemeine Uebersicht dieser Entwicklung reiht sich die Besprechung des Ganges, welchen das Volksschulwesen bis zur Gegenwart in den einzelnen Kantonen genommen.

Das Verzeichniß der in den allgemeinen Abschnitten benutzten Quellen folgt am Ende eines jeden Bandes nach.

Die **Monographien** — mit ganz wenigen Ausnahmen Originalarbeiten — treten jeweilen an den Schluß der betreffenden allgemeinen Abschnitte. Sie sollen concrete, je in sich abgeschlossene Lebensbilder vorführen, deren Zweck darin besteht, einerseits den allgemeinen Entwicklungsgang zu illustrieren, andrerseits zu Unterricht und Selbstbelehrung für die biographische Behandlung der Geschichte der Pädagogik Lesestücke zu bieten, welche auch einzeln verwerthet werden können.

Aus der Zeit vor **Pestalozzi** sind für solche Monographien in Aussicht genommen:

Karl der Große. Die Schule des Klosters in St. Gallen. Felix Hemmerlin. Th. Platter. Zwingli. Bullinger. Glarean. Matthurin Cordier. Peter Dasypodius. Lemnius Emporicus. Hans Ardüser. Gotthart. Antistes **Breitinger. Satzungen für die zürcherischen Landschulen im 17. Jahrhundert. J. J. Rousseau. Bodmer. J. J. Breitinger. Die Bestrebungen der helvetischen Gesellschaft.** Bürgermeister **Heidegger. Steinbrüchel. Usteri. Felix Waser. Schmidlin** und **Bachofen** (Componisten). **Keller** und **Ulrich** (Taubstummenlehrer). **Tschiffeli. Tscharner** (Arner). Abt **Deluze** von Bellelay. P. **Nivard Krauer** in St. Urban. **Beat Hel. Altorfer. Buel. Zimmermann. Gugger. Ign. Glutz. Salis. Nesemann. Planta. de Crousaz. Chavannes.**

Aus dem Kreise der Zeitgenossen der von Pestalozzi ausgehenden Anregungen:

Pestalozzi und seine Mitarbeiter: **Krüsi. J. Niederer. R. Niederer-Kastenhofer. v. Muralt. Tobler. Ramsauer. Hopf. Buß. Sigrist. — Schultheß. Hs. Gg. Nägeli. Steinmüller. Scheitlin. Stapfer. Rengger. Zschokke. Lüthy. Joh. R. Meyer. Pfeiffer. Nabholz. Kappeler. Kerler. Hanhart. Vinet. Monnard. — Fellenberg. Th. Müller. Wehrli.** P. **Girard. J. G. Müller. Wessenberg** u. a.

Aus der Entwicklung seit 1830: **Scherr.** Bürgermeister **Hirzel. Dändliker. Grunholzer. Dubs. Sieber. Eberhard. J. Gotthelf. Langhans. Rickli. Boll. L. Snell. Ed. Pfyffer. Rietschi.** Abt **Konrad Tanner** und P. **Gall Morell** von Einsiedeln. **F. Odermatt. Brandenberg. Propst. Lang.** alt Pfr. **Heer.** Pfr. **Schuler.** Bundesrath **Heer. Lütschg. Bäbler. Becker. Roth. Kettiger. J. C. Zellweger. Frei. Federer. Zuberbühler. Schlegel.** P. **Theodosius. Benker. Franscini** u. a.

Dazu gesellen sich zahlreiche biographische Notizen über eine Anzahl Männer, die für die Geschichte des Volksschulwesens in zweiter Linie in Betracht kommen.

Was die Haltung des Werks, sowol in seinen allgemeinen Abschnitten als in den biographischen Abrissen gegenüber den confessionellen und politischen Parteien betrifft, so werden wir uns redlich bemühen, lediglich nur das sachliche Interesse im Auge zu behalten. Gerade im Hinblick auf die sich hieraus ergebenden Schwierigkeiten ist die Mitarbeit so vertheilt, daß verschiedene Standpunkte zu ihrem Rechte kommen können.

Der Herausgeber: Dr. **O. Hunziker.**

Das Ganze wird in ungefähr 10 Lieferungen (die Lieferung zu nur 1 Fr. 20), bis spätestens Ostern 1882 vollendet sein. Daneben existirt auch eine Band-Ausgabe. Es hofft die Verlagshandlung durch diese auf längere Zeit sich erstreckende Erscheinungsweise es den weitesten Kreisen zu ermöglichen, in den Besitz des thatsächlich eine Lücke in unserer vaterländischen Litteratur ausfüllenden Werkes zu gelangen.

Der Verleger: **F. Schultheß.**

Geschichte

der

Schweizerischen Volksschule

in gedrängter Darstellung

mit

Lebensabrissen der bedeutenderen Schulmänner

und um das schweizerische Schulwesen besonders verdienter Personen

bis zur Gegenwart.

Unter Mitwirkung zahlreicher Mitarbeiter

herausgegeben

von

Dr. O. Hunziker,
Lehrer der Pädagogik am zürcherischen Seminar in Küßnach.

Erster Band.

Zürich.
Druck und Verlag von Friedrich Schultheß.
1881.

A. Vorgeschichte.

Schulwesen des Mittelalters.

Im Jahre 476 brach der weströmische Kaiserthron zusammen, und damit hatte die schon längst nur mühsam behauptete Einheit der abendländischen Culturgebiete ihr Ende erreicht. An die Stelle des Römerreichs traten germanische Stammesherrschaften in den verschiedenen Provinzen. Im Norden unseres Vaterlandes behaupteten die Alamannen bleibenden Wohnsitz; im Westen die Burgunden; bald aber traten beide Stämme, sowie auch die ehemalige Provinz Rätien (Graubünden), unter die Oberhoheit der Franken, die vom untern Rhein aus ihre Macht über das fruchtbare Gallien und nach und nach über sämmtliche Gebiete des abendländischen Continents, die einst den Römern gehorcht, ja darüber hinaus bis in das mittlere Deutschland ausdehnten.

Mit der römischen Herrschaft verlor die Cultur, welche die Römer gebracht, ihre Lebenskraft; am meisten wirkte sie zunächst in Italien nach; unter der Herrschaft des großen Königs Theodorich des Ostgothen († 526) fanden hier noch Wissenschaft und Kunst vorübergehend ein Asyl; dann aber kamen über Italien neue Völkerstürme, welche die Ideale der alten Zeit völlig erbleichen machten; im 7. Jahrhundert finden wir im westgothischen Spanien, im 8. bei den Angelsachsen in Großbritannien die Rührigkeit am meisten ausgebildet, die Ueberreste des alten Wissens zu sammeln; erst mit Karl dem Großen tritt das fränkische Reich auch als Träger der Cultur in den Mittelpunkt der Entwicklung.

Bei diesem rauhen Uebergang der alten Zeit in eine neue Entwicklung war es das Christenthum und die Kirche, die von der alten Bildung retteten, was zu retten war. Ihre Autorität imponirte gleichermaßen den germanischen Eroberern wie den römischen Provinzialen und sie bildete

das Band, das diese verschiedenartigen Bestandtheile der nunmehrigen Bevölkerung allmälig einander näher brachte und ihre innerliche Verschmelzung einleitete. Ihr dankt auch, was an Cultur auf bessere Tage aufbewahrt blieb, das schützende Asyl in dieser Zeit der Völkerstürme.

Schon seit den letzten Jahrzehenden des 3. Jahrhunderts hatte sich im Morgenland aus der Weltflucht des Einsiedlerlebens das Mönchsthum herausgebildet und war bald ins Abendland herübergedrungen. Aber hier, in anderm Klima und unter andern Verhältnissen, blieb es nicht bei frommer Beschaulichkeit und weltverachtender Entsagung und Selbstpeinigung; Benedict von Nursia, der Zeitgenosse Theodorichs, gab dem Mönchswesen eine Organisation und Lebensregel, die es befähigte, activ in die Welt einzugreifen und eine wahrhaft sittlichende Macht zu werden; von dem Grundsatz ausgehend, daß Müßiggang der Seele schlimmster Feind sei, verordnete er für die Mönche, daß täglich 6—7 Stunden der Arbeit gewidmet sein sollen; täglich zwei Stunden im Sommer waren ausdrücklich dem Lesen bestimmt; an das Lesen schloß sich von selbst das Abschreiben der erhaltenen Handschriften. Der Unterricht war zunächst den für das Klosterleben geweihten Knaben bestimmt, den „pueri oblati“, die im 5.—7. Altersjahr aufgenommen wurden. Bald aber drängten sich, weil anderweitige Bildungsquellen fehlten, auch Solche herbei, die ohne Lebensbestimmung fürs Kloster doch eben höhere Bildung erstrebten; und der Zudrang ward in der Zeit der Blüthe des Benedictinerordens so groß, daß für diese Elemente eine besondere äußere Schule (schola exterior) von der eigentlichen Klosterschule (schola interior) ausgeschieden wurde. Die Zucht war sehr streng, auch die Geißel wurde gebraucht. Den Unterricht leitete ein gewöhnlicher Mönch oder ein scholasticus; in größern Klöstern waren gelehrte Mönche für die einzelnen Disciplinen als magistri angestellt; oft wurden solche magistri weither aus andern Klöstern berufen, oft auch Mönche in die Ferne gesandt, um die Einrichtungen einer hervorragenden Klosterschule zu studiren und nach ihrer Rückkehr nachzubilden. Wie die Männerklöster die Erziehung von Knaben, so leiteten Frauenklöster diejenige der Mädchen, bisweilen boten diese auch beiden Geschlechtern elementaren Unterricht. Was den Unterrichtsstoff der Klöster betrifft, so war das Lateinische nicht blos ausschließliche Unterrichts- sondern auch Conversationssprache; daran schloß sich das Lesen der Kirchenschriftsteller und Classiker; das Lesen der Dichter führte zum Versemachen; daneben beschäftigte man sich mit Arithmetik, Geometrie und Feldmeßkunst, Astronomie, Geographie, Geschichte, Naturkunde und Medicin. Da jedoch im früheren Mittelalter die Theologie das Centrum aller Wissenschaft war, so war auch die heilige Schrift das wichtigste Buch beim gesammten Unterricht; die Psalmen sollten in jeder

Woche durchgesungen werden. Allgemeinste und Hauptunterrichtsgegenstände waren demnach: Lateinischschreiben und -lesen, und Psalmensingen; als Kunstfertigkeit schloß sich namentlich die Einführung in die Initialenmalerei an [1].

Das Endziel des Ordens wie der Klostererziehung war natürlich religiös gefaßt; die sittlich-mönchische Gesinnung war der Mittelpunkt der Bestrebungen. Aber schön sagt der Geschichtschreiber: „Durch den Fleiß der Mönche, durch die Klosterbibliotheken, durch die wissenschaftlichen Beschäftigungen, durch die Errichtung von Klosterschulen u. s. w. wurde der Orden zu einem Institut, von dessen Aufbau der Stifter ursprünglich keine Ahnung gehabt hatte, zu einem der wichtigsten der culturhistorischen Factoren der Menschheit, — wurden die Benedictinerklöster zu Burgen gegen Gewaltthat und Frevel, zu Zufluchtsörtern für Wehrlose und Verfolgte, zu Stätten des Friedens und zu Musterschulen christlicher Frömmigkeit und Tugend, zu Missionshäusern und zu Missionsstationen bei Bekehrung der Völker, zu Freistätten der Wissenschaft, Archiven der Litteratur, Schulen der Jugend, Universitäten für die Gelehrten, Kanzleien der Könige, Priesterseminarien für die Kirche, Musteranstalten für Ackerbau und Gewerbe, Kunstschulen für Gesang und Musik, für Baukunst und bildende Künste".

Und wol that es gerade für unsere Lande noth, daß die Cultur in den Klöstern kraftvolle Vertretung und Schutz fand. Während die westliche Schweiz unter den Burgunden der Cultur eine verhältnißmäßig ruhige Stätte bot, war die nördliche Schweiz unter den Alamanneneinfällen schon in den letzten Zeiten des Römerreichs in tiefe Verwilderung gesunken; Wüste und Wald hatten sich wieder zu Seiten der alten Römerstraße, die von Vindonissa über Kloten (Claudia), Winterthur (Vitodurum) an den Bodensee nach Arbon (Arbo felix) führte, gelagert; Castelle und Städte waren zerfallen; und die Geschichten der angelsächsischen Missionäre Columban und Gallus zeigen uns, daß zu Anfang des 7. Jahrhunderts das Christenthum nur mühsam an vereinzelten Punkten (Arbon) sich vor der Ueberflutung des mit den Alamannen herübergekommenen germanischen Heidenthums (Bregenz, Tuggen) zu behaupten vermochte. In Rätien dagegen war unter Theodorichs Oberhoheit das Christenthum von der Römerzeit her im Besitz des Bischofssitzes von Chur geblieben.

Die bedeutendsten Klosterstiftungen und geistlichen Stifte, an die sich in der vorkarolingischen Zeit die Cultur für engere oder weitere Kreise

[1] Initialen sind die oft mit großer Kunst verzierten Anfangsbuchstaben der Bücher und ihrer einzelnen Capitel.

anschloß, sind im burgundischen Helvetien: St. Maurice im Wallis (478), Moutier-Granval (7. Jhd.), St. Ursanne (7. Jhd.), Romainmotier (c. 650); im alamannischen Helvetien: St. Gallen (7. oder 8. Jhd.), Reichenau (724), Beromünster (720), Rheinau (778); in Rätien: Dissentis (7. Jhd.), St. Luzi in Chur (7. Jhd.), Münster (8. Jhd.); die Domstifte Genf (4./5. Jhd.) Lausanne (6. Jhd.), Constanz (um 600) und Chur (4/5. Jhd.).

Während die Klöster des hl. Benedict in der Einsamkeit gegründet wurden und erst nach und nach um dieselben größere Niederlassungen sich bildeten, standen die Domstifte mit ihren zahlreichen Weltgeistlichen in alten Centren des Verkehrs, und da war es nun für Ausbreitung der Bildung von Bedeutung, daß auch sie zu Stätten der Verbreitung derselben sich umgestalteten. Um die Mitte des 8. Jahrhunderts setzte Chrodegang von Metz für die Weltgeistlichkeit eine Regel (canon) gemeinschaftlichen Lebens auf, die dem Mönchsthum nachgebildet war und eine thätige Wirksamkeit ermöglichte; an solchen Dom- oder Chorherrnstiften ward für die Bildung der Weltgeistlichkeit Sorge getragen; zugleich kamen ihre Schulen, wie die Klosterschulen, auch den bildungslustigen nichtgeistlichen Elementen zu gut; diese Stiftsschulen waren von vornherein dazu angehalten, vermöge ihrer Lage mehr als die Klosterschulen die Bedürfnisse des täglichen Lebens zu berücksichtigen. Neben dem religiösen und theologischen Unterricht (sacra pagina), der auch hier das Centrum bildete, ward von weltlicher Wissenschaft wenigstens das trivium (Grammatik, Rhetorik, Dialektik), in größern Schulen auch das quadrivium (Arithmetik, Geometrie, Astronomie und Musik), also sämmtliche 7 freien Künste geboten. In aller Weise begünstigten die fränkischen Herrscher diese Bestrebungen, und unter Ludwig dem Frommen wurde sogar 816 festgestellt, daß alle Domkirchen der karolingischen Monarchie mit Schulen versehen sein sollten.

Indessen so segensreich in ihren Kreisen Kloster- und Domschulen wirken mochten, so waren diese Kreise eben doch engbegrenzt. Die Wissenschaft des Mittelalters verkehrte in der Weltsprache des Latein; Latein war darum auch der Angelpunkt der geistlichen Schulen, neben dem die Muttersprache gänzlich zurücktrat; dadurch wurden aber diese Schulen ganz von selbst für die Bildung des Volkes wirkungslos. Die Hülfsmittel, die beim Unterricht zur Verwendung kommen konnten, waren Mangels an Büchern sehr beschränkt; der Unterricht mußte sich nothwendig für die meisten auf bloßes Gedächtnißwerk reduciren; die Summe des Wissens war im Verhältniß zur römischen Kaiserzeit um ein Wesentliches geringer geworden; die aus jener Zeit herübergekommenen Schriftsteller galten als unfehlbare Autorität; das religiöse Element trat im Sinnen und Denken des Mittelalters so stark in den Vordergrund, daß die wissenschaftlichen

Studien durchaus nur, so weit sie zur Vermehrung der religiösen Erkenntniß Dienste leisten konnten, als werthvoll anerkannt wurden; und endlich: der geistliche Stand war ausschließlich der Träger dieser Bildung, die nebenbei nur einem geringen Bruchtheil der Bevölkerung zukam und nur in dieser mit den kirchlichen Ideen durchwobenen Gestalt.

Wie wenig aber selbst von dem geistlichen Stand in dieser Zeit vor Karl dem Großen gefordert werden durfte, das zeigen die Beschlüsse einer Synode, die kurz vorher bestimmte: „Ein Pfarrer soll das apostolische Symbolum und das Vaterunser auswendig wissen und sich schriftlich rechtgläubige Erklärungen darüber verschaffen, um das Volk hienach unterrichten zu können, — oder wenigstens beides wissen und glauben. Er soll die gewöhnlichen Gebete und Gesänge gut verstehen, wo nicht, sie doch deutlich und auswendig hersagen können; wünschenswerth ist, daß er auch den Wortverstand derselben kennt. Er soll das athanasianische Symbolum [1] auswendig wissen und täglich singen. Er soll die Beschwörungs- und andre Formeln sowol im Singular als im Plural deutlich herzusagen und manche andre wenigstens gut zu lesen im Stande sein." Weitaus die Mehrzahl selbst der Großen und Vornehmen, sowie die gesammte übrige Bevölkerung wuchs ohne jeglichen Unterricht auf, abgesehen etwa von der Gedächtnißeinprägung lateinischer Gebetsformeln und kirchlicher Ceremonien.

Karl der Große war es, dem zuerst das Bedürfniß einer höhern und einer allgemeinen Bildung aufgieng. Seine Herrscherstellung war ihm nicht blos eine Sache äußerlicher Macht; er faßte sie auf als eine Verpflichtung zur Ausbreitung und Hebung christlicher Cultur; unermüdlich thätig für Befriedigung seines eigenen Wissenstriebes sorgte er vor allem für bessere Bildung der Geistlichkeit; sie war ihm der Hebel, um seine Völker zu höherer Cultur zu bringen. Und unter seinem mächtigen Einfluß trat die Kirche willig in diese Bahnen ein; die Beschlüsse der geistlichen Synoden beschäftigten sich eingehend und einsichtig mit der Hebung der Bildung; einzelne Männer, wie Erzbischof Theodulf v. Orleans (794—821), erstrebten und leisteten Treffliches. Bei Karl verschlangen sich aufs innigste die Sorge für religiöse und weltliche Cultur; auch die Kaisergewalt nahm er weniger im Sinn der römischen Imperatoren als in demjenigen der frommen Könige Israels, die ihre Herrscheraufgabe in religiösem Sinn erfaßt und persönlich mächtige Impulse nach dieser Richtung gegeben; im vertrauten Kreise seiner Gelehrten ließ er sich gern mit David und Salomo vergleichen. So haben auch diese von Karl ausgehenden Bestrebungen

[1] Das Glaubensbekenntniß, das die Lehre von der Dreieinigkeit nach Ueberwindung des Arianismus endgültig zum Ausdruck brachte.

wesentlich kirchliche Färbung; aber wie der Kaiser von seiner Geistlichkeit nicht blos verlangte, daß ihre Gesinnungen gut seien, sondern daß sie zugleich lerne sich gut und gebildet auszudrücken, so wirkte er auch aller Einseitigkeit frei für die Erhaltung und Sammlung der nationalen Sagen- und Sprachschätze und beschäftigte sich gern und anhaltend mit der Lectüre classischer Schriftsteller. Die besten Gelehrten des In- und Auslandes zog er an seinen Hof; seine Söhne und Töchter, wie er selbst, hörten ihren Vorträgen an der zu neuem Leben erweckten Hofschule zu; und die Sage überliefert uns sein Bild nicht blos als des ritterlichen Hauptes seiner Paladine, sondern auch als des persönlichen Richters über den Fleiß und Unfleiß jugendlicher Schüler; sie führt den Ursprung höherer Schulen in unsern Landen auf ihn zurück und macht ihn auch hier zum Vorbild aller Tugend und Gerechtigkeit.

Nicht blos die Sage meldet, sondern die Urkunden selbst beweisen, daß in Karl der Gedanke an allgemeine Volksbildung Wurzel gefaßt hat; seine Verordnungen: daß die Priester und Bischöfe Schulen für das Volk einrichten, in denen Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen gelehrt werde (789); daß Jedermann seinen Sohn zum Unterrichte senden und ihn darin belassen soll, bis daß er gut unterwiesen ist (801); sowie die gleichzeitigen (813) Beschlüsse mehrerer Synoden, die Strafen auf die Nachlässigkeit der Eltern setzten, gehen zwar zunächst vom religiösen Interesse aus, das etwelche Bildung des Volkes wünschbar machte, waren aber doch ein Versuch, mit einer solchen elementaren Bildung den Anfang zu machen; und bezeichnend ist es, daß Erzbischof Theodulf ausdrücklich seinen Geistlichen die Unentgeltlichkeit dieses Unterrichtes ans Herz legte, damit sich auch der Aermste die im bürgerlichen Leben nothwendigen Kenntnisse erwerben könne [1].

Rauhe Stürme haben einen großen Theil dieser Aussaat wieder vernichtet. Das karolingische Reich zerfiel; die kleinen Reiche, die auf seinen Trümmern sich bildeten, hatten zunächst Nothwendigeres zu thun als um Cultur und Bildung sich zu bekümmern. Normannen, Saracenen und Ungarn drangen in Mitteleuropa ein; die Saracenen stiegen durch das Rhonethal ins Wallis herauf; die Ungarn plünderten und verbrannten St. Gallen; und bekannt ist die Erzählung, wie in unsern Landen eine ungarische und eine saracenische Schaar auf einander gestoßen und der junge König Konrad von Burgund über die geschwächten Feinde hergefallen sei und sie beide vernichtet habe (c. 940). Aber wenn auch die weitergehenden Bestrebungen auf allgemeine Bildung für Jahrhunderte wieder vertagt worden waren, wenigstens an einzelnen Punkten hielt der von Karl ein-

---

[1] Siehe Biographie „Karl der Große“.

geleitete Aufschwung der wissenschaftlichen Bildung vor; die Klosterschule zu St. Gallen, zeitweise auch die auf Reichenau, gelangte zu höchster Blüthe [1].

Das Werk Karls des Großen nahmen die Ottonen wieder auf, das sächsische Herzogsgeschlecht aus Widukinds Stamm, das hundertunddreiunddreißig Jahre nach der Bekehrung seines Ahnherrn auf den Thron des ostfränkischen oder deutschen Reiches gehoben wurde. Von hoher Bedeutung war es, daß, nachdem die feindlichen Einfälle der Ungarn zum Abschluß gekommen waren, Otto I. die Kaiserkrone (962) auf sein Haupt brachte; dadurch wurden die Beziehungen zwischen Deutschland und Italien, dem Land der alten Cultur, kraftvoll angeknüpft; nicht blos Reliquien, auch Manuscripte wanderten nun massenhaft über die Alpen, um hier die Grundlage vermehrten Wissens, eifriger gelehrter Thätigkeit zu werden. Das Reich von Byzanz sandte mit seinen Kaisertöchtern Elemente einer dem Abendland fremd gewordenen Bildung herüber; das Studium des Griechischen ward an weltlichen Höfen betrieben und Hermann der Lahme beschäftigte sich auf der Reichenau im 10. Jahrhundert sogar mit dem Arabischen. Und wie unter den Ottonen dergestalt in unserer Ostschweiz die Wissenschaften blühten, so wachten jene auch mit starker Hand darüber, daß im burgundischen Reich, zu dem damals die Westschweiz gehörte, die Zersetzung der Königsmacht nicht zur Anarchie führe und bereiteten den Anfall jener Lande an das deutsche Reich vor.

Die Zeit der deutschen Kaisermacht, wie sie von den Ottonen begründet wurde und mit dem Hohenstaufengeschlecht ihren Untergang fand (Mitte des 13. Jahrhunderts), ist es, in der das Feudalwesen zu seiner Ausbildung kam und in Verbindung damit das Ritterthum sich entwickelte. Dadurch gewann nun aber die Erziehung des Kriegsadels ihre bestimmte, von der geistlich-mönchischen abweichende Gestalt; sie wurde sich ihres besondern Zweckes bewußt und richtete sich danach ein. Nicht die Klöster waren es mehr, in denen der ritterbürtige Mann seine Bildung erhielt, sondern die Burgen und Höfe der Standesgenossen und Fürsten; neben die Bildung in den Büchern, wie sie dort betrieben wurde, trat hier als gleichwerthig die Erziehung zu den Waffen und in höfischer Bildung; den 7 freien Künsten (welche weltliche Unterlage der geistlichen Bildung waren) wurden die 7 ritterlichen Vollkommenheiten entgegengesetzt und eher noch

---

[1] In sehr sinniger Weise hat der Jahresbericht der Erziehungsanstalt des Benedictinerstifts Maria-Einsiedeln 1857 in seinem Programme „Wie man vor tausend Jahren lehrte und lernte" die von Walafried Strabo auf Reichenau († 849) überlieferten Züge zu einem Gesammtbilde verwoben.

den Frauen als den Männern die theoretisch-gelehrten Künste und Wissenschaften als geeignete Beschäftigung zugewiesen; an die Stelle der mönchischen Ascese[1] trat die sittigende Kraft des Minnedienstes und an Stelle des Lateinischen als höfische Sprache das Französische. Mochte auch das Ritterthum in den Dienst der religiösen und kirchlichen Ideen treten, in dem Mariendienst den höhern Werth der himmlischen Minne vor der irdischen erkennen, in den Ritterorden das höchste Ideal der Verschmelzung ritterlicher und kirchlicher Ideen ausgestalten, — es hatte sich doch seinen eigenen Weg zu diesen Idealen gebahnt und seinen selbständigen Werth zur Darstellung gebracht.

Dazu kam nun, daß auch die Kirche, ihrerseits erstarkend, sich deutlicher ihrer eignen Interesse und Ziele bewußt wurde und mit Absicht sich der Dienstbarkeit von den staatlichen und allgemein menschlichen Interessen entwand. Nicht die Weltweisheit sondern die Pflege des Seelenheils war ja ihr innerster Grundgedanke, und so sind die kirchlichen Reformationen und Ordensgründungen seit dem 10. Jahrhundert (Clugniacenser, Cistercenser u. s. w.) mehr auf Strenge des Lebens und strengkirchliche Begeisterung bedacht als auf wissenschaftliche Studien. Nicht die Herrschaft der Kaiser war ja das äußere Endziel der Kirche, sondern die Weltherrschaft der Kirche selbst und ihres Hauptes, das auf dem Stuhle Petri zu Rom saß; und so entbrennt nun der Kampf zwischen der weltlichen und geistlichen Gewalt, die bisdaher gemeinsam als Culturmächte gewirkt hatten, in verheerenden und verwildernden Fehden; es ist nicht eine vereinzelte Thatsache, daß in St. Gallen, dessen Klosterschule im 10. und 11. Jahrhundert für ganz Oberdeutschland eine Leuchte gewesen[2], 1291 weder der Abt noch Jemand aus dem Capitel des Schreibens kundig war. Und auch als die im Interesse der kirchlichen Einheit und Reinheit im 13. Jahrhundert gegründeten Bettelorden (Dominikaner und Franziskaner) sich der Bildung mit erneutem Eifer annahmen und mit ihren Ordenshäusern Schulen für den Orden und für die weltliche Jugend verbanden, fehlte diesen der freie Schwung, die Begeisterung für die wissenschaftliche Bildung als solche, die die Klosterschulen des hl. Benedict in der Zeit ihrer Blüthe ausgezeichnet hatte[3].

Die eigentliche Großthat des Mittelalters, zu der geistliche und weltliche Gewalt, Ritterthum und kirchliche Ideen sich in höchster Kraft-

[1] Uebung in der Herrschaft über den Körper durch Entsagung und Selbstpeinigung.

[2] Siehe Monographie „die Klosterschule von St. Gallen".

[3] Eine isoliert dastehende Ausnahme bildet das Auftreten des Abtes Frowin in Engelberg, siehe Biographie desselben.

entwicklung verbunden, sind die Kreuzzüge; aber sie sind auch der Wendepunkt des Mittelalters; an ihnen erschöpften die mittelalterlichen Gewalten ihre Lebenskraft. Doch nicht blos zerstörend haben die Kreuzzüge gewirkt; sie haben noch viel mehr den geistigen Horizont des Abendlandes erweitert; sie haben gegenüber der Romantik der weltüberspannenden mittelalterlichen Ideale den Blick für das wiedergeweckt, was Nutzen bringt und nahe liegt, und gegenüber der scholastischen Wissenschaft, die auf beschränktem Wissen aufbauend durch die bloße Schärfe des Gedankens die Welt zu begreifen und zu construiren unternommen, den Werth des realen Wissens, des realistischen Forschungstriebes wieder zur Geltung gebracht; ihrer Anregung auf Gewerbe und Handel verdankt das Städtewesen mächtige Förderung; nun erst ist es im Stande neben den bevorzugten Ständen des Mittelalters selbständig sich auszugestalten und seine Ideen auszuprägen; und so bildet sich denn auf seinem Boden auch ein Bildungsbedürfniß aus, das seiner Natur nach aus dem Volksleben hervorgeht und für das Volksleben sorgt.

Zunächst geschah dies in den Städten Oberitaliens, die auf politischem Boden am frühesten durch harte innere Kämpfe hindurch ihre Blüthe und Selbständigkeit entwickelten. Aber schon im 12. Jahrhundert entstanden auch in den Städten nördlich von den Alpen deutsche oder Schreibschulen, die theils die nothwendige bürgerliche Elementarbildung in der Landessprache darboten, theils als Vorschule für die lateinische Schule dienten. Mit dem Sinken der weltlichen Macht der geistlichen Stiftungen gegenüber den unter ihnen aufblühenden Städten verlor sich auch der geistliche Einfluß, der etwa im Anfang noch sich in der Leitung solcher Schulen mochte geltend gemacht haben; hartnäckig suchte dagegen die Kirche mancherorts zu verhüten, daß diese Schulen nach dem Zug der Zeit in lateinische Schulen sich umwandelten und so in die von der Geistlichkeit ausschließlich in Anspruch genommenen Wissenskreise übergriffen. Die Unterrichtsmethode in den städtischen Schulen unterschied sich nicht von derjenigen in den kirchlichen Schulen. Schulbücher, selbst Papier für den Gebrauch der Kinder war zu theuer; daher bestand der Unterricht zum großen Theil in Auswendiglernen und Aufsagen. In der Disciplin spielte der Stock eine große Rolle. Die Verfassung der städtischen Schulen war zunft- und handwerksgemäß. Der Rector oder Schulmeister wurde vom Magistrat auf Ein Jahr gemiethet; die Hülfslehrer, seine Gesellen, wählte er selbst; Bildung und Lohn derselben war gering. Meist hatte nur der Rector festen Gehalt, besaß aber oft nebenbei durch kirchliche Functionen, die er ausübte, ein gutes Auskommen; sein Schulgehalt betrug jährlich höchstens 40 fl. In kleinern Ortschaften war der Pfarrer

oder parochus Schulherr, der für das Lehramt gewöhnlich einen Gehülfen, den Kindermeister, annahm, welcher neben den Schulverrichtungen ebenfalls durch kirchliche Dienste seinen Lebensunterhalt aufbrachte.

Da feste und bleibende Engagements fehlten, bildete sich ein wandernder Lehrstand. Die ältern Gesellen (scholares vagantes — Bacchanten) nahmen dabei die Dienste jüngerer Schüler in Anspruch, die ebenfalls, um der Wissenschaft nachzugehen, die Heimat verlassen hatten. Mit Betteln und mit Stehlen mußten diese „Schützen" ihre Bacchanten auf ihren Kreuz- und Querzügen durchbringen; viele giengen bei diesem Umherwandern zu Grunde; in zehnjährigem Umherziehen brachte es einer wol auch nur bis zur Kenntniß des Schreibens. Den klarsten Einblick in dieses Treiben der Bacchanten und Schützen giebt die Selbstbiographie des Thomas Platter aus Oberwallis, eines Zeitgenossen der Reformation, der 1582 als Rector zu Basel gestorben ist[1].

Solche fahrende Schüler bildeten nun das Hauptcontingent für den Schuldienst; aber auch andere Männer, die des Lesens und Schreibens kundig waren, nahmen die Schulhaltung auf sich; besaßen sie wirklich etwelche Kenntnisse, so fanden sie gleichzeitig anderweitige Verwendung, z. B. als Schreiber im Dienste der Stadt oder Ortschaft, und diese belohnte unter Umständen treue und ausdauernde Dienste mit dem Bürgerrecht.

Eine Schulpflicht für die Kinder bestand natürlich nicht, um so weniger, als der Schullohn mancherorts ausschließlich aus dem Schulgeld der Kinder bestand; ebenso wenig eine festgesetzte Schuldauer, doch war es unmittelbar vor der Reformation in Zürich gebräuchlich, die Kinder vom 6.—12. Jahr zur Schule zu halten, wie dies der Zürcher Kalender vom Jahr 1508 darlegt:

Wann es den würt sechs jar alt
So wiss das mir den wolgevallt
Das man sy lere schriben unnd lesen
Mit züchten in guotem wesen,
Damit es überkompt guot vnd ere
Dar vff sol stan all ir lere
So lang biss vff das zwelffte jar:
Denn so sol man sy fürwar
Leren vnnd vnderwisen alle tag,
Wie man mit eren narung gewinnen mag.

---

[1] S. Biographie „Thomas Platter".

Suchen wir uns zu vergegenwärtigen, wie in den Einzelgebieten unsers Vaterlandes das Schulwesen bis zu Ende des Mittelalters sich ausgestaltet hat, so kann es hier nur an einzelnen Beispielen geschehen, da die Notizen spärlich und noch lange nicht für alle Gebiete gesammelt vorliegen.

Zürich. In Zürich bestand seit unbekannten Zeiten am Chorherrenstift beim Großen Münster eine Stiftsschule; schon 1169 wird ein „scholasticus“ Werner als Lehrer an der Propstei erwähnt. Durch die Wahl des gelehrten Konrad v. Mure als Cantor des Stifts 1259 scheint eine Reform der Schule eingeleitet worden zu sein, die zunächst dem Umfang der vorgetragenen Fächer zu gute kam. 1271 wurde dann von den Chorherrn formell das Amt eines Schulherrn („scholasticus“ im engern Sinn) geschaffen. Auf Kosten des Capitels der Chorherren hatte 1346 der Scholastikus einen tauglichen Lehrer aufzusuchen; schon vorher besaß das Stift einen besondern Bibliothekar.

Um die Mitte des 13. Jahrhunderts entstand dann auch an der Benedictinerabtei zum Fraumünster eine Schule; 1283 wird sie zuerst erwähnt; es mag aber in derselben nur ein dürftiges Latein gelehrt worden sein.

Die Bildung sank bald nachher selbst in den geistlichen Kreisen so sehr, daß 1335 (ein Jahr vor der Brunschen Staatsumwälzung) die Propstei beim Großmünster, als es sich um die Anzeige einer Leutpriesterwahl an den Bischof von Constanz handelte, sich für das Fehlen der Namensunterschriften damit entschuldigte, daß den Notar ausgenommen keiner der Chorherren schreiben könne.

Einen Lichtpunkt wissenschaftlicher Bestrebungen in Zürich bezeichnet im 15. Jahrhundert die Persönlichkeit des gelehrten und mit scharfer Feder versehenen Cantors am Großen Münster, Meister Felix Hemmerlin (1389— c. 1460)[1]. Aber wie er selbst mitten im Frieden von den über seinen schneidigen Hohn erbitterten Eidgenossen aus Zürich ins Elend hinweggeführt werden konnte, ohne daß sich eine Hand für ihn erhob, so scheint eben doch unter der Geistlichkeit wie unter den Bürgern der damaligen Zeit wenig Sinn für wissenschaftliche Bestrebungen gewesen zu sein; und bezeichnend ist in dieser Beziehung, daß der erste Druck in Zürich erst vom Jahre 1504 datirt, volle 30 Jahre später als in Basel.

Neben den Schulen der beiden Stifte bestanden auch in den Klöstern der Franziskaner (Barfüßer) und Augustiner Schulen wenigstens zur Heranbildung ihrer Angehörigen.

---

[1] S. Biographie „Felix Hemmerlin“.

Daß es auch deutsche Schulen in der Stadt gegeben, ist sicher, obwol directe Angaben fehlen. Auch an andern hervorragenden Orten gab es Schulen; so wird schon 1287 in Regensberg ein rector puerorum (Knabenlehrer) genannt; in Winterthur lief 1315 der nachmalige Chronist Johannes mit andern Schülern den aus der Schlacht am Morgarten unter Herzog Leopold heimkehrenden besiegten Schaaren aus der Schule entgegen. Zu Elgg wird Mitte des 15. Jahrhundert ein Schulmeister erwähnt; in einer Urkunde von 1465 auch eine Schule zu Stein am Rhein.

Wollte ein Zürcher höhere Bildung gewinnen, so geschah dies, da Zürich selbst keine hohe Schule besaß, im Ausland; auf der Universität Heidelberg haben z. B. 1420—1520 42 Zürcher studirt. In Zürich wie anderswo suchte der Rath den Trieb nach wissenschaftlicher Ausbildung dadurch zu begünstigen, daß er Stipendien gab und in Verträgen mit ausländischen Fürsten eine Anzahl Freiplätze an hervorragenden Schulen für Zürcher ausbedang.

Bern. Lateinschulen bestanden vor der Reformation nicht blos in Bern, sondern auch in mehrern kleinern Städten seines Gebietes, wie Thun, Zofingen, Aarberg, Huttwyl, Murten, Brugg, Aarau (seit 1270); in Bern selbst ward erst 1481 ein Schulhaus gebaut. Die Schule des Hch. Wölflin (Lupulus) erfreute sich zu Anfang des 16. Jahrhunderts eines bedeutenden Rufes. Die Volksschule der Hauptstadt war zeitweise durch wandernde Lehrer vertreten. — Im Jura wetteiferte eine Zeit lang Moutier-Granval mit St. Gallen.

Luzern. Die älteste Schule in der Stadt Luzern ist diejenige am Stift von St. Leodegar (Hofkirche); schon 1238 wird ein Oliverius als Magister im Hof genannt; sie war wesentlich für den Dienst der Kirche berechnet, erhielt aber schon 1251 eine Art Monopol, demzufolge der Unterricht außer ihr „in der Stat" bei Buße verboten ward. Uebrigens sank auch hier die geistliche Bildung derart, daß 1291 der Propst von St. Leodegar als des Schreibens unkundig erschien. Die deutschen Schulen in der Stadt bestanden jedoch fort, nur mußte nach einer Erkenntniß von 1416 für Schüler über 7 Jahre, die der Schule im Hof durch sie entzogen wurden, die alte Buße von 10 ß. entrichtet werden. Im Jahr 1504 nahm die Stadt einen solchen deutschen Lehrmeister um 1 fl. 7 ß. als Bürger auf; das Uebrige ward ihm geschenkt, „damit er die Kinder desto besser züche". Er hatte dieselben in „tütsch und lateinisch schreiben und lesen, auch etwa im Geistlichen" zu unterrichten. — In Beromünster wird ebenfalls schon im 13. Jahrhundert ein Magister genannt; im 14. Jahrhundert war daselbst ein Geistlicher der scholasticus, welcher unter sich

einen Magister hatte, dem die Leitung des Gesanges im Chor und der Unterricht der Knaben im Lesen und Singen oblag. — Wie wenig gelehrte Bildung unter der Einwohnerschaft vorhanden war, zeigt, daß unter 23 Leutpriestern (Stadtpfarrer) von Luzern von 1178—1524 nur einer, unter 16 Stadtschreibern von 1292—1490 aber kein Einziger ein Inländer war.

Urkantone. Die frühesten Spuren des Schulwesens knüpfen an die Klöster Einsiedeln (gegründet im 10. Jahrhundert) und Engelberg (gegründet im 12. Jahrhundert) und ihre Klosterschulen an, die beide im Jahrhundert ihrer Gründung auch eine Zeit der Blüthe ihrer Klosterschulen durchlebten (in Einsiedeln unter Mönch Wolfgang † 994, in Engelberg durch Abt Frowin 1150—78). Ums Jahr 1472 finden wir sowol in Schwyz als in Altorf öffentliche Lehrer genannt. In Unterwalden dagegen ist der Bestand einer öffentlichen Schule vor der Reformation nicht sicher verbürgt. Aus Luzern wie aus den Urkantonen giengen im 15. Jahrhundert Einzelne an auswärtige hohe Schulen; so weist die Basler Universität in ihren Verzeichnissen von 1469—1511 5 Urner auf.

Glarus. Vor der Reformation bestanden, wie es scheint, nirgends Volksschulen; auch die Bildung, die lateinische Schulen boten, mußte auswärts gesucht werden.

Ueber **Freiburg** vernehmen wir 1481 „wie daz von Rotwil gar ein guter Schulmeister gen Fryburg komen sy“.

Solothurn. Die Stiftsschule zu St. Ursus und Victor scheint auf ein relativ hohes Alter zurückzugehen; schon 1182 wird an derselben ein Magister Otto erwähnt. Im 13. Jahrhundert läßt sich eine Ober- und eine Unterclasse bei derselben unterscheiden. Im Jahr 1300 ist ein Laie Johannes rector scholarum in Soloduro. Im 15. Jahrhundert tritt die Vereinigung von Stifts- und Stadtschule in Solothurn deutlich und charakteristisch hervor, in dem Sinne, daß der Rath die Stiftsschule auch als Stadtschule betrachtet, sich derselben annimmt und bei der Ernennung des Schulmeisters und bei der Aufsicht seinen Einfluß geltend macht.

Basel. Basel besaß zu Karls des Großen Zeit nach einander zwei gelehrte Bischöfe, von deren einem eine Anweisung an die Geistlichen der Baselschen Diöcese im Sinn der Kirchen- und Schulverbesserungen Karls des Großen noch vorhanden ist; der Bestand der Stiftsschule mag in das 10. Jahrhundert hinaufreichen. Außerdem treten frühzeitig bei den verschiedenen Pfarreien Schulen auf, die nachher ebenfalls zu Stiftsschulen

umgewandelt wurden. Bei St. Peter ist schon 1280, bei St. Leonhard 1290 von einem „ehemaligen Schulhaus" die Rede; später gesellten sich dazu Schulen bei St. Martin und St. Alban, sowie bei St. Theodor in Kleinbasel; letztere eine städtische Schule, deren Lehrerbesoldung in den Staatsrechnungen von Anfang des 15. Jahrhunderts an figurirt. Schullohn wurde blos von den reichen Schülern bezogen. Alle diese Schulen waren lateinische Schulen mit dem trivium und überwuchernder Pflege des kirchlichen Gesangs. Daneben gab es aber je nach Gelegenheit auch deutsche Schulen, wenn wandernde Lehrmeister sich einfanden. Zum Unterricht wurde durch Aushängeschilde eingeladen, deren 2 von Holbein 1516 gemalte die Basler Bibliothek noch besitzt. Sie stellen das Innere einer solchen deutschen Schule vor; auf der einen Tafel sieht man Kinder mit ihren Büchern am Boden gekauert, während der Lehrmeister, die Ruthe in der Hand, einen Knaben an seinem Pulte, und in der andern Ecke seine Frau einen Knaben unterrichtet. Die zweite Tafel stellt das Zimmer dar, in welchem Jünglinge unterrichtet werden; beide haben folgende Unterschrift:

„Wer jemand hie der gern wolt lernen dütsch schriben und läsen uß dem allerkürtzisten Grundt den jemand erdenken kann do durch ein jeder der vor nit ein buchstaben kann der mag kürtzlich und baldt begriffen ein grundt do durch er mag von ihm selbs lernen sin schuld uffschriben und läsen — und wer es nicht gelernen kann so ungeschickt wäre den will ich um nüt und vergeben gelert haben und ganz nüt von jm zu lon nemmen — es syg wer er will burger oder handwerksgsellen frouwen oder junkfrouwen wer sin bedarff der kumm har jn der wirt drüwlich umb ein ziemlichen lon — aber die jungen Knaben und Meitlin noch der froufasten wie gewohnheit ist. 1516."

Graubünden. Ohne Zweifel hat in Chur auch schon vor der Reformation eine Schule bestanden, der Bischofssitz brachte dies mit sich; allein eine Volksschule war es in jedem Falle nicht und auch als Gelehrtenschule hat sie niemals sich zu der Höhe und Berühmtheit emporgeschwungen wie etwa St. Gallen und andre Klosterschulen. Auch redet Sprecher in seiner rätischen Chronik von einer Landschule in Vazerol, an der 24—48 Knaben von 10—15 Jahren im Latein unterrichtet und dabei kostfrei gehalten worden; diese Schule sei 1528 nach Chur auf den bischöflichen Hof verlegt worden und hätten an demselben die Zöglinge aus dem Gericht Belfort (wohin Vazerol gehörte) besondere Vorrechte gehabt; näheres über diese Landschule zu Vazerol haben wir indessen nicht erfahren können.

Aargau und **Thurgau** haben wenigstens in den Städten schon vor der Reformation Schulmeister: Rheinfelden 1227, Aarau 1270;

Frauenfeld, Dießenhofen und Appenzell, wahrscheinlich auch Arbon und Steckborn.

In **Genf** concentrirte sich das Interesse auf die gelehrte Schule. Schon 1365 war hier der Gedanke zu Tage getreten, eine Universität zu gründen, aber Mangels an Geldmitteln aufgegeben worden. 1461 war dann wesentlich durch die Beihülfe eines reichen Privaten, Franz v. Versonnex, Bau und Eröffnung eines Collegiums möglich geworden; seit 1496 nahm der Staat sich dieser Anstalt an und brachte sie zeitweise zu relativer Blüthe, bis sie 1531 in stürmischer Zeit eingieng. Um dieselbe Zeit 1532 finden wir in Genf ähnlich wie in Basel den Privatunterricht sich durch Placate empfehlen; es war Antoine Froment, der als religiöser Reformator kalt aufgenommen auf dem Wege des Jugendunterrichtes sich und indirect der neuen Lehre den Boden zu ebnen suchte, indem er ankündigte: „Il est venu un homme en cette ville qui veut enseigner à lire et à écrire en français dans un mois, à tous ceux et celles qui voudront venir, petits et grands, hommes et femmes, même à ceux qui ne furent jamais en école. Et, si dans le dit mois ne savent lire et écrire, ne demande rien pour sa peine. Lequel trouveront en la grande salle de Boytet, près du Molard, à l'enseigne de la croix d'or. Le même guérit beaucoup de maladies pour rien.“

* * *

In der 2. Hälfte des Mittelalters tritt nun für das gelehrte Studium ein Organismus auf, der in eigenthümlicher Weise Altes und Neues mit sich verband: Es ist das die hohe Schule oder die Universität, damals zunächst das studium generale (allgemeines Studium) genannt. Nachdem schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts Genf sich das Privileg zu einer Universität erworben, war es Basel, das 1460 thatsächlich die erste hohe Schule auf unserem Boden eröffnete, und so sei mit einigen Worten sowol der allgemeinen Einrichtung dieser Anstalten als speciell derjenigen von Basel gedacht.

Die hohen Schulen des Mittelalters haben einen gedoppelten Ursprung. Entweder sind sie entstanden in Erweiterung der Klosterschulen oder, und dies ist die ältere, in Italien ursprüngliche Form, als eine Ansammlung von Lehrenden und Lernenden um eine bedeutende Persönlichkeit, die aus allen Ländern begeisterte Jünger herbeizog; so bildete sich Ende des 11. Jahrhunderts die medicinische Schule zu Salerno, Anfangs des 12. Jahrhunderts die juristische Schule von Bologna, die schon von Kaiser

Friedrich I. Privilegien erhielt und ein Jahrhundert nach ihrer Gründung an die 12,000 Studirenden zählte. Dieser Kreis von Lehrenden und Lernenden verwaltete seine Interessen selbst und organisirte sich nach mittelalterlicher Art als geschlossene Corporation (universitas) mit zünftischen Einrichtungen, gliederte seine Angehörigen in Meister (magistri), Altgesellen (licentiati), Gesellen (baccalaurei) und Lehrlinge, hatte in den Disputationen seine Meisterprobestücke und in den ihm verliehenen Privilegien den festen Mittelpunkt seines Zusammenhalts gegenüber all den andern Corporationen, in denen das sociale Leben des Mittelalters sich vollzog. Die Privilegien, die man genoß, giengen naturgemäß aus den Vortheilen hervor, welche ein solcher Organismus dem Wohlstand der Stadt oder der Landschaft, in der er sich befand,. darbot; später ward es Brauch, dieselben von den höchsten Gewalten der Christenheit, von Kaiser und Papst ausdrücklich ertheilen zu lassen und im 14. Jahrhundert bereits war der rechtliche Bestand einer hohen Schule ohne die päpstliche Genehmigung undenkbar geworden.

Zu einem vollständigen studium generale gehörte die Theologie, das kanonische und das römische Recht, die Medicin — das waren die Wissenschaften (scientiæ) — und an diese schlossen sich dann als viertes die Künste (artes) an, d. h. alle diejenigen Wissenschaften, die nicht direct zu einer solchen praktischen Berufsart führten, ursprünglich mehr vorbereitende Bedeutung hatten und bis in die Gegenwart noch im Rahmen der sogenannten philosophischen Facultät zusammengehalten sind. Die Wirksamkeit dieser artistischen Facultät war um so größer, ihre Stellung aber in der allgemeinen Werthung um so geringer, als in Ermanglung geeigneter Vorbereitungsschulen (Gymnasien) die artistische Schule diejenige Abtheilung war, in der die meisten — theilweise noch in sehr jugendlichem Alter — ihre Studien begannen.

Diese Eintheilung in 4 Facultäten verdrängte im Lauf der Zeit die ältere, der Anfangsperiode der Universitäten entsprechende, wonach Lehrer und Lernende nach Landsmannschaften sich zusammengethan, organisirt und über die Interessen der Universität abgestimmt hatten.

Während nach Außen hin in der Regel ein geistlicher oder weltlicher Würdenträger als Kanzler die Vertretung der Universität und die Wahrung ihrer Rechte und Ordnungen verwaltete, während die hohe Schule selbst im Rector ihr einheitliches Haupt besaß, dem als Beirath die Häupter der Landmannschaften, später die Decane der Facultäten zur Seite standen, schieden sich nun die Universitäten nach italienischem Muster von den übrigen dadurch, daß bei jenen die Verwaltung, selbst die Wahl des Rectors bei den Studirenden stand und daß diese somit die oberste Gewalt

in Händen hatten, was bei den damaligen Verhältnissen, da oft Männer, die bereits in Amt und Würden standen, zu berühmten Lehrern in die Ferne pilgerten, keineswegs so befremdlich war als es in der Gegenwart erscheinen würde. Die Studirenden lebten großentheils in selbstgewählten Convicten, Bursen zusammen; das Leben war rauh wie die Zeit selbst und Peitschenhiebe als Disciplinarstrafe nichts Seltenes.

Bereits bestanden auf deutschem Boden eine Anzahl Hochschulen. Es waren dieselben nach dem Vorbild von Paris organisirt, also in der mehr aristokratischen, der italienischen entgegengesetzten Form: Prag 1348, Wien 1375, Heidelberg 1386, Köln 1388 u. s. w.; da hatte auch Freiburg i. B. 1457 sich die Privilegien für eine Universität geben lassen; und nun erwachte in dem benachbarten Basel der Wunsch mit Freiburg in Concurrenz zu treten, oder, wo möglich, da die Eröffnung der Freiburger Universität sich verzog, ihm zuvorzukommen.

Die Verhältnisse lagen günstig. Am 18. August 1458 bestieg den päpstlichen Stuhl als Pius II. der hochgebildete Aeneas Sylvius Piccolomini, der einst während des Basler Concils 1431—48 in Basel gelebt und Land und Leute liebgewonnen. Eine Gesandtschaft erhielt den Auftrag, ihm zu seiner Erhebung Glück zu wünschen, und als der Papst sich der Stadt sehr gewogen zeigte, erschien eine zweite Gesandtschaft, um dem Papst einige Bitten zu Gunsten der Stadt vorzulegen, die durch die Aufhebung des Concils an Wohlfahrt und Bedeutung Einbuße erlitten; als letzter dieser Wünsche war betont: „Item wolte man üczit gedencken, eyn hohe Schule hie zu haben, möchte lichter yetz denn zu anderen ziten erworben werden, dadurch die Stat nachdem sie allen landen wol gelegen ist, wol wider uffgan möchte." Schon am 12. November 1459 erließ Pius II. von Mantua aus die Bulle, die bestimmte, „daß in der Stadt Basel hinfort ein allgemeines Studium sei und auf alle zukünftige Zeiten in Kraft bestehe, in der Theologie, im kanonischen und bürgerlichen Rechte wie auch in jeder andern erlaubten Facultät und daß des baslerischen Studiums Kanzler unser ehrwürdiger Bruder Johannes[1] sei und der jeweilige Bischof von Basel und daß die daselbst Lehrenden und Studirenden sich aller und jeglicher Privilegien, Freiheiten, Ehren, Exemtionen (Ausnahmsbestimmungen) und Immunitäten (Steuerfreiheiten) erfreuen und sie genießen sollen, welche den auf dem allgemeinen Studium unserer Stadt Bologna verweilenden und wohnhaften Magistern, Doctoren und Studenten bewilligt sind, und überdies ertheilen wir dem Kanzler, den Magistern, Doctoren und Schülern des besagten baslerischen Studiums

[1] Johannes v. Veningen, der damalige Bischof von Basel.

durch Gegenwärtiges volle und freie Befugniß, nach der Weise des Studiums in Bologna Satzungen und Ordnungen zu machen." Nachdem die Verhandlungen bezüglich der finanziellen Ausstattung der neuen Anstalt durch Zutheilung kirchlicher Pfründen zu einem leidlichen Resultat geführt und die Stadt mit dem Bischof über Annahme der Kanzlerwürde sich verständigt, wurde die Universität am 4. April 1460 im Münster feierlich eröffnet und gleich am folgenden Tag mit den Vorlesungen begonnen.

Es gehört nicht in diesen Zusammenhang, die Einrichtungen der Basler Universität näher zu schildern, nur auf Einen Punkt darf hier noch aufmerksam gemacht werden. Die Stiftungsurkunde hatte bestimmt, daß die Einrichtungen der Universität Bologna vorbildlich sein sollten. Dadurch war eine innere Entwicklung vorgezeichnet, die mehr in demokratischen Bahnen gehend, die bedeutendsten Competenzen in die Hand der Studirenden legte, während die allgemeine Strömung nördlich von den Alpen auf den entgegengesetzten Weg drängte. Die ersten Jahrzehende der Hochschule verliefen unter Kämpfen der beiden Richtungen, die sich namentlich um die Besetzung des Rectorats drehten, das in der Regel halbjährlich, bisweilen auch alle Jahre wechselte. Es kam dabei soweit, daß in einem 1463 aufgestellten Statut die besoldeten Lehrer vom Rectorat geradezu ausgeschlossen wurden, „damit sie um so ungestörter ihren Studien obliegen könnten". Wurde freilich diese Bestimmung später wieder fallen gelassen, wurde auch 1481 die Wahl des Rectors endgültig in die Hände der Lehrerschaft gelegt — die Wahl von Studirenden zum Rectorat blieb deshalb doch möglich und noch im Herbst 1527 ist ausnahmsweise ein Student zum Rector gewählt worden.

Die Gründung der ersten und bis in die Dreißigerjahre unsers Jahrhunderts einzigen Hochschule auf dem Boden unsers Vaterlandes fällt schon mitten in die Zeit des großen Umschwungs, der die Neuzeit einleitete. Die mittelalterlichen Ideale hatten ihren Glanz eingebüßt; und wie auf dem politischen Gebiete die Einheitsbestrebungen, die in der Weltherrschaft der Kaiser und Päpste sich zu verwirklichen gesucht, vor den neu erstarkenden nationalen Bestrebungen zurücktraten, so verlor auch in der Cultur die einheitliche kirchlich-lateinische Bildung ihr Uebergewicht. Der drohende Untergang des byzantinischen Reichs, dessen Hauptstadt Constantinopel 1453 dem Ansturm der Türken erlag, hatte schon seit Anfang des 15. Jahrhunderts eine große Zahl gelehrter Griechen nach dem Abendlande gewiesen; mit ihnen kamen Handschriften der Classiker, Sinn für antike Kunst und Wissenschaft; in ewiger Jugend trat das classische Alterthum vor das staunende Auge und stellte die mittelalterlichen Geistesgebilde in Schatten; die neue alte Welt rief einen Taumel des

Entzückens hervor; indem der Geist in sie eintauchte, empfand er die Wonne einer Wiedergeburt. In dreifacher Richtung machte sich die neue Richtung des Humanismus gegenüber den kirchlichen Ideen geltend; entweder traten — in friedlichen Naturen — die mittelalterlichen und die antiken Ideale ebenbürtig und friedlich nebeneinander; oder es erhob sich vom Boden der Wiedererweckung des classischen Alterthums aus förmliche Feindschaft und Verachtung der Kirche, des Christenthums, der Religion; oder auf Grundlage der erstern strebte man läuternd auf Kirche, Christenthum und Religion einzuwirken. Es war eine Uebergangszeit mit allem Sturm und Drang einer solchen.

Aber diese Wiedererweckung kam zunächst doch im großen Ganzen nur den Gebildeten zu gut; die Bestrebungen für ein besseres, ciceronianisches Latein, die Reform der gelehrten Schulen, der Eifer für das Studium der Classiker und der hl. Schrift in der Ursprache hatten an und für sich auf die geistige Bildung der Massen keine Einwirkung; ja die Kluft zwischen der gelehrten und der ungebildeten Welt ward dadurch eher noch größer, schroffer, als sie durch das Mittelalter hin bestanden. Die Thätigkeit religiöser Gesellschaften wie der Brüder des gemeinsamen Lebens, auch der ärmern Jugend die Wohlthat etwelcher Bildung zugänglich zu machen, reichte nicht weiter als die Ausbreitung der Bruderschaft selbst und diese blieb auf Nordwest- und Mitteldeutschland und Nordfrankreich beschränkt, drang nicht bis in unsre Lande hinauf. Da schlug die Erfindung der Buchdruckerkunst die Brücke, auf der die neu gewonnene Erkenntniß auch dem Volke zugänglich gemacht, Gemeingut werden konnte.

Ums Jahr 1440 erfunden, war die Buchdruckerkunst Geheimniß Weniger geblieben, bis 1462 bei der Eroberung der Stadt Mainz durch ihren neuen Erzbischof die Buchdruckerwerkstätte Joh. Fusts in Flammen aufgieng und nun einzelne Gesellen desselben die neue Kunst auch anderweitig verbreiteten. Bald gelangte sie auch in unsere Lande. Als ältester schweizerischer Druck galt bisher und gilt theilweise noch ein in Beromünster herausgegebenes und die Jahrzahl 1470 tragendes Buch. Allein die Thatsache, daß in Basel bereits zu Ende 1471 ein förmlicher Strike der Buchdruckergesellen ausbrach, der einen gerichtlichen Entscheid nothwendig machte, läßt mit aller Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß die Buchdruckerkunst hier schon Ende der Sechzigerjahre ausgeübt wurde, wenn auch keine Jahresangabe auf einem Basler Druck die sichere Gewähr dafür giebt; eine ganze Reihe von Buchdruckernamen, die Basel von 1471 bis 1500 aufzuweisen hat, zeigt, welch rege Thätigkeit das Buchdruckergewerbe in Basel schon in den letzten drei Jahrzehenden des 15. Jahrhunderts entfaltete.

Der neuen Kunst gegenüber traten die mühsamen Versuche, mit denen das spätere Mittelalter auf die Bildung des Volks einzuwirken gesucht, so die biblia pauperum (biblische Bilderreihen mit kurzen Inhaltsbezeichnungen oder Sprüchen, für den Abdruck auf eine einheitliche Holzplatte eingeschnitzt) in den Hintergrund; schon zu Ende des 15. Jahrhunderts erscheinen religiöse Volksbücher wie „der Seele Trost" in Druck; jetzt erst, mit der Ausbreitung der Buchdruckerkunst war den Bestrebungen für allgemeine Volksbildung die Bahn offen gelegt, den Anfängen der Volksschule der Boden geebnet.

Monographien zur Geschichte des Mittelalters.

Karl der Große.

Von c. 742—814.

[Quellen: Einhard: Vita Karoli Magni. — A. Ebert: Allgemeine Geschichte der Litteratur des Mittelalters im Abendlande. Bd. II. 1880. — S. Abel: Jahrbücher des fränkischen Reiches. Bd. I. 1866. — Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Zürich 1861: Kaiser Karls des Großen Bild am Großmünster Zürich. — M. Büdinger: Von den Anfängen des Schulzwanges. Festrede 1865.]

Die großartigste Erscheinung in der Geschichte des frühern Mittelalters ist ohne Zweifel Karl der Große. Er gehört zu den wenigen, welche nicht sowol durch den Zufall der Geburt, als durch die Macht und Fülle ihres Geistes der Mit- und Nachwelt ihre Bahnen vorgezeichnet haben. Kein Wunder, wenn die Phantasie der Völker bei der thatsächlichen Größe solcher Männer nicht stehen bleibt, sondern darüber hinaus ihre Gestalt im Lichte einer wunderbaren und sagenhaften Deutung erscheinen läßt. So war es auch mit Karl dem Großen.

Geboren um 742, aus dem neu emporstrebenden Herrscherhause der Franken, erhielt Karl eine lediglich auf die Ausbildung des Körpers gerichtete Erziehung. Die nicht minder großen Anlagen des Geistes, verbunden mit einer seltenen Thatkraft und Strebsamkeit kamen erst später zu ihrer Würdigung. Aus seiner Jugendzeit sind wenig geschichtliche Züge bekannt.

Im Jahr 768 starb sein Vater Pippin. Karl mußte das Reich mit seinem Bruder Karlmann theilen. Durch den plötzlich erfolgten Tod des letztern sah er sich schon nach drei Jahren als Alleinherrscher des großen fränkischen Reiches. Dessen Grenzen zu erweitern und zu sichern, war auch für ihn das nächste Ziel. Seine zahlreichen Feldzüge, die mehr als dreißig Jahre seiner Regierung ausfüllen und oft mit großer Grausamkeit geführt wurden, waren von ungewöhnlichem Glücke gekrönt. Vom Ebro bis zur Elbe, von der Eider bis zur Tiber trugen die fränkischen Waffen seinen siegreichen Namen. Von großer Tragweite war die Unterwerfung der Sachsen: damit wurde der letzte germanische Stamm von Bedeutung mit dem fränkischen Reiche vereinigt und ein kräftiges Element in das neue, nunmehr vollendete

romanisch-germanische Weltreich herbeigezogen. Nicht minder folgenschwer war die Krönung zum römisch-deutschen Kaiser durch Papst Leo III. in Rom (800). Mit der Vorstellung der neu erstandenen, römischen Kaiserwürde verband sich die Verpflichtung eines obersten Schirmherrn der Kirche und der gesammten Christenheit, eine Aufgabe, welche die Keime welterschütternder Kämpfe in sich barg.

Früh genug zeigten sich die Schattenseiten des durch „Blut und Eisen" zusammengefügten Weltreiches: es war eben, wie bei allen Schöpfungen der Art, eine nur durch die Persönlichkeit des Gründers zusammengehaltene, erzwungene Vereinigung verschiedener Nationalitäten, die nach dessen Tode wieder ihre besondern Wege einschlugen. Wie das nationale Leben, so wurde allmälig auch die individuelle Freiheit dem Throne gegenüber abgeschwächt. Die Herzogswürde wurde bei jeder Gelegenheit erniedrigt, ein neues Beamtenthum zum Werkzeug des königlichen Scepters gemacht und auch die Kirche unbedingt der Staatsgewalt untergeordnet. Die kleinen Landbesitzer litten schwer durch die vielen Kriege; sie vermehrten trotz der schützenden Bestimmungen Karls die Zahl der Hörigen und waren vollends ohnmächtig. Das ganze öffentliche, private und kirchliche Leben pulsirte in Einer Person, ward getragen von Einem Geiste, vom Geiste des „von Gott gekrönten Karl". Aber welch ein Geist!

Die aufgezeichneten Beschlüsse der Reichsversammlungen, die sogenannten Capitularien, geben einen Einblick in seine Thätigkeit. Selten hat ein Herrscher bei einer solchen Macht ein so scharf ausgeprägtes Bewußtsein von der Würde und der Verpflichtung seiner Stellung in sich getragen, wie Karl. Wir sehen den Kaiser unausgesetzt bemüht, die neue staatliche Ordnung durch eine Reihe von Erlassen zu befestigen, welche nicht sowol die Ruhe des Reiches nach Außen, sondern noch mehr im Innern, das materielle, geistige und sittliche Wohl der Unterthanen sichern sollten. Karl sucht das kleine, freie Grundeigenthum gegen Uebergriffe von Grafen und Klöstern zu schützen; er ordnet den Heerbann und ist bestrebt, die Freien nach Möglichkeit zu entlasten; er sucht das Steuerwesen zu ordnen durch regelmäßige Erhebung der Abgaben; er widmet dem Handel und Verkehr, der Anlage von Straßen, Brücken und Canälen seine eingehende Sorge; sorgfältig wie ein sparsamer Hausvater bewirthschaftet er seine Krongüter und beschäftigt sich mit Geflügeln und Saaten, mit Trauben und Wein. Gerade das ist das Wunderbare, daß er trotz der Größe seiner Aufgaben in der Regierung eines so ausgedehnten Reiches auch das Kleine und Einzelne nicht übersieht.

Ebenso sehr war aber Karl der Große von der Ueberzeugung durchdrungen, es sei seine Pflicht, auch über die geistige und sittliche Entwickelung seiner Völker zu wachen und hierüber allgemeine verbindliche Vorschriften zu

erlassen. Er fühlte das Bedürfniß und die Nothwendigkeit einer allgemeinen Volkserziehung zur allseitigen Entwickelung der individuellen Kräfte, die auch im Aermsten, ja selbst im Unfreien, geweckt werden sollen. Das Organ, das diese Aufgabe zu übernehmen hatte, war ihm die Kirche, das Mittel die Gründung von Schulen. Es hat vielleicht vor Karl größere Feldherren, größere Staatsordner gegeben; aber man wird keinen Herrscher finden, der wie Karl die Beseligung und Erhebung der Menschen als seine Aufgabe betrachtet hätte. Nicht, als ob diese Ideen noch nie dagewesen wären; aber noch nie in dieser präcisen, ausgedehnten und allgemein verbindlichen Form. Wol hatte die Kirche seit Jahrhunderten Bildungsanstalten errichtet: die Kloster- und Domschulen. Von Anfang an verbanden die Klöster religiöse Asketik mit pädagogischen Zwecken, unter ihnen besonders die Benedictiner. Die Schulen derselben hatten zunächst die Aufgabe, aus den ihnen zugeführten Knaben und Jünglingen tüchtige Ordensglieder zu machen und überhaupt das geistige Leben innerhalb der Verbrüderung zu fördern. Ihre Studien kamen aber nicht bloß der Kirche, sondern auch der Wissenschaft, ja dem ganzen Volke zu Gute, indem sie neben dem geistlichen Amt auch für die Laufbahn der Gelehrten und den Staatsdienst vorbereiteten und sich sogar mit dem eigentlichen Elementarunterricht befaßten, also mit der Aufgabe, welche gegenwärtig der Volksschule zugewiesen wird. Ihre Schulen waren Elementar-, Mittel- und Hochschulen, welche der Jugend aller Stände offen standen. Nach dem gleichen Muster, wenn auch vorwiegend geistliche Seminarien, waren die meisten der an den Sitzen der Bischöfe errichteten Domschulen. Karl der Große hatte also in seinem eigenen Reiche, besonders in Fulda, und in der Missionsschule zu Utrecht, naheliegende Vorbilder. Ja, der Bischof Theodulf von Orleans hatte noch bestimmter und durchaus selbständig bereits im Jahr 794 den Versuch eines allgemeinen Volksunterrichtes gemacht und seinen Pfarrern eingeschärft, in den Dörfern und auf den Höfen Schule zu halten und hiebei alle Kinder der Gläubigen, die man ihnen anvertrauen wolle, anzunehmen und mit äußerster Liebe zu unterweisen, ohne hiefür Lohn zu verlangen.

Noch größer war die Anregung von Italien und England aus. In Italien, auf dessen classischem Boden die Kunstwerke des Alterthums auf Karls empfänglichen Geist lebhaft einwirkten und seinem Bildungstriebe neue Nahrung gaben, dort, wo die Langobarden schon längst berühmte grammatische Schulen unterhielten, machte er die Bekanntschaft mit jenen angesehenen Gelehrten Alcuin, Paulus Diakonus und Petrus von Pisa, welche mit Karl die Frage der Volkserziehung in der That zu ihrer ersten und dadurch welthistorischen Lösung gebracht haben. Alcuin, der Mittelpunkt des ganzen Gelehrtenkreises, war ein Angelsachse. In seinem Heimatlande hatte man

schon 747 auf einer Synode den Anfang zur Einführung eines allgemeinen Schulunterrichtes gemacht. Man legte es dort Bischöfen, Aebten und Aebtissinen als Pflicht auf, ihre Pflegebefohlenen, besonders die Knaben in den Schulen zu üben in der heiligen Schrift und in den Wissenschaften, „damit sie erfunden werden der Kirche Gottes zu aller Art Gewinn". Die berühmte Schule zu York, wo Alcuin selbst Schüler und später Lehrer und Leiter gewesen war, wurde die Musterschule für das Frankenreich, wo nun nach Karls Ideen, im Unterschied von allen bisherigen Versuchen, ein lückenloses System von Schulen das ganze Volk umfassen sollte. Natürlich sah sich Karl zur Ausführung seines Vorhabens auf die Kirche angewiesen. Dies entsprach zugleich auch seiner persönlichen religiösen Anschauung. Das Christenthum ist ihm nicht blos die beseligende Religion, sondern der Inbegriff der Bildung und Gesittung überhaupt, und so wenig er auch der Kirche einen Eingriff in seine weltlichen Herrscherrechte gestattete, so sehr fühlt er sich berufen, sie mit dem weltlichen Regiment zu einem Gottesstaat zu vereinigen, wie er sich denn auch selber einen „ergebenen Vertheidiger der heiligen Kirche und des apostolischen Stuhles Helfer in Jeglichem" nennt. Darum ist er bemüht, das Christenthum in alle Zonen seines Reiches zu verpflanzen und oft wurden mit Blutgesetzen Christenthum und Königthum zugleich aufgedrungen. Eine Reihe neuer Bisthümer werden gegründet und reich ausgestattet, die Stiftungen an schon bestehende Kirchen und Klöster vermehrt. Dagegen soll der Klerus für den christlichen Wandel des gesammten Volkes einstehen; Kriegsdienst und Jagd, Zuchtlosigkeit und Unwissenheit will der Kaiser schlechterdings nicht mehr unter ihm dulden und er ermahnt in einem Rundschreiben (787) alle Bischöfe und Klöster auf das eindringlichste, die studia litterarum zu pflegen: erst das Studium befähige zum rechten Verständniß der Bibel; daß es oft hieran mangle, beweisen die vielen fehlerhaften Schreiben, die von Klöstern an den König in den letzten Jahren gerichtet worden seien. — In einem zweiten Rundschreiben erklärt er, er wolle die Kirchen, die vergessenen Werkstätten der Wissenschaft, wieder herstellen; er habe den durch Unwissenheit der Schreiber entstellten Bibeltext bessern lassen; sein Vater habe die Kirchen mit dem römischen Gesange geschmückt; er habe durch Paulus Diakonus aus den Werken der katholischen Väter eine Blumenlese von Homilien ausziehen lassen. — In einem Capitular von 789 befiehlt er geradezu, es sollen mit allen Bischofskirchen und Klöstern Schulen verbunden werden, wo nicht blos die Kinder der Leibeigenen (aus denen sich der Klerus gewöhnlich ergänzte), sondern auch die Kinder der Freien und Edeln unterrichtet werden sollen, und zwar in Psalmen, Noten, Gesang, Computus (Rechnen) und Grammatik. — Wenn diese Schulen allerdings zunächst nur für die Ausbildung des Klerus berechnet waren, so wird doch in einem

Capitulare von 801 geradezu gefordert, daß ein Jeder seinen Sohn zur Erlernung des Lesens in die Schule schicke und ihn bis zur Vollendung des Unterrichtes dort verweilen lasse. Seinen Sendboten, den missis dominicis, welche die Ausführung seiner Befehle zu überwachen haben, schärft er ein, nicht nur darauf zu sehen, daß alle Pfarrer zur religiösen Unterweisung des Volkes durch Predigt und Erklärung befähigt seien, sondern daß Jedermann im Reiche gewisse kirchliche Formeln, vornehmlich das Glaubensbekenntniß und das Vaterunser, und zwar in lateinischer Sprache, unter Androhung von Strafen, hersagen könne. Diese Vorschrift wird mehrmals wiederholt, ja Karl geht so weit, selbst Frauen für ihre Unwissenheit mit Peitsche oder Fasten zu bedrohen.

Wenn irgend etwas dazu angethan war, den Befehlen Karls wirksamen Nachdruck zu verschaffen, so war es das persönliche Beispiel des erhabenen Kaisers. Mit den Gelehrten tagtäglich zu verkehren und sich in ihrem Umgang zu bilden, war ihm Bedürfniß und Genuß zugleich. Darum errichtete er an seinem Hofe eine Musteranstalt wissenschaftlichen Lebens. Die Hofschule, schola palatina, wie sie schon die merowingischen Könige zur Bildung ihrer höhern Beamten gehabt hatten, erweiterte er zu einer Art Akademie, welche alle Wissenschaften pflegte, zunächst zur Bildung der Räthe, Diener und Hofgeistlichen, sowie der Söhne und Töchter seines Hauses und des dem Hofe nahestehenden Adels diente, dann aber auch in weitere Kreise wissenschaftliches Leben verbreitete. Karl selbst gab ein aufmunterndes Beispiel des Fleißes und Bildungstriebes. Schreiben hatte er erst als König auf dem Thron gelernt; eifrig studirte er später Lateinisch, Griechisch, Rhetorik, Dialektik und Astronomie. Auch die Frauen, die Töchter und Schwestern Karls, sowie entferntere Verwandte nahmen an diesem gelehrten Treiben Theil, vielleicht auch da nach dem Beispiel der Angelsachsen. Von der Aufklärung Karls, einer natürlichen Folge seiner Bildung, zeugen seine Capitularien gegen den Aberglauben des Volkes, seine Stellung im Bilderstreit gegen die Bilderverehrung und seine Würdigung der Bildung überhaupt. Er gibt nichts auf den hohen Rang; auch die Armen und Leibeigenen werden in seine Bestrebungen hineingezogen; denn er schätzt die Bildung über Alles und verleiht die angesehensten Ehrenstellen und vornehmsten Bisthümer gerade den gebildetsten Gelehrten. Endlich, so sehr er überzeugt ist, daß die Volksbildung von der gelehrten, lateinischen Bildung der Geistlichen ausgehen müsse, erkennt er doch die Schätze des deutschen Volksgeistes. Er widmet der deutschen Sprache und Poesie seine besondere Theilnahme, versucht sich an der ersten deutschen Grammatik, gibt den Monaten und Winden deutsche Namen, läßt deutsche Heldenlieder sammeln und aufzeichnen und befiehlt den Geistlichen, deutsch zu predigen und zu unterrichten.

Wir können uns von dem Umfang und der Lehrmethode, wenigstens an den höhern Schulen der damaligen Zeit, ein ziemlich getreues Bild machen. Wie aus den Capitularien ersichtlich ist, hatte Karl für das Volk neben der allgemeinen religiösen Bildung und kirchlichen Unterweisung noch zum mindesten das Lesen im Auge. Die Kloster= und Domschulen erweiterten diesen Lehrstoff durch Kirchengesang, Rechnen und Grammatik (lateinisches Lesen und Schreiben), und wo sie sich in voller Blüthe zu Gelehrtenschulen aufschwangen, wie z. B. am Hofe Karls, ferner zu Tours und Fulda, kamen noch Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Geometrie und Astronomie hinzu.

Diese verschiedenen Schulen sind übrigens nicht als aufeinanderfolgende Stufen zu betrachten; jede fieng mit den einfachsten Elementen an und bildete so ein Ganzes für sich.

Die Lehrmethode ist am ehesten aus den Lehrbüchern Alcuins ersichtlich, wenn man aus seiner Schule zu Tours einen Schluß wenigstens auf die Gelehrtenschulen im Allgemeinen ziehen darf. Alcuin, oder Albuin, wie er sich gewöhnlich nannte, der berühmteste Lehrer und Freund des großen Königs, erhielt im Jahr 796 die Abtei Tours, wo er die herabgekommene Schule zu neuem Leben und neben der Hofschule zu einer zweiten Musterschule erhob, in der die tüchtigsten Lehrer und Gelehrten des fränkischen Reiches herangezogen werden sollten. Hiebei hielt er sich unzweifelhaft an die ihm bekannte Domschule zu York, von wo er auch die Bücher und übrigen litterarischen Hülfsmittel bezog. Seine Lehrbücher zeigen ihn uns als einen vortrefflichen Lehrer. Sie behandeln die wichtigsten Fächer und sind zum Theil speciell für Karl den Großen und seine Familie geschrieben. Wir begegnen in ihnen manchen eigenthümlichen Formen. So tritt in seiner Grammatik nach angelsächsischem Muster besonders der Dialog hervor: Der Lernende frägt und der Lehrende antwortet, manchmal reden auch zwei Schüler miteinander und mit dem Lehrer; öfters werden die Rollen vertauscht, was die dramatische Lebendigkeit erhöht. Die einzelnen Redetheile sind nach den Buchstaben und Silben behandelt, bei den Silben werden Accent und Quantität nur kurz berührt. — Sein Werk: „de orthographia“ ist ein wichtiger Beitrag zur Kenntniß der Aussprache des Lateinischen in der damaligen Zeit. — Ein merkwürdiges, kleines Lehrbuch ist die „disputatio Pippini cum Albino Scholastico“, ein Handbüchlein für „Denkübungen“, zur Schärfung des Witzes und Verstandes, ebenfalls in dialogischer Form. Darin sind im ersten Theil Definitionen gegeben von verschiedenen, den Menschen naheliegenden Objecten und Begriffen, am liebsten in Metaphern; so vom menschlichen Körper, vom Leben und Tod, von den Elementen, den Gestirnen, den Jahreszeiten 2c. Z. B. Was ist die Zunge? Eine Geißel der Luft. — Was ist

der Nebel? Die Nacht am Tage, die Mühe der Augen. — Was ist der Tag? Die Anregung zur Arbeit. — Wenn schon diese Fragen und Antworten lebhaft an das Räthsel erinnern, so giebt dann in einem zweiten Theil der Lehrer dem Schüler wirkliche Räthsel auf, eine Form, deren Vorliebe Alcuin mit den Angelsachsen überhaupt theilte.

Gewiß haben die Wellenschläge dieser großen Reformbestrebungen Karls unser schweizerisches Vaterland, das ja auch zum fränkischen Reiche gehörte, ebenfalls berührt. Die Sage hat zwar die wirklichen Beziehungen verdunkelt, aber gerade, daß sie so früh den Kaiser durch Bild und Wort zu verherrlichen suchte und jeder Ort seinen Ruhm darin setzte, in möglichst innige Berührung mit ihm gebracht zu werden, ist ein Zeugniß von dem gewaltigen Eindruck seines Geistes. So hat denn voraus das Chorherrenstift in Zürich Karl den Großen nicht blos als seinen Gönner und Ordner, sondern sogar als Begründer seiner Stiftsschule gefeiert, und diese nach ihm Collegium Carolinum benannt. Der sogenannte Rotulus, eine Abschrift von Urkunden von verschiedenen Händen auf Pergament geschrieben, aus dem 9. bis 11. Jahrhundert, enthält ein ganzes Verzeichniß von Gütern und Einkünften, welche auf Karls Befehl nebst vielen andern Schenkungen von Laien und Geistlichen dem Stifte vermacht worden wären. Unter den Schätzen der Kirche zählte man eine Reihe als Geschenke Karls auf, darunter seine, heute noch vorhandene lateinische Prachtbibel auf Pergament. Man blieb hiebei nicht stehen, sondern schrieb Karl mehrmalige Besuche in Zürich zu (im Hause zum „Loch"), ja verherrlichte ihn schließlich sogar als Gründer der Stadt. So wenig nun auch diese Züge vor einer gewissenhaften Forschung bestehen können, so wenig ist auf der andern Seite die Bedeutung Karls für unsere Gegenden zu unterschätzen. Gewiß hat Karl, der im Ganzen fünf Mal nach Italien zog, also zehn Mal die Alpen passirte, auf seinen Zügen auch die Schweiz berührt. Ob er jemals Zürich besucht, ist zweifelhaft, um so mehr, da er nie in den Pfalzen des oberdeutschen oder schwäbischen Landes Hoflager gehalten. Daß bei seiner Sorge für die Kirche im Allgemeinen auch unser Land mit inbegriffen war, muß man von vorneherein annehmen, und es ist völlig glaubwürdig, daß jene Schenkungsurkunde des Chorherrenstiftes in Zürich auf Befehl Karls ausgefertigt worden sei, wenn sie auch nicht aus seiner Kanzlei herrührt. Damit steht dann auch das Bild des Kaisers in Verbindung, das beim ersten steinernen Bau des Großmünsters, im 10. Jahrhundert, in einer Nische aufgestellt, und beim Neubau unter Hans Waldmann 1488—90 in seiner gegenwärtigen Gestalt auf dem „Karlsthurm", unzweifelhaft nach dem ältern Vorbild, errichtet wurde. Endlich mußten Karls Verordnungen auch einen Aufschwung unserer Stifts- und Klosterschulen bedingen, und war daher die Verehrung, welche das Chor-

herrenstift in Zürich dem Kaiser zollte, durchaus begründet; ja wir sehen noch viel später den neuen Aufschwung der hiesigen Stiftsschule: die Anstellung des gebildeten Konrad von Mure als Cantor (Singmeister) 1259 und eine durch ihn bedingte Erweiterung des Lehrgebietes im unmittelbaren Zusammenhang mit dem anno 1233 in Zürich neu aufgekommenen Karlcultus.[1]

Allerdings erreichte Karl seine Ideale nur an seiner Hofschule; alle seine Bestrebungen kamen weit mehr der Gelehrtenbildung, als der Volksbildung zu Gute. Aber für jene ist seine Fürsorge nicht umsonst gewesen. Viele Schulen an den bischöflichen Kirchen und bei den Klöstern blühten empor; die fränkische Geistlichkeit zeichnete sich unter Karl im Allgemeinen durch ihre Gelehrsamkeit aus; aber auch die Laien wurden ergriffen. Es entstand eine neue, weltliche, von den Laien gepflegte lateinische und deutsche Dichtung; besonders aber gab Karl durch seine Ideen und seine Thaten zu einer neuen, zuverlässigen und künstlerischen Geschichtschreibung Veranlassung, als deren Hauptvertreter Einhard mit der classischen Biographie seines hohen Freundes betrachtet werden kann. Karls Regierung bezeichnet nicht blos für die äußere Machtstellung, sondern auch mit Bezug auf die Litteratur den Höhepunkt der fränkischen Macht.

Dagegen sind die Absichten und Hoffnungen Karls auf eine allgemeine Volksbildung durch Jahrhunderte unerfüllt geblieben. Einmal fehlte es der Staatsgewalt an den erforderlichen Organen zur Vollstreckung ihrer Befehle. Dann war ein großer Theil des Volkes unfrei, verarmt und jedenfalls ohne Bedürfniß und ohne Verständniß für die anbefohlene Bildung. Endlich ließ es der Klerus, von dem natürlich alles abhing, nur zu oft an der nöthigen Lust und am nöthigen Geschick fehlen; es war schon viel, wenn er sich zu einem Minimum rein kirchlicher Kinderlehre herbeiließ. Als vollends die Seele der ganzen Bewegung, Karl, dahinschied (28. Januar 814), wendete sich der Klerus immer mehr rückwärts. Schon im Jahr 817 beschloß die Synode zu Aachen, es sollen künftig keine Laien mehr in die Klosterschulen aufgenommen werden.

Je weniger die Folgezeit die großen Ideen Karls verstand, desto höher strahlt sein Genius. „Viele hochstrebende Herrscher hat das Jahrtausend nachdem erzeugt; aber nach Höherem hat Keiner gerungen.“

Dr. Ernst.

---

[1] Karl wurde 1166 durch Papst Paschalis III. heilig gesprochen; daher der 28. Januar, Karls Todestag (814), nach kirchlicher Sitte sein Gedächtnißtag, der „Karlstag“.

Die Schule des Klosters St. Gallen.

Erst im zweiten Jahrhundert des Bestehens der geistlichen Ansiedelung im Hochthale der Steinach, als die Zelle des heiligen Gallus, des keltischen Einsiedlers, durch den in Rätien gebildeten Schwaben Otmar in Folge der Annahme der benedictinischen Regel zum wirklichen Kloster wurde — 747 oder 748 —, hebt eine zusammenhängende Geschichte und zugleich die große Culturbedeutung des nach dem ersten Begründer genannten Gotteshauses an. Ganz gewiß darf man also auch schon in die Zeit dieses ersten Abtes Otmar die Gründung der Schule zu St. Gallen ansetzen, ja vielleicht deren erste Anfänge, entsprechend der überall gültigen Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit der kirchlichen Institute im frühen Mittelalter, noch höher in die Zeit der einfachen Einsiedler-Zelle hinaufrücken. Denn die erste schwache Spur von „Schülern des Klosters" findet sich zwar nur rein zufällig in einer Aufzeichnung von Wundergeschichten, in denen die Kraft des heiligen Gallus zu Tage getreten sein soll: ein Dieb hat das väterliche Haus des Schülers, welcher dann später selbst Mönch wurde, erbrochen, während derselbe dem nächtlichen Gottesdienste in der Klosterkirche beiwohnte, und auch dessen Buch mit sich genommen. Aber so ist es in der sonst so reich ausgestatteten St. Galler Klostergeschichtschreibung auch ferner geblieben. So wichtig, so vorbildlich geradezu, so weithin wirkend die St. Galler Schule gewesen ist, so ganz zufällig vereinzelt sind die Nachrichten über dieselbe. Viele Namen von Lehrern, ein großer anerkannter Ruhm der Schule sind uns überliefert; doch nahezu nichts von demjenigen liegt vor, was etwa zu einer regelrechten Schulgeschichte erforderlich erscheint. Denn die reichlichere Kunde von St. Galler Wissenschaft und St. Galler Gelehrten ist doch noch bei weitem nicht gleichbedeutend mit der St. Galler Schule selbst.

Ein bestimmt in das Gewicht fallendes Zeugniß für das Vorhandensein einer Schule in reicherer Entwicklung ist zum Jahr 830 gegeben, wo Abt Gozbert einen Neubau des Klosters in das Werk setzte und dabei den noch heute in St. Gallen auf der Bibliothek aufbewahrten Normalplan einer großen Abtei wenigstens theilweise jedenfalls zum Vorbild nahm, wobei aber durchaus nicht behauptet werden darf, daß von dem Plane auf das in St. Gallen Geschaffene einfache Rückschlüsse erlaubt seien. Wenn jedoch nun geschichtlich für das neunte Jahrhundert der Bestand einer inneren und einer äußeren St. Galler Schule neben einander belegt ist und wenn andererseits der Klosterplan dem entsprechend Gebäulichkeiten einer inneren zur Seite derjenigen einer äußeren Schule aufweist, so darf wohl hieraus ein Schluß

auf die Pflege der pädagogischen Bestrebungen in St. Gallen gethan werden. Die innere Schule steht auf dem Plane in den demselben eingefügten Inschriften als die eigentliche Klosterschule verzeichnet: „In diesem Verschlusse werden die Dargebrachten — d. h. die von den Eltern dem Klosterleben von Anfang an geweihten Knaben — den Novizen beigesellt“. Dem entsprechend ist sie auch, östlich von der Kirche, mit dem klösterlichen Krankenhause symmetrisch angelegt und auf der Nordseite mit einer eigenen Kirche versehen, welche sich mit der gleich eingerichteten des Spitales unter einem und demselben Dache befindet; nach einem inmitten frei liegenden Hofe öffnen sich die Räume des Anstaltsgebäudes, Schlafzimmer, Arbeitszimmer und Speisesaal, ferner die Gemächer des Lehrers und der Kranken. Die äußere Schule — „das Haus der gemeinschaftlichen Schule und der Erholung“ sagt die Beischrift — ist dagegen außerhalb der Clausur, neben dem Abthofe, angebracht. Auch ein weitläufiges Gebäude, mit einem Hofraume, sowie mit einem eigenen dem Schulhause vorüberstehenden Hause des Schulvorstehers, entbehrt sie einer Kirche; denn hier werden nicht Novizen, sondern zukünftige Weltgeistliche unterrichtet.

Wie die gesammte geistige Bethätigung des neunten Jahrhunderts, so knüpft sich auch diejenige St. Gallens an die Anregungen an, welche in Karl dem Großen und dem Kreise, den er um sich gesammelt, ihren Mittelpunkt hatten. Die wissenschaftlichen und die pädagogischen Leistungen der St. Galler sind durch mehr oder weniger deutlich erkennbare Fäden theils mittelbar, theils direct mit den Pflanzungen des großen Lehrers und Freundes des Kaisers, Alcuin, verknüpft. Die berühmte Schule von Fulda, das nahe gelegene, in der Person seines Abtes, des hoch gepriesenen Walahfrid, in der Mitte des Jahrhunderts den St. Gallern enge verbundene Gotteshaus auf der Reichenau boten solche Vermittelungen. Dazu dauerte stets noch der Verkehr mit den Stammgenossen des heiligen Gallus fort: theils als unstete Zugvögel, aber auch zu längerem Aufenthalte kamen gelehrte Iren, die dem Unterrichte förderlich wurden. Auch die günstige Lage an einer Hauptverkehrsstraße nach Italien mußte dem Schulleben des Gotteshauses viele anderswo vermißte Früchte zeitigen. Daß Abt Gozbert für die Vermehrung der Büchersammlung eifrig sorgte, die Schreibethätigkeit im Kloster hob, daß darnach von 841 an Abt Grimald, ein Schüler Alcuins, und ebenso sein ständiger Decan und späterer Nachfolger Hartmut — 872 bis 883 Abt — hierin fortfuhren, wie denn aus dieser Zeit das erste ungefähr 400 Bände umfassende Bücherverzeichniß stammt, und durch Schenkungen die Bibliothek vermehrten, all das ist gewiß auch mit der Hebung der Schule in Verbindung zu bringen. Ebenso wenig ist, bei der engen Verknüpfung des Schriftwesens mit den litterarischen Leistungen als solchen, die hervorragende

Bedeutung St. Gallens für Schreibkunst und Malerei, und zwar im vollendetsten Stile der karolingischen Kunst, von Grimals Zeit an, zu übersehen, wie sie vor allem im Prachtwerke des Psalterium aureum ausgesprochen ist. Man darf ganz gewiß die St. Galler Schule einerseits als das Centrum des geistigen Lebens im Kloster, andererseits als eine weithin strahlende Leuchte bezeichnen; aber zugleich ist offen einzugestehen, daß von dem eigentlichen Schulleben fast gar nicht Bericht erstattet werden kann.

Wol ist uns nämlich für eine ganze Reihe von Mönchen bezeugt, daß sie als „magistri“, als „doctores“, wie das Todtenbuch des Klosters sie nennt, gewirkt haben, und wol treten uns die namhaftesten unter ihnen in ausgeführterer Charakteristik, in mehr oder weniger anekdotenhaften Geschichten entgegen, in einem Zusammenhange, wo oft auch von der Schule, von einzelnen Schülern gesprochen wird. Allein wir sind weit davon entfernt, daraus zu lernen, wie, nach welchem Plane, bis zu welchen Zielen in dieser großen Zeit St. Gallens unterrichtet wurde, und haben nur das Recht, anzunehmen, daß die allgemein geltende Methode der Lehre, wie sie in der Unterscheidung der sieben Disciplinen, des Triviums und Quadriviums, galt, in St. Gallen in besonders anerkannter Weise befolgt worden ist. An diesem Mangel genauerer Kunde trägt der Umstand die Hauptschuld, daß der bekanntlich vielfach sehr farbenreiche, in sich selbst jedoch höchst ungleiche Bericht über das innere Leben im Kloster im neunten Jahrhundert erst im elften aufgezeichnet worden ist und daß außerdem diese in vielen Stücken mit Recht hoch gelobte Erzählung der Klostergeschichte Ekkeharts IV. viel mehr eine Schilderung einzelner Persönlichkeiten, als die Vorführung des gesammten Thuns der Bewohner des Gotteshauses ist. Derjenige Klostergeschichtschreiber dagegen — Ekkeharts IV. Vorgänger als Historiograph im neunten Jahrhundert —, welchen Ekkehart selbst als besonders tüchtigen Lehrer rühmt, Ratpert, hat in seiner eigenen Darstellung der Entwickelung des Gotteshauses, bis in die Zeit der letzten Karolinger, nur ganz einseitig der äußeren Geschichte desselben seine Aufmerksamkeit zugewandt, insbesondere der Schule und der Leistungen derselben ganz und gar nicht gedacht.

Immerhin sind nun, wenn man nicht aus den Augen verliert, daß nur Tradition, und zwar vielfach ausgeschmückte und unsichere, von Selbstlob erfüllte Klosterüberlieferung, vorliege, die Charakteristiken Ekkeharts, die Bilder einzelner unter diesen Lehrern für unseren Zweck verwerthbar. — Nach einem Werinbert, welchem nebst Hartmut der Mönch Otfrid von Weißenburg sein Evangelienbuch zugesandt hatte und den andererseits ein 883 durch Kaiser Karl III. zur Lebensschilderung Karls des Großen aufgeforderter ungenannter Mönch als seinen Lehrer pries, sind Möngal und Iso, jener ein zugewanderter Landsmann des heiligen Gallus, dieser ein

Thurgauer († 871), die ersten bestimmter hervortretenden Persönlichkeiten im Lehrkörper der St. Galler Schule, jener als Vorsteher der inneren, dieser als derjenige der äußeren Schule; Iso starb ferne von St. Gallen im burgundischen Jura zu Grandval, wohin er als Klosterlehrer auf Zeit erbeten worden war. Ein Zeitgenosse Isos, nicht, wie Ekkehart IV. irrig meint, ein Schüler desselben, ist ferner jener schon genannte Zürcher Ratpert, der, als Dichter in lateinischer, wie in deutscher Sprache hochgeschätzt, der Klosterschule vorstand. Was Ekkehart IV. an ihm rühmt, daß er strenge Zucht in der Schule gehandhabt, jede Entfernung vom Kloster dem Tode gleich geachtet, nur zwei Schuhe im Jahre gebraucht habe, daß er sagte: „Gute Messen hören wir, indem wir sie zu halten lehren", daß an seinem Sterbebette die Treue und Liebe der Schüler sich dadurch zeigte, daß vierzig derselben, sämmtlich Domherren, um sein Lager standen, dies bietet sämmtlich kleine Züge zur Geschichte des Schullebens. — Aber höher noch steht das nächstfolgende Geschlecht, der ziemlich gleichalterigen Schüler der eben genannten Lehrer: es sind Notker der Stammler aus dem Geschlechte der Schultheißen von Jonswil, 912, und Tuotilo, der Künstlermönch, kurz nach ihm gestorben, sowie der bis 920 als Abt von St. Gallen und zugleich als Bischof von Constanz regierende hervorragende Staatsmann Salomon III., vom jenseitigen Bodenseeufer stammend, und Hartmann, 922 bis 925 Abt in St. Gallen. In Notker, der sich ausdrücklich selbst als Schüler Isos und Möngals — oder, wie er ihn mit den St. Gallern nennt, Marcellus — bezeichnet, trat vorzüglich eine Seite, welche die St. Galler Schule in erster Linie betonte und pflegte, zu Tage, der musikalische Unterricht, für dessen Förderung Möngal als Irländer besondere Meisterschaft bewiesen hatte. Jene für die Entwickelung des mittelalterlichen Kirchengesanges hervorragend wichtige musikalische Erfindung, diejenige der Sequenzen, welche Notkers Namen ganz voran verherrlichte, bekennt Notker, wenn auch selbständig, doch unter dem fördernden Beirathe jener seiner Lehrer gemacht zu haben: Marcellus habe dann nach freudiger Billigung des Schülers Verse gesammelt und den Knaben zum Gesange übergeben. Von Tuotilos, des kunstfertigen Elfenbeinbildners und Musikers, Antheil an der Schulleitung vernimmt man, er habe, in allen Dingen praktisch erfahren und gewandt, auf den Saiten, wo er auch vorzüglich bewandert war, die Söhne der Edeln in einem vom Abte dazu bestimmten Raume unterrichtet. Von dem innigen Verhältnisse, wie es zwischen Lehrern und Schülern, auch noch über die Zeit der Zugehörigkeit zur Schule hinaus, bestand, legen Briefe Zeugniß ab, in denen der spätere Abt und Bischof Salomon III. und dessen Bruder Waldo, Bischof von Freising, Zöglinge der äußeren Schule, in Beziehung zu einem Lehrer, dessen Person nicht feststeht — Notker ist es wohl nicht —, erscheinen. Salomon hat dann

noch in den Jahren seiner hohen Würden zu zeigen verstanden, was er in der Jugend zu St. Gallen erlernt, seine Beredtsamkeit, seine Kunst im Malen von Handschriften und vor Allem in der Entwerfung schön geschmückter Initialen, seine Fertigkeit in der Handhabung des Metrums. Dagegen wird das sogenannte Salomon'sche Glossarium, eine umfassende Sammlung des gesammten Wissens der Zeit, ohne Beweis mit dem Namen des Abt=Bischofes zusammengebracht. Eine anmuthige Anekdote jedoch, welche Ekkehart IV. an die Schilderung des letzten Besuches Salomons III. in St. Gallen, am Weihnachtsfest 919, anknüpft, mag hier noch erwähnt werden, weil sie einen jener seltenen Einblicke in die Kreise der Schüler selbst gewährt. Weil die Schüler am Tage der unschuldigen Kinder das Recht hatten, eintretende Gäste zu ergreifen und die Festgenommenen zum Loskaufe zu vermögen, übten sie diese Gewohnheit auch an dem bei ihnen sich zum Besuche einstellenden hohen Herrn; doch als sie ihn nun auf den Hochsitz des Lehrers setzten, nahm er das Züchtigungsrecht des Lehrers für sich in Anspruch, gestattete dann aber, daß sie sich, nachdem sie schon zum Empfange der Strafe ihre Obergewänder ausgezogen, durch Darlegung ihres Wissens von der Strafe loskauften, worauf sie Alle den Abt=Bischof lateinisch anredeten, die ganz Kleinen, wie sie es eben konnten, die Mittleren rhythmisch, die Größten metrisch oder gar rhetorisch, so daß er sie emporhob und küßte, auch für die drei regelmäßigen jährlichen Spieltage zur Ausstattung des Tisches der Schüler eine Stiftung machte.

Weniger reichliche Nachrichten über die Schulthätigkeit der im Uebrigen fortgesetzt auf der Höhe der Wissenschaft der Zeit stehenden gelehrten Mönche, voran des Decans Ekkehart I. und seiner vier Neffen — es sind Ekkehart II. und III., Notker mit der dicken Lippe, genannt der Deutsche, und der spätere Abt Purchard II. —, dann Notkers des Arztes oder, wie er auch wegen der von ihm betonten Schärfe der Zucht hieß, des Pfefferkornes, und anderer namhaft gemachter Mönche, eines Gerald, eines Chunibert — diesen berief der Herzog von Baiern als tüchtigen Schulmann nach Salzburg — und Anderer, sind aus dem weiteren Laufe des zehnten Jahrhunderts bei Ekkehart IV. vorhanden. Ueberhaupt scheint in der ottonischen Zeit das Kloster etwas von der hohen Stufe, die es unter den letzten Karolingern erreicht hatte, gesunken zu sein: eine der Ursachen lag in der verderblichen Feuersbrunst von 937, die ein Schüler angestiftet, als er, um für sich und seine Genossen zur Züchtigung die Ruthen auf dem Dachboden zu holen, ausgeschickt worden war und dabei ein brennendes Scheit aus einem Ofen gerissen und in das aufgeschichtete dürre Holz gesteckt hatte. Erst mit dem Beginne des elften Jahrhunderts, unter jenem Abte Purchard II., 1001 bis 1022, erlebte die St. Galler Gelehrsamkeit und die St. Galler Lehre nochmals

einen hohen letzten Aufschwung, und aus dieser Zeit haben wir, abermals Dank Ekkehart IV., doch hier nicht durch seine Geschichtschreibung, sondern durch anderweitige Leistungen seiner großen litterarischen Thätigkeit, die Möglichkeit, ein genaueres Bild der St. Galler Schule zu entwerfen. Denn in seinem, des Schülers Notkers des Deutschen, Liber benedictionum, Codex Nro. 393 der St. Galler Stiftsbibliothek, einem der bemerkenswerthesten Stücke dieser Bücherei, ist, wie ein berufener Kenner, Dümmler, urtheilt, der gesammte Umfang der St. Galler Schulweisheit zu Ekkeharts IV. Zeit niedergelegt.

Notker der Deutsche war einerseits einer der vielseitigsten Gelehrten seiner Zeit, andererseits ein Lehrer, dem gemäß seines Schülers und Nachfolgers, Ekkeharts IV., Meinung, kein anderer gleichkam. Der berühmteste aller wissenschaftlich hervorragenden St. Galler Brüder, hat Notker voran, nach Wackernagels Schätzung, es ermöglicht, daß die Künstler- und die Gelehrtengeschichte St. Gallens in ihren Grundzügen die Geschichte der Kunst und der Gelehrsamkeit des deutschen Mittelalters überhaupt ist. Als Mittel des Unterrichtes zog Notker zu der lateinischen Litteratur die deutsche Sprache, zum Behufe der Erklärung der geistlichen und weltlichen Schriften, zur Verdeutlichung des Schulvortrages herbei, und so entstanden für den Schulgebrauch jene „libri expositionum“, die Uebersetzungs- und Erklärungsprosa, so daß der lateinische Text von der Verdeutschung einzelner Worte oder ganzer Sätze, hie und da von deutschen Beispielen unterbrochen ist—, welche sowol classische, als biblische Litteratur heranzog und als das von Notker in erster Linie ausgehende Werk dieses Lehrers selbst und einer an ihn sich anschließenden Schule anzusehen ist. Es läßt sich nicht sagen, wie weit gerade auch Ekkehart IV. selbst an diesen Arbeiten theilnahm, obschon das, wenn eben Notker wirklich solche Gehülfen hatte, sehr wahrscheinlich ist; dagegen zeigt die Entstehung jenes genannten Codex Nro. 393 um so bestimmter den Anschluß Ekkeharts an den Lehrer, und auch noch andere Indicien sprechen für deren enge gegenseitige Beziehungen. Dahin gehört, daß gleich nach Notkers Tode — derselbe folgte rasch auf denjenigen des trefflichen Abt Purchard, 1022 — Ekkehart das für ihn verwaist gewordene St. Gallen verließ und einem Rufe des Erzbischofs von Mainz zur Leitung der dortigen Schule folgte, worauf er erst nach dessen 1031 erfolgten Tode nach St. Gallen zurückkehrte und wol bis zu seinem eigenen Ende, das etwa 1060 eintraf, daselbst blieb. Als gelehrter Meister der Schule hat er da die längste Zeit gewirkt.

Wie nun die Lehre und die Schuldisciplinen in dieser Epoche letzter Blüthe der Schule vor lange dauerndem Verfalle beschaffen waren, das eben lernen wir aus dem Inhalt und der Form der im Codex Nro. 393 durch

Ekkehart selbst gesammelten Stücke. Es sind Arbeiten aus Ekkeharts eigener Lehrzeit, von Notker angeregt und unter dessen Aufsicht gemacht, dann aber vom Lehrer, weil er auf die Elaborate des Schülers Werth legte und sie für der Aufbewahrung würdig ansah, aufgehoben, so daß Ekkehart später diese Uebungsstücke in Versen, welche ihm seinerzeit der Lehrer aufgegeben, finden und neu zusammenstellen konnte. Denn es sind durchaus Proben lateinischer Dichtkunst über vom Lehrer gestellte Aufgaben, kirchlichen, legendarischen Inhaltes, welche in diesen „dictamina diei debita“, „dictamina magistro“ vorliegen, entsprechend dem schon in der Anekdote von Salomons Besuch bei den Schülern hervorgehobenen Umstande, daß seit den Zeiten Notkers des Stammlers neben der Pflege der Musik die Fertigkeit in lateinischen Versen vorzüglich in der Schule festgehalten wurde. Voran aus dem Geiste, in dem Ekkehart nun diese Dichtungen geschaffen hat, dann aus den weiteren Spuren seiner in St. Gallen noch jetzt reichlich vertretenen litterarischen, besonders auch textkritischen, glossatorischen Thätigkeit läßt sich eine Reihe von Schlüssen auf die Lehre thun, welche Ekkehart früher als Schüler gewonnen hatte und welche hinwiederum jetzt von ihm ertheilt wurde.

Was zunächst die formale Seite betrifft, so sind seine Dichtungen fast sämmtlich in monotonen leoninischen Hexametern, d. h. also mit den antiken Forderungen ganz widersprechender Reimung von Mitte und Schluß der Verse, oder aber in durchweg gereimten Distichen abgefaßt. Schon die Schwierigkeit und der Zwang dieses Versmaßes bedingten vielfache Künsteleien und Dunkelheiten der Sprache; aber auch sonst, in seiner Prosa, so besonders in seinen Casus sancti Galli, ist Ekkeharts lateinischer Stil unbeholfen, vielfach undurchsichtig, gesucht, jedenfalls nichts weniger als classisch: er hat sein Latein etwa so geschrieben, wie es auf der von ihm geleiteten Schule gesprochen werden mochte. Dann wenn auch Ekkehart selbst einmal sich hart tadelnd über den schlechten Unterricht der Halbschulmeister ausdrückt, welche ihren Schülern sagten, sie sollten die deutschen Phrasen einfach Wort für Wort in derselben Reihenfolge in das Lateinische wenden, so ist er doch ebenso wenig von Germanismen frei geblieben, so sehr er im Uebrigen auf das Deutsche als auf die Barbarensprache herabsah, welche auf gelehrten Gebrauch ein Anrecht nicht besitze. Was dann weiter die Kenntniß des Griechischen angeht, so war wol Ekkehart derselben in bescheidenem Maße theilhaftig, indem er zuweilen griechische Worte anbringt und erklärt, auch griechische Verse einmischt. Doch ist überhaupt an der St. Galler Schule dieses Studium vereinzelt und spärlich geblieben und von keiner eingreifenderen Bedeutung für die gelehrte Bildung im Ganzen gewesen. Wol war schon früher in einem Briefe Notkers des Stammlers von „griechischen Brüdern“, d. h. von St. Galler Mönchen, welche diese Sprache sich an-

geeignet, die Rede gewesen; aber gerade dieser Notker, der erste Lehrer in seiner eigenen Zeit, hatte zu denselben nicht gezählt. Auch jene bekannte anmuthige Anekdote von dem Klosterschüler Purchard — dem späteren Abte Purchard II. —, welcher mit seinem Vetter Ekkehart II. zur Herzogin Hadwig auf den Hohentwiel gieng und sein Begehren vorbrachte: „Fast sprech' ich, Herrin, Latein: Grieche noch möcht' ich sein" —, beweist, daß auf diesem Gebiete für die Lernbegier in St. Gallen nicht viel noch in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts zu finden war.

Entsprechend ihrem Ursprunge, als „dictamina magistro", und gemäß der gelehrten Lieblingsbeschäftigung Ekkeharts, der Textkritik und Texterklärung, den Eindruck selbst corrigirter Exercitien mit ihren zahlreichen Glossen hervorrufend, so geben geradezu diese Stücke, oft nicht so sehr die Dichtungen, als die Beifügungen, den besten Begriff vom Umfange der Studien Ekkeharts, d. h. aber auch von den Disciplinen der St. Galler Schule selbst. Ekkehart hat in einer anderen Handschrift die sieben freien Künste als Standbilder auf Säulen, jedes mit besonderen Attributen, in etwas wunderlicher Versinnbildlichung verherrlicht, und aus allen seinen Leistungen geht voran die Pflege des Triviums, der Grammatik, Rhetorik und Dialektik, hervor. Aber auch das Quadrivium — Arithmetik, Musik, Geometrie, Astronomie — lag ihm wenigstens nach einer Seite sehr nahe; denn wie in St. Gallen die mit der Dichtkunst untrennbar verschwisterte Musik seit Notkers des Stammlers Zeit ungemein hoch gehalten und gepflegt wurde, so hat auch Ekkehart mehr als einmal betont, daß unter den sieben Schwestern die Musik zwar schwieriger zu erlernen, aber naturgemäßer als die anderen und fürwahr im Gebrauche lieblicher erscheine. Daneben ist die Astronomie, wie denn ja auch unter Abt Purchard II. ein Globus verfertigt wurde, Ekkeharts Gesichtskreise näher liegend gewesen. Geometrische Fragen werden einige Male durch Figuren erläutert. Am fernsten lag ihm, wie es scheint, die Arithmetik, und es ist neuerdings auch aus anderen Indicien, Rechnungsfehlern in Daten bei Urkundenschreibern, der Schluß auf eine größere Vernachlässigung dieser Kunst in der St. Galler Schule gethan worden. Daß jedoch weiter selbstverständlich alle Lehre und Wissenschaft ihr Centrum in der Theologie finden und dieser dienen mußten, daß eine ebenso große und reichere Belesenheit in den Kirchenvätern, wie in den Classikern, uns entgegentritt, ist wol nicht eigens zu betonen nothwendig. Die Vorliebe für historische Fragen ist bei Ekkehart wohl eher dem Historiographen, als dem Schulmeister zuzuschreiben. — Aber endlich eröffnet uns eines dieser Gedichte auch einen Einblick in das frische Treiben der Schüler an einem Ferientage: „Schlafet ihr Wissenschaften! Habet Ruhe, ihr Bücher!" und „Friede halte die Ruthe! Blind wie der Maulwurf sei der Aufseher!" Da bekämpfen sich

die Knaben und Jünglinge helmbewehrt durch Steinwurf oder suchen im Wettlaufe Preise zu erringen, oder sie ringen nach dem Vorbilde der Alten mit gesalbten Händen und wenigstens theilweise entblößtem Körper, und noch weitere Ergötzlichkeiten sind erwähnt. Ganz besonders genießen sie der Fackel — noch bei Licht dauert die Erholung fort —, des Bades, des Weines an dem festlichen Tage. —

Aber Ekkehart IV. ist ein Epigone. Schon er selbst glaubte in seiner Zeit durch von außen her dictirte innere Veränderungen den wahren Geist der guten alten Zeit verkümmert zu sehen. Dann begann in der zweiten Hälfte des elften Jahrhunderts die Verwicklung St. Gallens in den großen Weltkampf des Investiturstreites. Die Aebte werden nothgedrungen in der harten Zeit aus Hirten Krieger, aus Förderern von Schule und Wissenschaft fürstliche Lenker eines immer mehr individuell sich abschließenden politischen Territoriums. Sogar die Klostergeschichtschreibung gieng nicht lange nach der Zeit, wo — Ende des dreizehnten Jahrhunderts — der allerdings sehr kleine, fast nur noch aus schwäbischen Edelleuten von jenseits des Rheines und Bodensees componirte Convent urkundlich bekennt, er entbehre der Kunde des Schreibens, an die an der Seite des Stiftes erwachsene Stadt über, aus der ein dem Kloster übrigens nahe verbundener Bürger, Christian Kuchimeister, in der Zeit Kaiser Ludwigs des Baiern, in deutscher Sprache „Nüwe Casus“ schrieb, nachdem ein Jahrhundert vorher der Mönch Konradus de Fabaria mit der lateinischen Abfassung aufgehört hatte. Ritterliche Uebung, politische Einsicht, reichsfürstliche Thatkraft waren jetzt der Schmuck der Aebte geworden, unter denen in der letzten staufischen, der ersten habsburgischen Zeit ganz hervorragende Persönlichkeiten sich befinden, und wir wundern uns nicht, wenn ein Minnesänger auch von einem Abte von St. Gallen rühmend sagt, daß er „Taglied machte so rechte schone“. Freilich ist nun aber daneben für eine Schule kein Platz mehr im Kloster, und wenn etwa in Urkunden da und dort ein und ein anderer „magister puerorum apud s. Gallum“ erscheint, so ist er nicht mehr im Kloster als Mönch, sondern in der Stadt zu suchen.

Erst als nach den furchtbaren Schlägen des Appenzellerkrieges das Kloster mit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts sich wieder ökonomisch und politisch kräftig erhob, war, wenige Decennien nachdem der allerdings gewiß lügnerisch übertreibende Humanist Poggio vom Constanzer Concil aus die Bibliothek zu St. Gallen in recht übelm Zustande getroffen hatte, auch die lateinische Schule hergestellt, und am Ende des Jahrhunderts wurde nach dem Rorschacher Klosterbruch das dortige stattliche Gebäude blos in der Absicht wieder errichtet, damit dort eine hohe Schule erstellt werden könne. Freilich kam nun dazwischen die zeitweilige völlige Aufhebung des

Gotteshauses St. Gallen durch die Ereignisse der Reformation; aber sobald 1532 nach der Schlacht von Cappel Abt und Mönche in die durch die Stadt wieder herausgegebenen Gebäulichkeiten zurückgekehrt waren, wandte man auch diesen Dingen von neuem die Aufmerksamkeit zu, obschon allerdings später die, eben für Marienberg bei Rorschach, geplante höhere katholische Centralschule nie recht gedeihen wollte. Was wenigstens noch für die Heranziehung der eigenen Novizen die in der letzten Zeit des achtzehnten Jahrhunderts rühmlichst belebte St. Galler Wissenschaft vermochte, das zeigt in glänzender Weise in allererster Linie jener Mönch Ildefons von Arx, der als Wächter der wissenschaftlichen Schätze den Bestand der Stiftung überlebte († 1833) und dessen ganz vorzügliche „Geschichten des Kantons St. Gallen" auch für die Geschichte der St. Galler Schule noch heute den besten Aufschluß ertheilen.

G. Meyer von Knonau.

Frowin, Abt von Engelberg

† 1178.

Frowin kam als Reformator 1143 von St. Blasien, in das 1120 gestiftete, schon nach dem Tod des ersten Abtes Adalhelm 1131 gesunkene Kloster. In Engelberg begründete er, nachdem er schon in St. Blasien Annalen hatte zusammen schreiben lassen und selbst Auszüge gemacht hatte, die Bibliothek, für welche er selbst als Schreiber und Maler mitarbeitete (vergl. Rahn Geschichte der bildenden Künste in der Schweiz 306—311), war als theologischer und philosophischer Schriftsteller thätig, pflegte auch die Schule und versorgte sie mit Büchern für deren Bedarf. Er umgab das Kloster mit Mauern und ließ die Alp Herrenrüti urbar machen.

Allgemeine deutsche Biographie: Bd. VIII. 153.

Felix Hemmerlin.

[Quellen: Reber, Felix Hemmerlin von Zürich, 1847. — Fiala im Urkundio I, 281 ff. Derselbe im Programm der Solothurner Kantonsschule 1875: „Die alte Stifts- und Stadtschule". — Ferner Secrétan in der Galerie Suisse (biographies nationales) Bd. I. Lausanne 1873. S. 125—132, Fiala in der Allgemeinen deutschen Biographie, Bd. XI, 721.]

Felix Hemmerlin, den Zeitgenossen und der Nachwelt ebensowol durch seine Gelehrsamkeit und seine scharfe Zunge wie durch sein tragisches Schicksal

bekannt, freisinnig und doch vom Aberglauben seiner Zeit keineswegs völlig frei, war ein Zürcher aus guter Familie und 1389 geboren. Dreiundzwanzig Jahre alt wurde er Chorherr am Großmünster. Am Concil von Constanz that er sich durch Eifer und Gelehrsamkeit so sehr hervor, daß das Stift von St. Ursus und Victor in Solothurn den noch jungen Mann 1421 als Propst an die Spitze des Stifts stellte. Hier entfaltete nun Hemmerlin eine ungemein rege Thätigkeit für die Schule, die mit der Propstei verbunden war. Er reorganisirte dieselbe und gab ihr neue Statuten (1424). Indem diese dem Schulmeister eine ehrenhafte und einträgliche Stellung anweisen, fügen sie eindringlich und charakteristisch hinzu: „Er bewähre sich seinen Schülern in und außer der Schule in fleißigem Unterricht und gutem Beispiele, damit er vor dem Herrn von allem ihm Anvertrauten einst würdige Rechenschaft geben kann, indem ihre (der Schüler) Nachlässigkeit sowol von Gott als von den Menschen ihm und nicht den Schülern aufs schwerste angerechnet wird.“ Aus spätern Zusätzen ergiebt sich, daß ärmere Schüler vom Stift Unterstützung erhielten; vielleicht auf seine Anregung hin, — wie er denn auch in seiner nachmaligen Stellung in Zürich eine Vergabung für arme Schüler gestiftet hat. Hemmerlin war es auch, der zuerst die im Stift vorhandenen Bücher ordnete und katalogisirte, und die Sammlung durch eigne und fremde Schenkung zu vermehren strebte (1426); daneben besaß er selbst eine reiche Privatbibliothek, die er in Zürich bis auf 500 Bände brachte, die größte im Bisthum Constanz. Noch existiren bei dem Stift in Solothurn von Hemmerlins eigner zierlicher Hand geschrieben sowol der Katalog der Bibliothek als oben genannte Schulstatuten.

Im Jahr 1431 kehrte Hemmerlin, damals schon seit mehreren Jahren von der Universität Bologna mit dem Doctorhut des kanonischen Rechts geschmückt, nach Zürich zurück. Vom Papst mit dem Anspruch auf die Propstwürde des Chorherrenstifts versehen, begnügte er sich angesichts der abgeneigten Stimmung im Stift mit der Würde eines Cantors, die er schon seit 1428 besaß. Aber in der litterarischen Thätigkeit, die er in Zürich entfaltete, verfeindete er sich unvorsichtig nach allen Seiten; verhängnißvoll war, daß er als leidenschaftlicher Parteigänger und Pamphletist der österreichischen Partei während des alten Zürichkrieges den Haß der siegreichen Eidgenossen und gleichzeitig durch seine Angriffe gegen den Bischof und den Generalvicar von Constanz auch den Haß seiner geistlichen Obern auf sich lud. So konnte es geschehen, daß mitten im Frieden, an der Fastnacht 1454, eine Schaar junger Leute aus den Urkantonen ihn in seiner Wohnung gefangen nahm und in die Gewalt des Bischofs von Constanz brachte; zuerst ward er in Gottlieben in Kerkerhaft gehalten, dann 1455 nach Luzern gebracht und dort in einem Kloster in nicht allzu strengem Gewahrsam gehalten. Hier verschwinden seine

Spuren; im Jahr 1464 wird seiner als eines Todten gedacht; vielleicht weilte er schon 1461 nicht mehr unter den Lebenden.

Von diesem düstern Ausgang wenden wir uns noch einmal zurück, um das Bild vor uns zu stellen, das eine sinnige Hand nach den Quellen von Hemmerlins Leben in den Tagen des Glücks entworfen hat[1]: „Wir finden in ihm einen hochgestellten Geistlichen, der sich seiner angesehenen Herkunft, seines Reichthums, seiner geistigen Vorzüge, seiner höhern Bildung bewußt, nur darnach strebte, sich selbst zum Gemeingute Aller zu machen, welche sein Streben und seine Vorzüge anerkennen, und Licht und wohlthätige Wärme um sich her zu verbreiten. Mit edlem Selbstgefühle hebt ers hervor, daß er aus gutem Geschlechte der Stadt Zürich stammt, daß er außer reichen kirchlichen Einkünften ein schönes Privatvermögen, einen herrlich ausgestatteten Stiftshof in Zürich, ein Landgut vor der Stadt besitzt; er verläugnet es nicht, daß er nach Vermehrung seiner Einkünfte strebt, und spricht der Cumulation[2] kirchlicher Beneficien[3] für höher gestellte, wissenschaftlich gebildete Kleriker zu standesmäßigem Lebensunterhalt mit allem Eifer das Wort; aber er setzt nicht Werth auf den Besitz, sondern auf den guten Gebrauch des Reichthums und kein Laster ist ihm an durch Bildung oder Lebensstellung hervorragenden Männern mehr zuwider, als gemeine Habsucht und schmutziger Geist. Sein Chorherrenhof „zum grünen Schloß" liegt dem Großmünster gegenüber, die Vorderseite gegen Sonnenuntergang und gegen die Hauptpforte der Propstei schauend und den Stürmen des Nordwindes ausgesetzt. Desto schöner ist die hintere Seite gegen Sonnenaufgang. Da befindet sich Hemmerlins Studierzimmer, ausgeschmückt mit seinem größten Reichthum, der kostbaren Bibliothek von 500 Bänden, mit zierlichen Geräthen, Pulten und Lesestühlen, mit Gemälden und musikalischen Instrumenten, belebt vom Gesange vieler Vögel, die er zum Theil frei herumfliegen läßt, ja zuweilen aus dem Neste groß zieht. Aus dem Studierzimmer tritt man einige Stufen hinunter gegen den Garten auf eine mit eisernem Gitter umgebene Altane, die ebenfalls von lieblich singenden Vögeln aller Gattungen umjubelt wird. Das alles ist Gemeingut. An der Pforte des Hauses stehen die Armen, denen als tägliche Spende Almosen gereicht wird, die Rathes- und Hilfebedürftigen, denen der in geistlichen und weltlichen Geschäften gelehrte und wohlerfahrne Doctor ohne Unterschied der Person Rath ertheilt oder ihre Briefe und Rechtsschriften ausfertigt, ohne andre Entschädigung anzunehmen, als etwas Hanfsamen für seine kleinen Pfleglinge, seine Singvögel. Im Studierzimmer besuchen den gastfreundlichen Prälaten, den liebenswürdigen Gesellschafter, den weitbekannten Schriftsteller zahlreiche Freunde, gelehrte

[1] Fiala im Urkundio I, 615—617. [2] Anhäufung. [3] Nutznießungen.

Doctoren und Professoren, ritterliche Kriegsleute und adelige Herren aus der Nähe und Ferne, und es wird die Bibliothek und zierliche Ausschmückung des Zimmers, wie sie auch nirgends bei einem einfachen Doctor des kanonischen Rechtes in Deutschland so reichhaltig und schön gefunden wird, allgemein bewundert und der Ruhm des gelehrten Cantors in Zürich in die Ferne verbreitet. Jeder lernbegierige Jüngling findet bei dem wohlwollenden Manne freundliche Aufnahme, und es werden ihm selbst die kostbaren Schätze der Büchersammlung zur Befriedigung seiner Wißbegierde anvertraut. Gewiß ist Niklaus von Wyl[1], der von Hemmerlin so viel Gutes genossen hat und ihm lebenslängliche Dankbarkeit bewahrt hat, nicht der einzige Jüngling, welcher dem väterlichen Freunde nicht nur das Beste von seiner Geistes- und Herzensbildung, sondern auch sonst mannigfache Wohlthaten und Beweise der Liebe zu verdanken hat. Außer diesen nähern Hausfreunden ist aber in Hemmerlins Hause für jeden ehrenwerthen Gast offene Tafel und der Ungeladene ist noch willkommener als der Geladene. Auf der freundlichen Altane versammelt sich oft, besonders zur Zeit der Sommerferien, zahlreiche Gesellschaft von Freunden und Tischgenossen, und mehr als das reichliche gute Essen und Trinken erfreut die Gäste der liebenswürdige Hausherr mit seiner geistreichen, lebhaften Unterhaltung, mit dem unerschöpflichen Schatze seines Wissens, seiner interessanten Mittheilungen aus Büchern und Leben, seiner Anekdoten und Schwänke, bald zur ernsten Belehrung, bald zum fröhlichen Scherze, wie es Charakter und Bildung der Gäste mit sich bringen, so daß jeder den trefflichen Gesellschafter lieb gewinnen und wünschen muß, ihn mehr und öfter zu hören. Das ist Hemmerlin im Sonnenschein seines Glücks."

O. Hz.

Thomas Platter.

[Quelle: Thomas Platter und Felix Platter. Zwei Autobiographien, herausgegeben von Dr. A. Fechter in Basel, 1840.]

Thomas Platter, geboren 1499 bei Grenchen im Wallis, 1541—78 Rector der Schule auf der Burg zu Basel, gestorben ebendaselbst 26. Januar 1582, hat 1572 für seinen Sohn Felix eine Selbstbiographie aufgesetzt, die ein naiv anschauliches Bild seiner Lebensschicksale und des Schullebens jener Zeit giebt. Besonders instructiv sind die Schilderungen des Schützen- und Bacchantenlebens und der Uebergang Platters vom Handwerk zum Lehramt;

[1] Seine Angaben bildeten eine Hauptquelle dieser Darstellung Fialas.

sie mögen daher hier in den Hauptzügen in der Sprache des Originals ihre Stelle finden, während die übrigen Lebensumstände Platters in kurzen Notizen zusammengefaßt werden.

I.

[Platter verlor früh seinen Vater, war dann vom 6. Jahr an bei Verwandten Hirt; in seinem 9. oder 10. Jahr wurde er von einer Verwandten dem Bauern, dem er damals diente, weggenommen, um Unterricht zu erhalten.]

„Als ich by dem [puren] ein willin was, kumpt miner bäsin eini, hieß Fransy, die wolt mich zu minem vettren herr Anthoni Platter thun, das ich solt bschrifft lernen; so redent sy, wen man einen in bschull will thun. Der herr was do nit mer an Grenchen, sunder was ein alter herr worden zu S. Niklaus im dorff, das man Gasen nempt. Do der pur, der da hieß Antscho oder Anthoni an der Habtzucht, hört miner bäsin meinung, was er übell zfriden, sprach, ich wurde nüdt lärnen und satzt den zeiger der rechten hand mitten in die linggen hand und sprach: Als wenig wird der bub lärnen, als ich den finger do durhin mag stossen. Das gsach ich und hortz. Sprach bäsin: ä wär weiß, gott hatt im sine gaben nit verseit, es mag noch ein frommer priester uß im werden. Furt mich also zu dem herren, was gedenken um die 9 jahr oder zechendhalbs. Do gieng es mir erst übell; den der herr war gar ein zornig man, ich aber ein ungeschickt purenbieblein. Der schlug mich grusam übell, nam mich vill malen by den oren und zog mich vom herd uff, das ich schrei, wie ein geiß am messer stäket, das offt die nachpuren über in schruwen, ob er mich welte mirden.

By dem was ich nit lang. In derselben zyt kam einer, der was mier geschwistergetkind, der was den schulen nachzogen gan Ulm und Minchen im Peierland, was ein Summermatter, mins alten großvaters suns sun; derselb student hieß Paulus Summermatter. Dem hatten mine frind von mier gesagt, verhieß inen, er wolt mich mit im nemmen und in tütschland der schull nach fierren. Do ich das vernam, fiell ich uff mine knüw und bad gott den almechtigen, das er mier von dem pfaffen hulfe, der mich schier gar nütz lart und aber iämerlich übell schlug; dan ich hatt eben ein wenig lärnen singen das salve und umb eier mit andren schuleren, die ouch in dem dorff waren by dem pfaffen . . .

Als nun Paulus wider wandlen wollt, solt ich zu im gan Stalden kummen. Innert Stalden ist ein huß, das heißet Zmilibach; do wonet einer, hieß Simon zu der Summermatten, was miner mutter bruder, der solt min vogt sin; der gab mier ein goldguldin, den trug ich im hendlin byß gan Stalden, luget offt under wägen, ob ich in noch hette, gab in dem

Paulo. Also zugen wier zum land uß. Do mießt ich vor mier anhi heischen und minem Bacchanten, dem Paulo ouch gen, dan von miner einfeltigkeit und landlichen sprach gab man mier vill . . . Kommen demnach gen Zürich. Do wartet Paulus uff etlich gesellen, die wolten mit uns in Missen [1] ziechen. Die will gieng ich gan heischen, das ich den Paulum ouch schier zoch [2]; dan wo ich in ein wirtzhuß kam, hörten mich die lüt gären die wallesser sprach reden und gaben mier gären.

Nachdem wier nun by acht oder nün wuchen uff gsellschaft wartetend, zugen wier uff Missen zu, was mier ein wytte reiß, als der des nit gwont [3] hatt, so wyt zu ziehen, darzu underwägen zu essen überkon; zogen also unser miteinandren 8 oder 9, dry klein schützen, die andren groß Bacchanten, wie man sy do nampt, under welchen ich der aller kleinst schütz was und iungst. Wen ich nit woll mocht zu gan, gieng min vetter Paulus nach mier mit der rutten oder stäklin, zwikt mich umb die blossen bein, dan ich hatt kein hosen an und böse schülin. Weis ouch nit mer alle ding, wie es uns uff der straß ergangen syg; doch ettliche bin ich ingedenk. Als namlich wie wier uff der reiß waren und man dan allerlei redet, sagten die Bacchanten zamen, wie es in Missen und Schlese [4] der bruch weri, das die schuler dersften gens und enten, ouch andre essige [5] spyß rouben und dette man eim nütz drum, wen man dem entrunnen, dessen ein ding gsin weri. Uff ein tag waren wier nit wyt von eim dorff, do was ein grosser huffen gensen by einandren und was der hirt nit darby, dan ein jeglich dorff hatt ein eignen genshirt, der was zimlich wyt von den gensen by dem kühirt. Do fraget ich mine gsellen die schützen: wen sind wier in Missen, das ich dersft gens ztod werfen? Sprachen sy: jetz sind wier drin. Do nam ich ein stein, wirffen eini, traff sy an ein bein, die andren flugen darvon, die hinkend aber kond nit uffkummen. Do nim ich noch ein stein, draff sy an kopff, das sy niderfiell . . . Do lyff ich zuhin und erwutst die gans by dem kragen und mit unter das röcklin und gieng die straß durch das dorff. Do kam der genßhirt nachher geloffen, schriend im dorff: der bub hat mier ein ganß geroubt. Ich und mine mitschützen fluchen [6] und hanget der gans die fieß under dem röcklin fürher. Die puren kamen herfür mit parten, die sy werfen konten, liffen uns nach. Do ich gsach, das ich nit mit der gans entrinnen mocht, ließ ich sy fallen; vor dem dorff sprang ich ab dem Weg in ein gestüdt [7], miner gsellen aber zwen liffen der straß nach, die erylten zwen puren. Do fielen sy nider uff knü, begärten gnad, sy hetten nien kein schaden than und sy ouch die puren gsachen, das sy nit die waren, der gans hatt

---

[1] Meißen = Sachsen. [2] ernährte. [3] gewähnt, gemeint. [4] Schlesien. [5] eßbar. [6] flohen. [7] Gestaude, Gesträuch.

lassen fallen, giengen sy wider in das dorff, namen die gans. Ich aber gsach, wie sy minen gsellen nachgeilt waren, was in grossen nötten und sprach zu mier selbs: Ach got, ich gloub, ich hab mich hüt nüt gesägnet, wie man mich dan gelert hatt, ich sollte mich alle morgent gsegnen. Wie die puren wider in das dorff kamen, funden sy unsre Bacchanten im wirtzhuß (den sy waren füranhi in das wirtzhuß gangen und kamen wier nacher) vermeinten sy sölten gans zalen, weri etzwa umb 2 batzen zu thun gsin, weiß aber nit, ob sy sy zalt hand oder nit. Wie sy nun wider zu uns kamen, lachetten sy, fragtend, wie es gangen weri. Ich entschuldiget mich, vermeint es weri so lantz bruch. Sprachen sy, es weri noch nit zyt . . .

By einer vierteill einer mill by Nümburg[8] waren aber unser groß gsellen in eim dorff dohinden bliben; dan wen sy wolten zamend zeren, schicktend sy uns voranhi. Do waren unser fünff, do komend in wittem feld 8 uff rossen an uns mit gspannen armbrusten, umbritten uns, begärten von uns gelt, karten die pfill gägend uns, dan do fürt man noch kein büxen zu roß. Sprach einer: gebt gelt! antwurt einer under uns, was ziemlich groß: wir hand kein gelt, sind arm schuler. Sprach noch zwei mall: gebt gelt! So sagt unser gsell aber: wier hand kein gelt und gend üch kein gelt und sind üch nütz schuldig! Do zukt der rütter das schwärt, hüw im zu rur[9] am kopf anhi, das er im die schnier uff dem püntel zerhüw. Unser gsell hieß Johannes von Schalen von Visp uß dem dorff. Sie ritten darvon wider in ein holtz, wier aber giengen uff Nümburg zu. Bald kamen unser Bacchanten, die hatten die schelmen nienert gesächen. Wier sind ouch sunst offt in gferden gsin der rütter und mörder halb, als im Türingerwald, im Frankenland, im Poland[10].

Zur Nümburg bliben wier ettlich wuchen. Wier schützen giengen in der statt ettlich singen, die singen konden, ich aber gan heischen, giengen aber in kein schul. Das wolten die andren nit liden, tröwten uns in die schull zu züchen. Der schulmeister empot ouch unsren Bacchanten, sy sölten in die schul kummen oder man wurde sy reichen[11]. Anthoni[12] empot im wider, er mecht woll kummen. Und als ettlich schwitzer ouch do waren, die ließen uns wissen, uff welchen tag sy kummen wurdin, das sy uns nit unversächenlich überfielin. Do trugen wier kleinen schützen stein uff das tach. Anthoni aber und die andren namen die thür in. Do kam der schulmeister mit der ganzen proceß siner schützen und Bacchanten, aber wier buben wurffen mit steinen zu inen, das sy wichen mießten . . . Do kamen die schwitzer zu uns, zächten mit einandren und zog do unser purß uf Hall[13] in Saxen zu und giengen

---

[8] Naumburg. [9] stracks. [10] Polen. [11] holen. [12] „Anthoni Schalbetter uß Visperzenden uß Walles, der forcht vier oder fünf nit". [13] Halle.

in die schull zu S. Ulrich Als sich aber unsre Bacchanten so ungebirlich mit uns hielten, wurden unser ettlich mit Paulo, minem vetter, zrad von den Bacchanten zu louffen, und zugen gan Träsen[14]. Do was doselbst nit fast ein gute schul und uff der schull in den habitatzen voll lüß, das wier sy znacht im strow under uns ghorten kräßmen. Brachen uff und zugen uff Präßlen[15] zu, mießten vill hunger under wägen erliden, also das wier ettlich tag nütz denn ziblen[16] row gsaltzen aßen, ettlich tag bratten eichlen, holtzöpfel und biren, manche nacht under heiterrem himel ligen, das man uns nienert by den hüsren wolt liden, wie frie[17] wier umb herberg batten; etwen hetzt man die hünd an uns. Do wier aber gen Präßlen in die schlesin kamen, do was alle völle, io so wolfeill, das sich die armen schuler überaßen und offt in große krankheit fielen. Do giengen wier zum ersten im Thum[18] zum heiligen krütz in die schull. Als wier aber vernammen, das in der obresten pfar zu S. Elizabeth ettlich schwitzer waren, zugen wier dohin. Do waren zwen von Bremgarten, zwen von Mellingen und ander und vill schwaben, do was kein underschied under schwaben und schwitzeren, sprachen einandren zu wie lantzlüt, schirmten einander. Die statt Präßlen hat siben pfarren, iegliche ein bsundre schul, dorfft kein schuler in des andren pfar gan singen oder sie schruwen: ad idem! ad idem! So liffen den die schützen zamen und schlugen einander gar übell. Es sind uff ein mall in der stat, wie man sagt, ettlich tusend Bacchanten und schützen gsin, die sich all des almusens ernarten. Man sagt ouch, das ettlich 20, 30 jar und mer do werin gsin, die ihre schützen hatten, die ine präsentierten[19]. Ich han minen Bacchanten offt eins abentz 5 oder 6 trachten heim uff die schul tragen, do sie dan wonten. Man gab mir ouch vast gären, drum das ich klein was und ein schwitzer, dan man hatt die schwitzer vast lieb; drumb man dan ein groß mittliden hat mit den schwitzern, das sy zu eben der Zyt in der großen Meilander schlacht[20] übell gelitten hatten, das der gmein man sagt, ietz hand die schwitzer ihr best pater noster verloren; dan vorhin meint man, sy werin schier unüberwintlich . . .

Bleib also ein zytlang do, ward eins winters drymall krank, das man mich mußt in spitall fieren. Die schuler hand ein bsundrigen spitall und eignen doktor. Do gibt man uff dem radhuß von eim ein wuchen 16 haller, daruß erhalt man ein gar woll, handt gutte wardt, gutte bette, aber groß lüß drin, wie ziliger hanffsamen, das ich vill lieber in der stuben, wie mancher mer, uf dem herdt lag den in den betten. Die schuler und Bacchanten, io ouch zu zyten der gmein man sind so voll lüßen, das nit gloubar ist. Ich

---

[14] Dresden. [15] Breslau. [16] Zwiebeln. [17] frei, freundlich. [18] Dom. [19] Gaben zubrachten. [20] Schlacht von Marignano, September 1515.

hette schier als offt man gwolt hette, dry lüß mit einandren uß dem busen zogen. Bin ouch offtermall, bsunder im summer ußhi an die Ader[21], das wasser, das do für flüßt, gangen, min hämbdlin gwäschen, an ein studen ghenkt, getröcht, darzwischend den rock geluset, ein gruben gmacht, ein huffen lüß drin geworffen, zugedeckt mit hert und ein krütz druff gesteckt.

Den winter ligend die schützen uff dem herd in der schull, Bacchanten aber in den kämerlinen, deren zu S. Elizabeth ettlich hundert waren, den summer aber wen es heiß was, lagend wier uff dem kilchhoff, trugen graß zamen, das man im summer in den herren gassen für die hüser am samstag spreittet, das trugen ettlich an ein ertlin zamen uff dem kilchhoff, lagen drin wie die süw in der ströwe. Wen es aber rägnet, liffen wir in die schull, und wenn es ungewitter was, so sungen wier schier die gantzen nacht responsoria und ander mit dem Subcantore.

Etzwenn giengen wier im summer nach dem nachtmall in die bierhüser gan bier heischen. Do gaben uns die vollen Poläggen puren bier, das ich offt mit unwissen so voll bin worden, das ich nit han wider zu der schull können kummen, wen ich schon nur by eim steinwurff wyt von der schull was. Summa do was narung gnug, aber man studiert nit vill.

In der schul zu S. Elizabeth lasen alwägen einsmals zu einer stund in einer stuben 9 baccalaurei; war doch graeca lingua noch nienert im land, des glichen hatt niemand noch kein truckte biecher, alein der praeceptor hatt ein trukten Terentium. Was man laß, mußt man erstlich dictierren, den distingwieren, den construieren, zuletst erst exponieren, das die Bacchanten große scarteken mit inen heim hatten zu tragen, wen sy hinweg zugen.

Von dannen zugen unser 8 wider hinweg uff Träsen zu, kamen wider, das wier aber großen hunger litten. Do wurden wier rättig uns ein tag zu teillen, ettlich solten umb genß sächen, ettlich umb rüben und ziblen, einer umb ein hasen, wier kleinen aber in die statt Nüwmark gan, die nit wit von dannen was uff der straß, und solten umb brot und salz lugen, uff den abend vor der stadt wider zamen kumen, so welten wier ussert der stat zläger schlachen, kochen, was wier den hetten. Do was ein buchsenschutz von der statt ein brunnen, do wolten wier die nacht bliben; aber wie man in der statt das für gesächen hatt, schoß man zu unß heruß, draffen doch nit. Do wichen wier hinder ein rein[22] zu eim wässerlin und wäldlin, die großen gsellen hüwen studen ab, machten ein hütten, ein teill rupfft die genß, deren hatten wier zwo, andre rusten[23] rüben in hafen, datten den kopff und füß, item die därem drin, andre machten zwo hültzen spiß, fiengen an brotten, und wo es ein wenig rott was, hüwen wiers am spiß ab und

---

[21] Oder. [22] Abhang. [23] rüsteten.

assens, also ouch die rüben. In der nacht horten wier etzwas schnättren; do was näbend uns ein wiger[24] hat man im tag abgelassen, und sprungen dfisch uff dem mur. Do namen wir fisch, als vill als wier in eim hembd an eim stäken tragen mochten und zugen darvon, byß in ein dorff; do gaben wier eim puren visch, das er uns die andren in bier kochet.

Als wier nun wider gan Träsen kamen, do schiket unser ettlich buben der schulmeister und unsre Bacchanten uß, wier solten umb ettlich gens lugen. Do wurden wier eins, ich solt gens werffen, sy aber solten gens nämen und enweg tragen. Nachdem wier nun ein huffen gens funden, und sy uns hand ersächen, sind sy uffgeflogen; do han ich ein klein bengelin ghan, under sy geworffen in lufft, han eini troffen, das sy herab gefallen. Als aber mine gsellen den genshirten ersächen hand, dorfften sy nit zuhi louffen, hetten sy doch dem hirten wol mögen vorlouffen. Do ließen sich die andren wider nider, stunden umb die gans, gagageten als sprächen sie ihren zu, stund wider uff und gieng mit den andren darvon. Ich was über mine gsellen übell zufriden, das sy ihrem zusagen nit gnug than hatten. Aber sy hielten sich demnach baß, den wier brachtend zwo gens darvon, die verzächten die Bacchanten mit dem schulmeister zletze[25] und zugen do darvon uff Nürenberg zu und dannen uff Minchen.

Underwägen nit wyt von Träsen hatt sich zutragen, das ich in eim dorff gieng heischen, kam für eins puren huß; fraget mich der pur, wannen ich were. Do er gehört, ich weri ein schwitzer, sprach er, öb ich nit mer gsellen hette. Sagt ich: mine gsellen warten minen vor dem dorff. Sagt er: heiß sy kummen; rust uns ein gut mall zu, darzu bier zu trinken gnug. Als wier gutter dingen waren und der pur mit uns, do lag sin mutter im bett in der stuben. Zu deren sprach der sun: mutter, ich han offt von dier gehört, du weltest gären vor dim todt ein schwitzer sächen; do sichst ettlich, den dier zlieb han ich sy geladen. Do richtet sich die mutter uff, danket dem sun von wägen der gesten, sprächend, ich han so vill gutz von den schwitzeren herren sagen, das ich jo gären han begärt ein zu sächen; mich dunkt, ich well ietz dester lieber sterben; darumb sind frölich! und ließ sich wider nider. Wier danktendt dem puren, zugen damit darvon."

[Nach kurzem Abstecher in die Heimat zog Platter zum zweiten Mal mit Paul Summermatter, seinem Bacchanten, nach Deutschland; diesmal kam noch ein andrer junger Schütz mit, Hildebrand Kalbermatter]. „Dem gab man tuch, wie man das macht im land, zu eim röklin. Als wier gan Ulm kamen, hieß mich Paulus mit dem tuch umbhergan, den macherlon darzu heischen; mit dem überkam ich vill gält, dan ich hatt das gutzlen[26]

---

[24] Weiher, Teich. [25] zum Abschied. [26] abschmeicheln.

und bättlen woll gewont, den darzu hatten mich die Bacchanten angenтz brucht, gar nit zu den schulen zogen und nur nit gelert läsen.

Nachdem ich sälten in die schull gieng und angenтz, wen man in dschull solt gan, mit dem tuch umbgieng, do han ich großen hunger ghan, dan alles, was ich überkam, bracht ich den Bacchanten, ich hette nit ein bitzlin geessen, den ich forcht das strichen. Paulus hatt ein andren Bacchanten zu im gnon, hieß Achacius, was von Mentz, denen mießt ich und min gsell Hildeprant präsentierren; aber min gsell fraß schier als, dem giengen sy uff der gassen nach, das sy in essend fundent oder sy hießen in das mull mit wasser schwenken und in ein schüßlen speitzen, das sy sächen, öb er etzwas gfrässen hette. Den wurffen sy in ein bett und ein küssin uff den kopff, das er nit schrien möchte, schlugen in dick bed Bacchanten, das sy nüt mer mochten; dorumb forcht ich mich, bracht alle ding heim, hatten offt so vill brod, das es graw ward; do schnitten sy den ußwendig das graw ab, gabens uns zu essen. Do han ich offt grossen hunger ghan und bin übell erfroren, drumb das ich offt byß umb mitte nacht in der finstre han mießen umbher gan singen umb brot.

Do mag ich nit fürgan, muß anzeigen wie zu Ulm ein fromme witwen was . . . Die witwen hat mier offt im winter mine füß in ein warmen beltzbletz[27] gewigglen[28], den sy hinder den ofen gelegt hat, wen ich kem, das sy mir mine füß wermette, und gab mier den ein schüsslen mit muß, ließ mich den heim faren. Ich han wol hunger gehept, das ich den hunden bein uff der gassen han abgeiagt, die genaget; item broßmen in der schull uß den kleken[29] gesucht und geessen. Demnach sind wier wider gan Minchen zogen, han do ouch mießen den macherlon vom tuch, das doch nit min was, bättlen.

Über ein jar kammen wier noch einmal gan Ulm, im willen aber ein mall heim zu ziechen, bracht aber das tuch wider mit mier und hiesch den macherlon. Do bin ich woll ingedenk, das ettlich zu mier sagten: botz marter, ist der rok noch nit gemacht? ich gloub, du gangest mit bubenwerch umb. Zugen also von dannen, weiß nit, wo das tuch hinkam, oder öb der rok gemacht sige worden oder nit. Kamen aber ein mall heim und von dannen wider gan Minchen."

[Bei diesem zweiten Aufenthalt in München entlief Platter seinem Bacchanten und kam nach der Schweiz zurück und zwar nach Zürich, „studiert aber nüt".]

„Do was einer von Walles von Visp, hieß Anthonius Venetz, der wiglet mich uff, wier welten mit einandren gan Straßburg zien. Do wier gan

---

[27] Pelzlappen. [28] gewickelt. [29] Ritzen.

Straßburg kamen, waren gar vill armer schuler do, und wie man sagt, nit eine gutte schull; aber zu Schletstatt do weri gar ein gutte schull. Zugen uff Schletstatt zu. Do bekam uns ein edelman, fraget, wo uß? do er hort, das wier gan Schletstatt wolten, mißrieth er uns, es werin do gar vill armer schuler und nit rich lüt. Do fieng min gsell an bitterlich weinen, wo nun uß. Ich trost in und sprach: byß woll zmut! ist einer zu Schletstatt, der sich alein mag erneren, so will ich uns bed erneren. Als wier by einer mill von Schletstatt waren zu herberg in eim dorff, ward mir we, das ich wond, ich miesti erstiken, hatt schier kein atten, hatt so vill griener nussen gessen, dan sy fielen umb die zyt ab. Do weinet min gsell aber, vermeint, er wurde sin gsellen verlieren, so wüßte er nit, wo uß, und hatt er dennecht 10 cronen by im heimlich, ich aber nit ein haller.

Do wier nun in die statt kamen und herberg hatten by einem alten par evolk[30] und was der man stokblind, do giengen wir zu minem lieben herren praeceptore sälig, herr Johannes Sapidus[31], batten in, er solt uns annämen. Fragt uns, wannen wir werin. Als wir sagtend: uß dem schwitzerland von Walles, sprach er: do sind liden böß puren, ioikind all ire bischoff uß dem land. So ier weidlich wend studierren, dörffend ier mier nütz zgen, wo nit, so mießend ihr mich zalen oder ich will üch den rok ab dem lyb zien. Das was die erst schull, do mich ducht, das recht zugieng. Zu der zyt giengen die studia und linguæ uff, ist in dem jar gsin, do der richstag zu Wurms ist gsin.[32] Sapidus hatt einsmals 900 discipulos, ettlich fin glerte gsellen. Do was do zu mall Doctor Hieronymus Gemusæus, Doctor Johannes Haberus und sunst vill ander, die sidhar doctores und verriempte menner worden sind.

Als ich nun in die schull kam, kond ich nüt, noch nit den Donat[33] läsen, waß doch 18 jor schon alt, satz mich under die kleinnen kind, was äben wie ein gluggerin under den hünlinen. Uff ein tag laß Sapidus sine discipulos, sprach: ich hann vill barbara nomina, ich muß ein mall ein wenig latinisch machen. Hernach laß ers aber, do hatt er mich uffgeschriben, erstlich Thomas Platter, min gsellen Antonius Venetz; die hat er vertiert Thomas Platerus, Antonius Venetus, und sprach: wär sind die zwen? do wier uffstunden, sprach er: pfüdich sind das so zwen rüdig[34] schützen und hand so hüpsch namen! Und das was ouch zum teill war, insunders min gsell, der was so rüdig, das ich im manchen morgend mießt das linlachen

---

[30] alten Ehpaar. [31] Joh. Sapidus war der Neffe Ludwig Dringenbergs, der die Schule zu Schletstatt gegründet und 40 Jahre lang geleitet hatte. [32] 1521, diese Zeitangabe stimmt freilich nicht mit der nachfolgenden Altersbezeichnung Platters. [33] die im Mittelalter gebräuchliche lateinische Grammatik des Donatus. [34] krätzig.

ab dem lyb, wie ein hud[35] von einer geiß abzüchen, dan ich hatt frembtz lufftz und spyß das gewont dan er.

Do wier ietz von herbst byß uff pfingsten do waren und noch immer mer schuler allenthalben zurysen, kond ich uns nit woll mer erneren, zugen hinweg gan Soloturen. Do was ein zimlich gutte schull, ouch bessre narung, aber man musst so gar vill in der kilchen stäken und zyt versumen, das wier heim zugen. Und bleib ich ein will do heimand, gieng zu eim herren zschull, der lart mich ein wenig schriben und anders, ich weiß schier nit was; überkam das kalt we, was an Grenchen by miner bäsin Fransi. In derselben zyt lart ich miner andren bäsin bieblin (das hieß Simon Steiner) das a, b, c in einem tag, welcher darnach über ein jar zu mier gan Zürich kam.

Uff den nachgenden frieling zoch ich mit zweien briedern wider uß dem land.... Und bliben sy zwen im Entelbuch, ich aber gieng gan Zürich. Do was ich by des wytverriempten, frommen und gelerten herren Rudolphi Gualtheri mutter zherberg, der ietz Zürich zu S. Peter pfarherr ist; do lag er in der wiegen, das ich in offt gewaget[36] han. Und gieng zum frowen minster in die schull. Do was ein schulmeister, der hieß Meister Wolffgang Knöwell von Barr by Zug, was magister Parrisiensis[37], den man zu Parys genempt hat Gran Diabell; er was ein großer, redlich man, hatt aber der schull nit vill acht, lugt mer, wo die hüpschen meitlin waren, vor denen er sich kum erweren mocht. Ich hette gären gestudiert, dan ich kond verstan, das zyt war.

In derselben zyt seidt man, äs wurde ein schulmeister von Einsiedeln kummen, der weri vorhin zu Lucärn gsin, ein gar gelerter man und trüwer schulmeister, aber grusam wunderlich. Do macht ich mier ein sitz in eim winkell nit wyt von des schulmeister stull und gedacht, in dem winkell wilt studierren oder sterben. Als der nun kam[38] und anstund[39] (gieng in die schull zum frowen minster) sprach er: das ist eine hüpsche schull, dan sy was erst kürtzlich nüw gebuwen, aber mich bedunckt, äs sigind ungeschikte knaben; doch wellen wier lugen; kerrend nur gutten flyß an! do weiß ich, hette äs mier min läben golten, ich hätte nit ein nomen 1$^{\text{mæ}}$ declinationis können declinieren, kond doch den Donat uff dem nägelin ußwendig. Dan do ich zu Schletstat was, hatt Sapidus ein Baccalaurium, hieß Georgius ab Andlow, was ein ledigen von Andlow, gar ein glerter gsell, der vexiert die Bachanten so iämerlich übell mit dem Donat, das ich gedacht, ist es den so ein gut buch, so wiltz ußwendig studierren, und indem das ichs lart läsen, studiert ich in ouch ußwendig. Das kam mier by dem patre Mykonio woll. Där als er

---

[35] Haut. [36] gewiegt. [37] hatte die Magisterwürde zu P. erhalten. [38] der nachgenannte Oswald Myconius. [39] die Stelle antrat.

anstund, laß er uns den Terentium; do mießten wier alle wertlin ein gantze commödi declinierren und conjugierren. Do ist er oft mit mir umbgangen, das min hembdlin naß ist worden, io ouch die gsicht ist vergangen und doch nie kein streich gen, den einest mit der lätzen hand an baggen ... Wen er aber schon ruch mit mier was, furt er mich den heim und gab mier zu essen, dan er ghort mich gären sagen, wie ich alle land was ußgeliffen in tütschland und wie es mier allenthalb ergangen was, das wußt ich dozmall woll."

II.

[Platter studierte nun in großer Armuth in Zürich weiter, nachdem ein Versuch, in Uri sein Brod zu finden, mißlungen war und ein kurzer Aufenthalt im Wallis ihm gezeigt, daß er als Anhänger Zwinglis dort vielfach verdächtig angesehen wurde; eine Hauslehrerstelle und Privatunterricht halfen über das Schlimmste hinweg. Zu den lateinischen Studien kamen griechische und hebräische; und endlich lernte er, Zwinglis Anschauungen folgend, der auf der Handarbeit viel hielt, bei dem Professor des Griechischen Collinus das Seilerhandwerk. Er hatte für seine Lehre einen Zentner Hanf selbst zu kaufen und als dieser verarbeitet war, waren auch seine Lehrjahre aus, während deren übrigens die Classiker keineswegs geruht hatten. Platter gieng nun nach Basel, und trat dort bei Meister Hans Stähelin, dem rothen Seiler — „von dem sagt man, er were der ruchest meister der am Rinstrammen (Rheinstrom) funden wurde" — als Seilerknecht ein.

„Als er mich anstalt kond ich kum den hanffpossen uffhenken und vast wenig traien[40]. Do zeigt der meister sin art, fieng an balgen und fluchen. Gang hin, sprach er, stich dim meister die Augen uß, der dich glert hatt! was soll ich mit dier thun? du kanst doch nüt. Er wußt aber nit, das ich nit mer den ein centner hanff verwercht hatt, das dorfft ich im nit sagen, den er hatt gar ein bösen lerbuben, der was von altkilch, der lebt noch, der kond baß werchen dan ich und hult mich gar schnöblich, nampt mich ein kümull[41] und anders, dorfft das dem meister nit woll klagen, den er was ouch ein grober schwab; doch hatt ich im sin zu pliben. Do versucht der meister acht tag. Do sprach ich den meister frintlich an, er sölte sich mit mier liden, er sölte mir etzwas oder nütz zlon gäben, wäders[42] er welte; ich welte im trüwen dienst leisten und alle ding flissig uffschriben, dan es kond keins im huß schriben; beredet in. Ich sprach: ich han wenig gelert, das erkennen ich; min lermeister hatt der merteill kein hanff ghan. Also behult er mich, gab mir ein wuchen ein batzen, dorumb koufft ich liechter und studiert znacht darby, wie woll ich alle nacht mießt werchen, byß das

---

[40] drehen. [41] Kühmaul. [42] welches von beiden.

man trumetet[43], und am morgent by der trumeten wider uff. Doch leid ich mich gären, nur das ich mechte bliben und das handwerch lärnen. Do zeigt der lerbub den seilerknächten an, wie ich nüt kende, ich hette on zwifel nit ußgelert, dan es was der merteill der bruch, das einer 2 jar muß lärnen, vermeintend, der meister sölt mier urloub[44] gen, oder sy welten nit mer zBasell wärchen. Do bad ich ietz einen, den andren, sy sölten mich lassen bliben, was frintlich mit inen, vill kond ich inen nit schenken, ich hatt selber nüt. Bleib also ein halb jar; do mocht ich schon das tagwärch traien und ein meisterknächt verwäsen und dem meister die wärchstatt versächen; wärchet offt, wen wier die großen strik oder sunst seil machten, das mier der schweiß ußgieng, so lachet den der meister minen und sprach: hette ich so vill gstudiert wie du und hette so ein liebe darzu, ich welt ee, das der tüfell das seilerhandwerch näm. Den er gsach woll, das ich ein bsundere liebin zu den biechren hatt.

Ich hatt kundschafft[45] zu dem frommen truckerherren[46], herr Andres Cratander, dessen sun Polycarpus was mins meisters Rudolphi Collini[47] tischgenger, die will ich by im lart. Der Cratander schankt mier ein Plautum, den er in 8° getruckt hatt, der was nit inbunden. Do nam ich ein bogen nach dem andren, stakt in in ein gäbelin und das gäbelin stakt ich in den hanff, das was unden gspalten. Do laß ich im hindersich und für sich gan, wen ich dratt[48]; wen den der meister kam, so warff ich schnäll den hanff druber. Ein mall erwutst er mich, do gstalt er sich gar lätz[49], fluchet: das dich botz marter als pfaffen schend! wilt studierren, so gang dem nach, oder aber gang dem handwerch nach! ist es nit gnug, das ich dier zu nacht erlouben und am firtag? must erst im träien ouch läsen? Am firtag alsbald ich zu imbyß geessen hatt, nam ich mine biechlin; gieng mit etzwa in ein gartenhüßlin, laß den gantzen tag, byß das der torwächter schrei; dan min meister hatt kein gastwerch am Rindermerkt, wie die seiler in den vorstetten. Nach und nach macht ich ouch kundschafft mit ettlichen studiosis, in sunderheit mit den discipulis D. Beati Rhenani[50]. Die und andre kammen offt für den laden, maneten mich ich solt von dem seilerwärch lassen, sy welten mir by irem herren kundschaft machen, das er mich wurde promovierren by dem herren Erasmo Roterodamo[51]. Der wurde mich den etzwa eim Episcopo[52] oder sunst eim commendierren. Aber es was alles umbsunst, wie woll die bed herren einest zu mier uff S. Petersplatz kamen. Do halff ich ein groß

---

[43] trompetet. [44] Abschied, Entlassung [45] Bekanntschaft. [46] Buchdrucker. [47] Platters Lehrmeister in Zürich. [48] drehte. [49] stellte sich sehr grimmig. [50] B. R. v. Schletstatt, ausgezeichneter Philologe. [51] der berühmteste Humanist seiner Zeit, der damals in Basel seinen Wohnsitz hatte, geb. 1465, gest. 1536.

seill machen, erbot sich der wyt verriempt herr Erasmus, wie mier die disciputi hatten angezeigt. Ich wolt aber also fürfaren mit großer mü und arbeit, den winter übell erfrieren, übell ässen und nit gnug; dan der meister was ein untrüwer schwab, koufft käß, der stank so grusam übell, das in niemen essen mocht, das die frow die nasen mußt verhan, sagt zu mier, ich solt in enweg werfen, wen der meister nit doheiman was. Es gieng mir gar ruch und übell.

Nach und nach kam ich ouch in kundschafft D. Oporini und andrer; der redet mit mier, ich solt in Hebreisch leren. Ich entschuldiget mich, ich könd wenig, so[53] hätte ich nit wyll; doch hatt er mier so vill an, das ich zu dem meister sagt, ich welt im vergäben dienen, oder minder nämen den byß-har; den er hatt mir den lon gebessert. Do erloupt er mier alle tag ein stund zu abend von 4 byß zu 5. Do schlug Oporinus an die kilchen an, es weri einer, der welte rudimenta linguae hebraicae[54] läsen umb die 4 am montag zu 5 zu S. Lienhart; do was dozmall Oporinus schulmeister. Als ich uff die stund do hin kam und meint Oporinum allein zu finden, do waren iren 18 do, fine gelerte gesellen, dan ich hatt den zedell an der kilchen-türen nit gsächen. Do ich die gsellen sach, wolt ich darvon. Aber D. Oporinus sagt: flüch nit, das sind ouch gut gsellen. Ich schempt mich aber in mim seilerschürtzlin, doch ließ ich mich bereden, fieng an inen Grammaticam D. Munsteri läsen; der was noch nit gan Basell kummen, laß inen ouch prophetam Jonam zum besten so ich mocht.

Im selben jar kam ein frantzoß, von der künigin Nowären[55] ußgeschik, hebraisch zu lernen, der kam ouch in die schull und wie ich inhe gieng in minen schlechten kleidren, satzt ich mich hinder den offen, was ein fin sitzlin, und ließ die studenten by dem tisch sitzen. So sagt der frantzoß: quando venit noster professor[56]? Oporinus zeigt uff mich. Do gsach er mich an und verwundert sich, vermeint on zwifell, ein sömlicher solt anderst kleidet sin, den so schlecht. Do die letzgen uß was, nam er mich by der hand, furt mich über das brügglin ußhi und fraget mich, wie das zugienge, das ich so bekleid kämme. Sagt ich: mea res ad restim rediit[57]. Do sagt er, wen ich welt, er welt für mich der künigin von minet wägen schriben, sy wurde mich zu einem gott uffwerfen, ich solt im nur volgen. Aber ich wolt im nit volgen. Der hort do ouch min letzgen, byß er hin weg zoch; der was kostlich

---

[52] einem Bischof. [53] ebenso. [54] Die Elemente der hebräischen Sprache. [55] Die Königin Margaretha von Navarra, der Hort der französischen Reformirten. [56] wann kommt unser Professor? [57] lateinisches Sprichwort: meine Sache ist verzweifelt; vielleicht hier auf deutsch am besten zu geben mit: ich hab mein Sach auf das Seil gestellt — Anspielung an sein Seilerhandwerk.

kleidet mit einer guldinen huben, hatt ein eignen knächt, der trug im ein mantell und hud nach, wen es regnete oder ich weiß nit worumb. Der selbig ist darnach über nün jar wider zland kummen. Als er mich by den Augustineren von wytnuß gsach, schrei er: o salve, praeceptor Platere! Ich fraget in, wo här er kemme. Do sagt er, er weri 9 jar in Creta, Asia und Arabia by den glertesten indischen Rabinen gsin, und wäri im ietz die Hebreisch allerlei sprach als bekant als siner mutter sprach und welte ietz mit freiden heimzüchen; kam noch kostlich bekleidet.

Do bleib ich noch by minem rothen seiler, byß das man das erstmall in wider die 5 ort zoch."

* * *

Die weitern Schicksale Thomas Platters mögen nur in Kürze berührt sein. Nach dem ersten Kappelerzug 1529 kam er wieder nach Zürich, verheiratete sich dort, zog dann ins Wallis, schlug jedoch des Bischofs Begehren er möchte „des gantzen lantz schulmeister werden" aus, ward nach vorübergehendem Aufenthalt in Pruntrut, während der Pestzeit, Buchdrucker und Bürger zu Basel und vertauschte endlich auf den Wunsch angesehener Basler Gelehrten das Druckergewerbe mit der Leitung der Schule auf der Burg. Durch Sparsamkeit und gute Speculationen vermehrte sich auch sein Vermögen; er ward Besitzer mehrerer Häuser. In seinem 74. Jahr verheiratete er sich zum zweiten Mal. Im Jahr 1578 nach $37^3/_4$ Jahren Schuldienst ward er vom Rath in allen Ehren pensioniert; das Tagebuch meldet am Schlusse von seines Sohnes Felix' Hand:

„Anno 1582 den 26. Jenners ist mein lieber vatter Thomas Platerus, nach dem er by nün wuchen ze bedt von eins fals wägen, den er gethon, ouch sonst von wegen schwachheit durch sein hoch alter gelegen, iederzeit by gutem verstandt seliglich verscheiden, am fritag um mittag, do man zwelffe lutht, und also eben die zeit, do Christus, unser seligmacher seinen geist uffgeben. Dem verliche der almechtig Gott, daß er ouch zu unsers heilandts Jesu Christi widerkunfft widerumb frölich ufferstande. Amen."

O. Hz.

B. Anfänge des Volksschulwesens.

Von den Einwirkungen der Reformation bis zu Ende des 18. Jahrhunderts.

Für die Culturentwicklung nicht blos der Schweiz, sondern Westeuropas bildet die Kirchentrennung im Anfang des 16. Jahrhundert ein tief einschneidendes Ereigniß. Sie ist es auch für die Schulgeschichte. Ihr verdankt vorab die Volksschule, daß sie zu deutlichen Umrissen gelangte und daß in der religiösen Volksbelehrung Land auf Land ab ein fester Punkt gegeben wurde, an den sich allerorts weitergehende Bestrebungen für Volksbildung anschließen konnten.

Nicht daß sie die allerersten Anfänge der Volksschule begründet hätte, wie man dies bisweilen darstellt. Die deutschen Schulen haben ihren Ursprung tief im Mittelalter; Begharden und die Brüder des gemeinsamen Lebens haben schon vor der Reformation manches für die geistige Hebung der untern Volkclassen gethan.

Aber daß nun zuerst das Bedürfniß erwachte, allgemein und systematisch zu Stadt und Land bestimmte Kenntnisse unter das Volk zu verbreiten und daß der Staat mit seiner Autorität diese Bestrebungen in die Hand nahm, das ist neu und das ist die Frucht der Reformation.

Doch darf man, was die Reformation unmittelbar neu hinzu gebracht hat, auch nicht sich zu umfassend denken. Sie hat die Volksschule in unserm Sinn, eine Anstalt, die ihren Zweck lediglich in ihrem Begriff Entwicklungsmittel der Menschheit zu sein, findet, nicht geschaffen. Solche Ideen kommen überhaupt zu ihrer Ausgestaltung und Verwirklichung nicht in Einem Menschenalter, nicht in Einem Jahrhundert.

Suchen wir uns zu vergegenwärtigen, was etwa bezüglich der Bestrebungen der Reformatoren und der Reformation für das Schulwesen allgemein als charakteristischer Zug geltend gemacht werden kann, so finden wir folgendes:

1. Die Hebung des Schulwesens erschien den Reformatoren für ihre religiösen Zwecke nothwendig;

2. sie fühlten sich um so mehr berufen, ihre Autorität für die Hebung des Schulwesens einzusetzen, als die Reformation wie alle Umwälzungen zuerst eine verneinende Tendenz hervorkehren mußte, indem mit der Aufhebung von Pfründen und Klöstern ein Haupttrieb für die Zuwendung zum geistlichen Stand und also für die Erhaltung der Gelehrtenschulen wegfiel und der materiellen Zeitrichtung damit Vorschub geleistet wurde;

3. eben darum war das Augenmerk der Reformatoren zunächst auf die Erhaltung und Verjüngung der gelehrten Schulen gerichtet;

4. das Bedürfniß der Volksbildung concentrierte sich dagegen auf Allgemeinmachung eines elementaren Religionsunterrichts und der dafür nothwendigen Fertigkeiten (Schreiben und Lesen);

5. das Schulwesen ward überhaupt im Geiste der Zeit nach seinem Werthe für die Kirche gemessen, in kirchlichen Dienst genommen und unter kirchliche, resp. kirchenstaatliche Vormundschaft gestellt.

Innerhalb dieser gemeinschaftlichen Eigenthümlichkeiten zeigte nun die deutsche und die schweizerische Reformation wieder ihre Besonderheit, in der sich die Persönlichkeit der Reformatoren, Luthers einerseits, Zwinglis und Calvins anderseits, wiederspiegelt.

Und hier ist nun zu sagen, daß was als bahnbrechende Ideen für die Volksschule den Reformatoren zugeschrieben wird, auf Luther zurückgeht.

Mit der ganzen Fülle und Tiefe seines Gemüthslebens erfaßte Luther die Kinderwelt. Mit welcher Herzlichkeit schildert er den Kindersegen als die beste Gabe Gottes! Deshalb ist ihm die rechte Kindererziehung die heiligste und edelste Menschenpflicht auch vom Standpunkt der Religion und Frömmigkeit aus. „Wenn eine junge Frau, sagt er einmal, in dem Schmucke der Königin von Frankreich einhergienge, das wäre ein herrlich und köstlich Ding vor der Welt, da Jedermann das Maul über aufsperrte. Aber wenn ein Weib die Kindlein fein wohl zeucht, — gegen solchen Schmuck sind Perlen, Sammet und gülden Stück, wie ein alter zerrissener, geflickter Bettlermantel." Darum sind ihm denn auch die Schulen als ein Hauptmittel rechter Kindererziehung überaus wichtig. „Es ist aber in einer Stadt an einem Schulmeister so viel gelegen, als an einem Pfarrherrn. Bürgermeister, Fürsten, Edelleute können wir entrathen. Schulen kann man nicht entrathen, denn sie müssen die Welt regieren. Und wenn ich kein Prediger wäre, so weiß ich keinen Stand auf Erden, den ich lieber haben wollte. Man muß aber nicht sehen, wie es die Welt verlohnet und hält, sondern wie es Gott achtet und an jenem Tage rühmen wird." Mit beredten Worten legt er darum seiner Nation, vor allem den städtischen Magistraten die Errichtung von Schulen ans Herz. „Nichts wird uns und unsern Nachkommen mehr helfen, denn Erhaltung guter Schulen und

Auferziehung der Jugend; denn das sind die Pflänzlein, dadurch die Kirche Gottes als ein schöner Garten erbauet und fortgebracht wird. Darum sind wir alle, so Christen sein wollen, schuldig mit allen Treuen, mit dem so wir vermögen, dazu zu helfen und fördern . . . Liebe Herren, man muß jährlich so viel wenden an Büchsen, Wege, Stege, Dämme und dergleichen unzählige Stücke mehr, damit eine Stadt zeitlichen Frieden und Gemach habe; warum sollte man nicht vielmehr doch auch so viel wenden an die dürftige arme Jugend, daß man einen geschickten Mann oder zweene hielte zu Schulmeistern . . . Man fürchtet sich für Türken und Kriegen und Wassern; denn da verstehet man was Schaden und Frommen sei. So doch hie billig wäre, daß wo man einen Gulden gäbe wider die Türken zu streiten, wenn sie uns gleich auf dem Halse lägen, hie hundert Gulden gegeben würden, ob man gleich nur einen Knaben könnte damit auferziehen, daß ein rechter Christenmann würde; sintemal ein rechter Christenmensch besser ist und mehr Nutzens vermag, denn alle Menschen auf Erden." In jeder Weise sucht er die Durchführung wenigstens eines Minimums von Schulunterricht plausibel zu machen. „Weil denn das junge Volk muß löcken und springen, oder je etwas zu schaffen haben, da es Lust innen hat, und ihm darinen nicht zu wehren ist, auch nicht gut wäre, daß man alles wehrte, warum sollte man denn nicht ihm solche Schulen zurichten, und solche Kunst vorlegen? sintemal es jetzt von Gottes Gnaden alles so zugerichtet ist, daß die Kinder mit Lust und Spiel lernen können, es seien Sprachen oder andre Künste oder Historien. Und ist jetzt nicht mehr die Hölle und das Fegfeuer unserer Schulen, da wir innen gemartert worden sind über den casualibus und über den temporibus[1], da wir doch nichts denn eitel nichts gelernet haben durch so viel Stäupen[2], Zittern, Angst und Jammer. Nimmt man so viel Zeit und Mühe, daß man die Kinder spielen auf Karten, singen und tanzen lehret, warum nimmt man nicht auch so viel Zeit, daß man sie lesen und andre Künste lehret, weil sie jung und müßig, geschickt und lustig dazu sind . . . So sprichst du: Ja wer kann seiner Kinder so entbehren und alle zu Junkern ziehen; sie müssen im Hause der Arbeit warten u. s. w. Antwort: Ists doch nicht auch meine Meinung, daß man solche Schulen anrichte, wie sie bisher gewesen sind, da ein Knabe zwanzig oder dreißig Jahre hat über dem Donat und Alexander[3] gelernet und dennoch nichts gelernet. Es ist jetzt

---

[1] mit Declinieren und Conjugieren. [2] ausklopfen, schlagen. [3] mittelalterliche Lehrbücher: Donatus, römischer Grammatiker, c. 320 n. Chr. Alexandre de Villedieu, oder Alexander Dolensis, Lehrer in Paris, schrieb 1209 eine gereimte Grammatik, das „doctrinale".

eine andre Welt und gehet anders zu. Meine Meinung ist, daß man die Knaben des Tages eine Stunde oder zwo lasse zu solchen Schulen gehen und nichts desto weniger die andere Zeit im Hause schaffen, Handwerk lernen und wozu man sie haben will, daß beides mit einander gehe, weil das Volk jung ist und gewarten kann. Bringen sie doch sonst zehnmal so viel Zeit zu mit Käulchen schießen, Ballspielen, laufen und rammeln. Also kann ein Mägdlein so viel Zeit haben, daß sie des Tags eine Stunde zur Schule gehe und dennoch ihres Geschäfts im Hause wohl warte; verschläft und vertanzt es und verspielet es doch wol mehr Zeit. Es fehlet allein daran, daß man nicht Lust noch Ernst dazu hat, das junge Volk zu ziehen, noch der Welt helfen und rathen mit feinen Leuten. Der Teufel hat viel lieber grobe Blöcke und unnütze Leute, daß den Menschen ja nicht wohl gehe auf Erden." Ja die Nothwendigkeit der Bildung und Erziehung ist so groß, daß sie selbst den Schulzwang rechtfertigen würde. „Gleich als jetzt auch der gemeine Mann denkt nicht daß er Gott und der Welt schuldig, so er einen geschickten Sohn hat, in die Schule zu thun und studiren zu lassen; sondern Jedermann meinet er habe freie Macht, seinen Sohn zu ziehen nach seinem Willen, es bleibe Gottes Wort und Ordnung wo sie wolle. Ja, es thun die Rathsherren in Städten und fast alle Obrigkeit auch so, lassen die Schulen zergehen, als wären sie derselben frei und hättens Ablaß dazu. Niemand denkt, daß Gott ernstlich gebeut und haben will, die geschickten Kinder zu ziehen zu seinem Lob und Werk, welches ohne die Schulen nicht geschehen mag . . . Ich halte aber, daß auch die Obrigkeit hie schuldig sei, die Unterthanen zu zwingen, ihre Kinder zur Schule zu halten . . . Kann sie die Unterthanen zwingen, so da tüchtig dazu sind, daß sie müssen Spieß und Büchsen tragen, auf die Mauren laufen und andres thun, wenn man kriegen soll; wie vielmehr kann und soll sie die Unterthanen zwingen, daß sie ihre Kinder zur Schule halten?"

Wir haben in obiger Zusammenstellung die Ideen der Reformation über das Schulwesen, wie sie Luther in Tischreden und Predigten, vor allem aber in seiner Schrift „An die Radherrn aller stedte deutsches Landes: das sie Christliche schulen auffrichten und halten sollen (Wittenberg 1524)" geäußert, mit Luthers eignen Worten wiedergegeben und ersehen daraus: es gehen dieselben auf Nothwendigkeit guter Erziehung und Bildung, auf das Bedürfniß guter Schulen mit vernünftiger Methode und Zucht, auf die Behauptung der Möglichkeit allgemeinen Schulbesuchs, und dessen Wünschbarkeit für Knaben und Mädchen, auf Recht und Pflicht der Obrigkeiten, Schulzwang einzuführen. Das hatte bis jetzt noch niemand so umfassend und eindringlich gefordert; und dazu kam nun noch die ganze Macht der

Sprache und die weithin wirksame Autorität, die Luther zu Gebote stand, um seinem Worte Eingang zu verschaffen.

Nicht eine Persönlichkeit so tiefgreifender Originalität wie Luther, aber durchgebildeter und klarer und darum auch sowol in seinem eignen Leben weniger den Schwankungen wechselnder Stimmungen ausgesetzt als in die allgemeine Entwicklung vielseitiger und stetiger eingreifend ist der schweizerische Reformator Ulrich Zwingli; an Bedeutung als kirchlicher Reformator hinter Luther zurückstehend ist er in verständiger Erfassung mancher religiösen und theologischen Fragen seiner Zeit isolirt vorangegangen. Luther ist religiöser Volksmann, das ist sein Ausgangspunkt und seine Begrenzung; Zwingli ist Humanist und Patriot und deshalb wird er sowol religiöser, als politisch-sittlicher Reformator. Schon in seiner allgemeinen Darstellung der Nothwendigkeit der Erziehung tritt uns weniger Luthers gemüthvolle Beredsamkeit als die klare Ueberzeugungskraft des gesunden Menschenverstandes entgegen: „Das menschliche Gemüth gleicht einem Garten, der ohne Pflege mit Unkraut bewachsen wird. Von Jugend auf muß es daher gepflegt und gebildet werden. Wo das geschieht, wird ein köstlicher Schatz gewonnen. Wo man aber das Gemüth nicht bildet, wird weder Auge noch Hand noch Zunge gemeistert, sondern der Mensch ist da ein ungeordnetes Wesen. Wie sollte man aus einem Garten, der voll Unkraut ist, gute Früchte gewinnen können? Und das ist die Ursache, warum die Verwaisten und Unehelichen meistens schlimm gerathen, weil ihnen die Eltern fehlen, welche sie bilden und erziehen. Der Satan nistet sich gern in die Herzen der Jugend und sucht diese noch reinen Gefässe zu beflecken und zu verderben. Daher erfordert es die höchste Sorgfalt, daß sie in der Zucht und Furcht des Herrn erzogen und daß diese neuen Gefässe mit guten Sitten und Grundsätzen erfüllt werden. Viele sind damit beflissen ihre Bildnisse aufzuhängen, damit ihr Stammbaum erhoben und ihr Geschlecht berühmt werde, aber das Ebenbild Gottes und unsre wahren lebendigen Ebenbilder vernachlässigen und versäumen wir. Der Landmann bemüht sich sorgfältig in bestimmter Ordnung hier Bäume, dort Weinreben, dort Weiden, hier Küchengewächse, dort Getreide zu pflanzen, damit sein Garten mit Früchten aller Art bepflanzt sei. Wenn Eltern und Lehrer die gleiche Sorgfalt auf die Bildung des Geistes der Jugend verwenden würden, so stände es heutzutage besser um dieselbe. Es ist nicht genug, daß man die Kinder lesen und schreiben lehre, sondern man soll sie auch zu guten Sitten anleiten und ihre ganze Lebensweise ordnen. Die Weinrebe sowie jede junge Rankpflanze ergreift ohne Unterschied alles was ihr aufstößt, schmiegt sich an dasselbe an und schlingt sich herum, wie z. B. die Rebe um den Pfahl. Für die Kinder ist der Baum oder natürliche Pfahl

der Vater; darum sollen sich Eltern befleißen, ihre Kinder wohl zu erziehen."

So ist es denn auch bezeichnend, daß Zwingli in seinen Schriften sich nicht mit dem allgemeinen Bildungsbedürfniß beschäftigt wie Luther. Seine pädagogischen Anschauungen sind in einer lateinischen Gelegenheitsschrift niedergelegt, die er seinem Stiefsohn Gerold Meyer widmete (1523) und hat ursprünglich den durchaus zutreffenden Titel „Wie edle Jünglinge zu erziehen sind" und erst in der deutschen Uebersetzung ist dieser Titel allgemeiner gefaßt worden: „Herrn Ulrich Zwinglis Lehrbüchlein wie man die Knaben christlich unterweisen und erziehen soll [1]; sie charakterisiert sich als eine Anleitung für Erziehung resp. Selbsterziehung, oder als ein Wegweiser fürs Leben — der erste Versuch dieser Art, der nachher in Campe („Theophron") und Scheitlin („Agathon") Nachfolger gefunden, nicht als ein Vorschlag zur Organisation des Schulwesens oder als eine allgemeine Erziehungslehre; zudem darf nicht übersehen werden, daß diese Abhandlung ursprünglich ganz familiären und individuellen Gepräges ist und ihre Adresse erst nachträglich verallgemeinert werden konnte. Daß dem aber so ist und daß Zwingli keinen Versuch gemacht hat, daneben über Erziehung sich in Wort und Schrift allgemein zu verbreiten und principielle Auseinandersetzungen zu bieten, verräth uns wiederum seinen nüchternen, aufs Praktische gerichteten Sinn.

Aehnlich verhält es sich mit Zwinglis praktischem Eingreifen in die Schulverhältnisse. Zwingli lebt in dem Gedanken eines Staatswesens, in welchem die Selbstregierung der Bürger auf politischem und religiösem Gebiete gleichmäßig das oberste Wort hat und politische und religiöse Gemeinschaft sich dem äußern Umfang nach decken. Daher gehen Kirche und Staat in Eins zusammen, die oberste politische Gewalt ist auch zugleich die oberste Behörde in kirchlichen Angelegenheiten: der Rath der Zweihundert. Daraus folgt: Uebergabe der kirchlichen Güter an den Staat, und da diese den finanziellen Hintergrund des Schulwesens bilden, auch des Schulwesens.

Aber es ist nur die Kehrseite davon, daß nun der Staat an sich auch gefaßt wird als Träger des kirchlich-religiösen Gedankens. Die staatlichen Ordnungen treten in den Dienst der Religion, der neuen Lehre; die Verwirklichung des religiös-christlichen Ideals in Lehre und Leben wird Staatszweck und so wird gerade in den Händen dieses kirchlichen

---

[1] Dieser secundäre deutsche Titel hat den Anlaß zu dem vielfach verbreiteten Mißverständniß gegeben, daß Zwingli ein Lehrbüchlein im modernen Sinn oder gar eine Fibel geschrieben habe.

Staates die religiöse Bildung, und vorab die theologische der künftigen Geistlichen, Ausgangs-, Mittel- und Zielpunkt des zürcherischen Schulwesens.

Das tritt nun in dem ganzen Gang der Zwinglischen Schulreform zu Tage. Sie wird früher durchgeführt als die Kirchenordnung, letztere 1528, erstere 1523—25; aber sie beginnt oben, nicht unten. Der Anfang wurde mit der Anstalt gemacht, der Zwingli selbst angehörte, dem Chorherrenstift am Großen Münster („christenliches Ansehen und Ordnung" vom 29. September 1523); auf die durch Absterben der Chorherren erledigten Pfründen sollten Professoren eintreten; so entstand eine theologische Akademie; die Lateinschulen wurden zur Vorbereitung auf diese letztere reorganisirt, auch auf dem Lande die Begründung solcher gelehrter Mittelschulen versucht; die deutschen Schulen scheinen von Zwingli gänzlich übergangen worden zu sein.

Wie in der ganzen religiös theoretischen Richtung, so hat auch in Bezug auf die pädagogische Seite dieser Wirksamkeit Calvin[1] in Genf noch schärfer und systematischer die Consequenzen der schweizerischen Reformation gezogen als ihr Begründer Zwingli. Das humanistische Element, das in Zwingli neben dem theologischen steht, tritt bei Calvin zurück. Die Nothwendigkeit der alten Sprachen folgt für ihn aus der Bibelerklärung; dem antiken Lustspiel werden die Historiker vorgezogen; so ist die Genfer Akademie noch einheitlicher, als Zwinglis Lektionen ein Seminar für reformierte Geistliche. „Hat Zwingli dem Staat die Durchführung des christlichen Lebens als ideales Ziel in die Hand gegeben, so geht bei Calvin der Zweck des Staates in demjenigen der Kirche auf; die Obrigkeit ist nur dazu da, das göttliche Gesetz zu vollstrecken und heiliges Leben zu fördern, ja zu erzwingen. Dieser kirchliche Staat ist eigentlich nichts als eine große Erziehungsanstalt mit strengster Zucht für Mündige und Unmündige."

Die Großthat Calvins auf dem Gebiete des Erziehungswesens ist die Gründung der Akademie. Seit seiner Rückkehr aus der Verbannung war sie eines der großen Ziele seines Strebens gewesen; innere und äußere Unruhen, sowie die finanzielle Bedrängniß des Staates hinderten die Ausführung; da bat sich 1558 Calvin die Erlaubniß aus „da er die völlige Erschöpfung der Staatskasse wol kenne, den Patriotismus und die Freigebigkeit der Bürger für das heilsame Werk aufrufen zu dürfen"; die Geldsammlung nahm sechs Monate in Anspruch; Calvin gieng selbst von

[1] Joh. Calvin geb. zu Nyon in der Picardie 1509, wirkte 1536—38 und von 1541 bis zu seinem Tode am 27. Mai 1564 in Genf.

Haus zu Haus; es kamen über 10,000 Goldgulden zusammen; in weitern sechs Monaten war der Bau vollendet; am 5. Juni 1559 konnte die Anstalt eröffnet werden; sie zählte gleich zu Beginn 900 Schüler. Der Studienplan der Akademie war ebenfalls Calvins Werk. Ausgebaut war in ihr die theologische Schule; an der Erweiterung des Plans zu einer Universität hatte vor allem die Beschränktheit der Mittel gehindert; doch war von Calvin bestimmt, daß wenigstens drei Stunden für Mathematik und Physik verwendet werden sollen, — ähnlich wie am Carolinum in Zürich 1541 für Konrad Geßner ein naturwissenschaftlicher Lehrstuhl geschaffen worden war —; zeitweilig bestand auch ein medicinischer Lehrstuhl. Für den Vorbereitungsunterricht zur Akademie sorgte das Collegium, das in sieben Classen mit festem Lehrplan eine sorgfältige Gliederung erfuhr; für diese Schule hatte Calvin seinen eigenen bewährten Lehrer Mathürin Cordier[1] als Lehrkraft herbeigezogen. Aber auch dieses Collegium ist durchaus Lateinschule; für den eigentlichen Volksunterricht der mittlern und untern Classen scheint durch Calvin — abgesehen von der Erstellung eines Katechismus — nichts geschehen zu sein; und so wird sich denn auch wol auf dieses Collegium die Thatsache beziehen, — die davon Zeugniß ablegt, wie man bei aller Strenge der Zucht in der Stadt Calvins die Kinder vor der Rohheit der Erzieher zu schützen verstand —, daß 1563 ein Lehrer abgesetzt und verurtheilt wurde, öffentlich Buße zu thun, weil er einem seiner Schüler einen Zahn ausgeschlagen hatte.

Wir sehen also: die Schweiz hat noch weniger als Deutschland von der Persönlichkeit ihrer Reformatoren unmittelbaren Antrieb für das eigentliche Volksschulwesen erhalten. Die indirecten Folgen der Reformation für dasselbe sind aber nicht zu unterschätzen. Der Glaubensgegensatz schuf Leben und das Bedürfniß, die heranwachsende Jugend in den Lehren der wahren Religion zu befestigen. Zur Predigt gesellten sich regelmäßig Kinderlehre und Jugendgottesdienst. Die Verpflichtung zum Besuch derselben dehnte sich bis zum 18. bis 20. Jahr, ja bis zur Verheiratung aus. Die Bibel ward Hausbuch, ein sehr bedeutender Schatz von Psalmen, Sprüchen, biblischen Erzählungen Gemeingut. Nach dem Grundsatze der Reformation, der die priesterliche Vermittlung zwischen dem Menschen und der Gottheit aufhob, mußte Jeder sich selbst Rechenschaft von der Wahrheit d. h. Schriftgemäßheit seines Glaubens geben können; und um so kräftiger griff diese Forderung ein, als der beständige Streit zwischen protestantischer und katholischer Theologie und zwischen der kirchlichen Lehre und den immer und immer wieder auftauchenden Glaubensabweichungen Geistlichkeit und

---

[1] S. Biographie „Math. Cordier“.

Volk in Athem hielten. So wuchs das Bedürfniß stetig, allüberall die Fertigkeiten des Lesens und Schreibens zu verbreiten. Die Bedeutung der Reformation für die Volksschule besteht nicht darin, daß sie den Unterricht in Methode, Lehrplan u. s. w. verbessert, sondern, daß sie ihn über die städtischen Mauern hinausgetragen, auch für die Landbevölkerung allgemein gemacht hat. So spricht sich ein Gutachten der Diener der Kirche von Zürich 1562 über den damaligen Stand der Dinge folgendermaßen aus: „Inn den kilchen, in dennen wir dienend, werden zum bericht der unwüssenden Juget Inn statt und uff dem land Schulen gehalten, nit nun latinisch, sundern auch tütsch, und lert man in Jnen nit allein lesen und schryben, sondern ouch den kinderbericht[1]. Die Schulmeister werden uß dem kilchengut erhalten oder etlichen ouch etwas hilff[2]. Wo auf dem land noch keine Schulen sind oder sein können, da tun die helfer und pfarrer ir bestes mit dem bericht; denn im winter, wann die wärch[3] nit so schwer ufligend als im summer, halten sie schul von martini bis Lichtmeß an den werchtagen etliche stunden und üben sy im läsen und kinderbericht. Etliche gemeinden bestellen selber dieser zytt Schulmeister für ire juget. Diewyl Gott der Herr die juget so flyssig bevolhen hatt, soll mann weder müy noch kosten sparen."

Aehnlich wie im zürcherischen Gebiet scheinen auch in einzelnen Theilen des Gebietes von Bern die Gemeinden selbst die Initiative zur Errichtung von Schulen ergriffen zu haben. Die Regierung wahrte sich namentlich für die Anstellung der Lehrer ein Genehmigungsrecht, lobte übrigens in amtlichen Erlassen dieses Vorgehen der Gemeinden und half bei Schulbauten, Anlegung von Schulfonds u. s. w. gelegentlich mit Zuschüssen. 1602 wird eine Schule in Amerswyl gegründet; 1616 finden wir eine solche in Bözen; 1617 auf Staufberg; 1647 wurde das erste Schulhaus in Hendschikon gebaut. Die Gemeinden erhielten wol auch ausführliche Schulordnungen; so besagt die Schulordnung für beide Gemeinden Erlispach und Kilchberg (bei Aarau) 1609 folgendes: „Die Schule beginnt nach Vollendung der Feldarbeiten und soll dann wenigstens zwölf zusammenhängende Wochen dauern; wer die Schule länger benützen will, kann es gegen besondere Bezahlung thun; im Sommer ist keine Schule, aber die Schüler sind verpflichtet, in der Kinderlehre den Katechismus aufzusagen. Die Kinder können in jedem Alter, in jeder Zeit eintreten, müssen aber dann wenigstens drei Winter nach Möglichkeit die Schule besuchen, und auch im Falle Ausbleibens das Schulgeld bezahlen, die Reichen vollständig, die Armen zur Hälfte, während

---

[1] Religiöse Kinderlehre. [2] anderweitige Unterstützung [wird ihnen gegeben]. [3] landwirthschaftliche Arbeiten.

die andere Hälfte oder nöthigenfalls auch das Ganze aus dem Kirchengut zu verabfolgen ist; Eltern, welche ihre Kinder gar nicht zur Schule schicken, sollen vom Chorgericht ermahnt und eventuell bestraft werden. Die Verordnung sorgt auch in allgemeinen Ausdrücken für Behausung und Besoldung des Lehrers und Anschaffung von Katechismen für die Schüler auf Kosten des Kirchengutes. Gegenstände des Unterrichtes sind: im ersten Winter Kenntniß der Buchstaben und Lesen, im zweiten Winter Lesen von Gedrucktem und Geschriebenem, Kenntniß der Zahlen, und Schreiben, im dritten Winter überdies Beten und Einprägen des Katechismus. Der Lehrer soll mit den Schülern die Kinderlehre fleißig besuchen, „uf dasz ire Eltern und Jedermann sechen möge, wie flissig oder unflissig er gsin, ouch wasz die Jugend neben disem zitlichen ouch zum Ewigen für Nutz und Frommen in der Schul schaffe; und alsdann erst gwhar werdint, wie väterlich, herzlich und gut es ein christenliche Obrigkeit und ire Vorstender mit inen meinind.“ Auch diese Verordnung wiederholt das Verbot, fremde Schulmeister ohne Erlaubniß einer hohen Obrigkeit anzustellen „uf dasz kein bös Dogma in die unfürsichtige Jugend gesteckt werde“. — Im Thurgau hielten bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts die Geistlichen in der Regel selbst Schule. Auch aus den Filialen, die hie und da bis auf eine Stunde Weges von der Muttergemeinde abliegen, besuchten die Kinder die Schule ihres Pfarrers oder seines Stellvertreters. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges wurden einzelne aus der Pfalz vertriebene evangelische Geistliche als Schulmeister in größern Gemeinden angestellt. Als nach und nach in den vom Kirchorte entlegenen Ortschaften besondere Schulmeister angestellt wurden, mußte der Unterricht zunächst in der Wohnstube eines Privathauses gehalten werden. Es bestanden solche Schulen um 1630 in Mettlen, Egnach-Roggweil, und in Hüttweilen. Für die katholischen und evangelischen Einwohner von Ueßlingen errichtete der Prior der Karthause Ittingen eine paritätische Schule mit einem katholischen Schulmeister, dem das ehrende Zeugniß gegeben wurde, daß er gegen die Kinder beider Confessionen unparteiisch sei. Eine geistliche Schule mit 70 bis 80 Schülern aus vier Gemeinden war noch 1647 in Scherzingen unter dem dortigen Pfarrer Collin; der Pfarrer bezog dafür einen Schullohn von 70 fl. Sulgen hatte schon 1615 einen weltlichen Schulmeister, Hans Ulrich Mannenbach von Schaffhausen, der in Katechismus, Lesen, Schreiben und Gesang unterrichtete. Im Jahr 1632 wurden die evangelischen Pfarrer im Thurgau vom zürcherischen Rathe auf den Antrag der Synode ermahnt: es solle wo möglich der Prädicant die Schule selbst halten, außer in ganz reformirten Gemeinden, wenn darin ein tauglicher Mann gefunden werde, dem der Pfarrer das Halten der Schule ohne

Gefahr übergeben könne; aber er soll in diesem Falle die Schule fleißig überwachen. — Als Schullohn für den weltlichen Lehrer wurden meist 4 Kreuzer auf den Kopf des Kindes bestimmt. Dazu war es Regel, daß jedes Kind im Winter täglich ein Scheit Holz als Feuerungsbeitrag in die Schule mitbrachte. Das Uebrige leistete die Gemeinde durch einen Wochenlohn von verschiedener Höhe (12—24 Batzen).

Auch in Glarus ertheilten in der Regel die Geistlichen den elementaren Volksschulunterricht. Doch finden wir beispielsweise in Schwanden 1654 bei Verhinderung des Pfarrers auch einen weltlichen Schulmeister angestellt; und das Land zahlte vor- wie nachher an die Schule von Schwanden einen jährlichen Beitrag (4 Kronen).

Die Pflege des Jugendunterrichts auf protestantischem Gebiete rief nun auf katholischer Seite entsprechenden Bestrebungen. Es ist das Verdienst des Concils von Trident (1545—63), die Nothwendigkeit erkannt zu haben, auch auf diesem Gebiete sich nicht vom Protestantismus überflügeln zu lassen. So schrieben denn auf Grundlage der tridentinischen Beschlüsse die bischöflich constanzischen Synodaldecrete vom Jahr 1567 vor: „In allen Pfarreien, besonders den stark bevölkerten, sollen Jugendlehrer sein. In kleinern Orten aber und solchen, die bisher keine Lehrer hatten, und wo die Mittel für einen solchen fehlen, soll einer der dortigen Geistlichen gegen Entschädigung dazu verpflichtet sein. Wo aber keine Capläne sind, haben die Pfarrer dafür zu sorgen, daß an diesen Kirchen Personen als Sigristen angestellt werden, die im Stande sind, die Jugend im Latein- und Deutschlesen, sowie im Kirchengesange und im deutschen Katechismus zu unterrichten. Die Pfarrer werden sich mit den Ortsbehörden oder der Gemeinde verständigen, daß diese Sigristen die Stelle als Schulmeister gegen Entschädigung aus dem Kirchenvermögen oder gegen Beiträge Einzelner versehen, oder daß man ihnen die Schreiberstelle mit übertrage. Der Pfarrer soll die Schulen monatlich, der Decan wenigstens halbjährlich besuchen; der Synode ist über den Zustand derselben jeweilen ausführlicher Bericht zu erstatten u. s. w." So entstand wenigstens in den demokratischen Kantonen ein Volksschulwesen. Es ist wol dem Einflusse dieser Beschlüsse mitzuzuschreiben, wenn z. B. in Obwalden bis 1580 die Zahl der Schulen in den andern Gemeinden sich so vermehrt hatte, daß der Landesschulmeister in Sarnen über den ihm dadurch veranlaßten Abbruch am Schulgeld sich bei der Landsgemeinde beschwerte, und die letztere aus diesem Grunde den Sarnen zunächst gelegenen Gemeinden eine eigene Schule nur mehr für die Mädchen gestattete. Für die Schule in Altorf erließ der Rath von Uri 1579 die erste uns noch erhaltene Schulordnung, aus welcher unter Anderm hervorgeht, daß nunmehr neben

dem „lateinischen Schulmeister", bei dem übrigens auch Deutsch lesen und schreiben gelernt wurde, bereits noch andre Schulen vorkamen. In Nidwalden befiehlt im Jahr 1593 der Rath einem Vater nachdrücklich, seinen Sohn fleißig in die Schule zu schicken. Schulhäuser finden wir bereits 1520 in Schwyz, 1562 in Stans, 1592 im Dorf Einsiedeln, 1598 in Sarnen. Weniger günstig standen die Dinge in den Landschaften der katholischen Städtekantone; soweit unsre Kenntniß reicht, war nur die Regierung von Solothurn weitherzig genug, auch dem Schulwesen auf dem Lande ihre Fürsorge zuzuwenden und tüchtigen Schulmeistern finanzielle Unterstützung zuzusprechen; im Gebiet von Freiburg, Luzern u. s. w. lag das Landschulwesen noch völlig brach.

Diese Züge mögen genügen, um den Stand des Landschulwesens vor der Mitte des 17. Jahrhunderts zu charakterisiren. Einigermaßen entwickelt, aber noch keineswegs in allgemein gültige feste Formen geprägt, ist es nur in der protestantischen Bevölkerung und in den Urkantonen; auch da fast durchweg nur Winterschule; Lehrer die ständigen Geistlichen oder ein flottanter weltlicher Lehrerstand ohne besondere Vorbildung und ohne bleibende Anstellung; besondere Schulhäuser noch an wenigen Orten, allenthalben sonst Pfarrhäuser oder Privatwohnungen; wo letzteres der Fall, betreibt der Lehrer sein berufliches Handwerk in den nämlichen Räumen, in denen Unterricht ertheilt wird, und theilweise auch während desselben; die Besoldungen so dürftig, daß sie den Mann nicht allein zu nähren vermögen; von Schulzwang, Regelung des Absenzenwesens u. s. w. kaum eine Spur; Centrum der Religionsunterricht, daneben Lesen, Schreiben und Singen, in seltenen Fällen auch Rechnen; die Aufsicht, wo nicht die unmittelbare Leitung, steht der Kirche zu, ebenso ein Theil der finanziellen Leistung; von systematischen Lehrbüchern außer den religiösen Lehr- und Erbauungsschriften, sowie von einer vorgeschriebenen Methode ist nicht die Rede.

Günstiger war es mannigfach in den Städten bestellt; doch tritt auch hier die staatliche Fürsorge nur sehr allmälig und zaudernd in die Fürsorge für die eigentliche Volksschule ein. Im Ganzen ist aber die Stellung dieser letztern eine durchaus gedrückte; die freie Entwicklung fehlt sowol in katholischen wie in protestantischen Städten. Als Beispiel wählen wir die zürcherischen Schulverhältnisse.

Gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts fieng der Rath an, sich auch der deutschen Schulen anzunehmen. 1549 wurde eine Commission von vier Mitgliedern zur Aufsicht über dieselben bestellt. Damals gab es 3 (darunter 1 für beide Geschlechter), 1583 6 deutsche Schulen in der Stadt, 4 Knaben- und 2 Mädchenschulen. 1586 zog dann der Rath die deutschen

Knabenschulen in ein einziges, zu diesem Zwecke eingerichtetes Haus (zum St. Peter am Neumarkt) zusammen. Die vom Rath bestimmte Commission richtete darin 3 übereinanderliegende Wohnstuben, sowie eine Wohnung für den Schulmeister ein. Die Schulstuben repräsentirten zugleich die Schulstufen. „In der untersten Stube lerne man das A B C läsen. Dazu werden kleine täffelin getruckt, item nammenbüchly [1], daruß die ersten Buchstaben, silben und stimmen, auch nammen ze lässen und ze lernen sind. — Inn der mittlern stuben lernt man schryben und die gründ [2] uß der h. gschrifft; es söllendt namlich neben lässen getruckter bücher und gschribner brieffen schöne geistliche und nützliche sprich, überschrifften, anfang und beschluß allerley sendtbrieffen fürgeschriben werden. — Inn der dritten und obristen stuben soll der Schulmeister ein gwüsse arithmeticam haben, uß der er die, die es begeren, leeren sölle; nach vorschrifft söllend sy lernen rechnung ußstellen, eine rechte überschrifft machen, den anfang und ußgang eines brieffs uff setzen, zyt, jar und kalender verstan". Das Rechnen war also facultativ und wurde besonders bezahlt. Oberstes und gemeinschaftliches Lehrfach war dabei die Religion, sowol in Form obligatorischen gemeinsamen Kirchbesuchs als besondern Unterrichts am Donnerstag und Samstag Vormittag. Lehrbuch der untersten Classe: kleiner Katechismus; mittlere: größerer Katechismus Bullingers; oberste: Bibel. Die oberste Classe hatte Donnerstags auch Psalmensingen; die untern Classen hörten zu. „Andere Bücher mögen auch in der deutschen Schul geläsen werden, als tütsche predigen vom tod und sterben, vom bericht der krancken rc." Das Eintrittsalter wurde, wie früher, im Minimum auf das 5. Jahr festgesetzt. Die Zahl der täglichen Unterrichtsstunden betrug im Sommer 6, im Winter 5; der Schulbesuch im Winter war stärker als im Sommer. Die Aufsicht führten 5 Schulherren, nämlich 2 von den Gelehrten und 3 von den Räthen, welche wenigstens alle Fronfasten (Quartale) die Schule einmal visitiren mußten. In Anwesenheit der verordneten Schulherren sollten zwei jährliche Prüfungen abgehalten werden, an die sich eine Censur über Schüler und Schulmeister, sowie eine Austheilung von Preisen an die besten Schüler anschloß. Gleichzeitig trat eine Veränderung der Besoldungsverhältnisse ein im Sinn besserer Ausgleichung zwischen den Lehrern und größerer Betheiligung seitens des Staates. Bisher hatte der Staat als Besoldung gegeben 6 Mütt Kernen (à circa 1 fl. = 20 Fr. heutigen Werthes) nunmehr gab er 10 Mütt, dazu freie Wohnung für den obersten Lehrer und 10 fl. an den Hauszins der beiden untern Lehrer; weiter flossen aus der „Meisenstiftung" 5 fl. Zulage für jeden Lehrer; dafür wurde

---

[1] Fibeln. [2] Beweisstellen.

das Schulgeld herabgesetzt, in der untersten Classe (Lesen) von $1^1/_2$ auf $^1/_2$, in der mittlern (Schreiben) von 2 fl. ebenfalls auf $^1/_2$, in der obersten Classe von 4 fl. auf 2 fl. In Folge von Beschwerden, daß in Folge dieser Herabsetzung einzelne Lehrer trotz der Besoldungserhöhung ungünstiger als bisher zu stehen kommen, fügte der Rath für jeden der untern Lehrer noch 3 Eimer Wein, für den obersten Lehrer aber noch eine so bedeutende Personalzulage hinzu, daß dieser sich nun auf etwa 220 fl. (= 3500 Fr.) zu stehen kam. Dazu erhielten die Lehrer das Recht, Privatstunden neben der Schule zu ertheilen, einige Einnahmen vom Lehrmittelverkauf und zeitweise auch etwelche Entschädigung für nicht eingegangenes Schulgeld. — Die Mädchenschulen dagegen bleiben zurück; die Stadt begnügte sich mit einem bloßen Beitrag an die Besoldung der Lehrfrauen; die deutschen Schulen weisen 1583 neben 410 Knaben nur 49 Mädchen auf. Dem entsprechend ließ der Rath die Freiheit zu Errichtung von privaten Mädchenschulen bestehen, während er dieselbe für Knabenschulen möglichst beschränkte.

Wie in Zürich war auch in Winterthur die deutsche Schule zugleich Vorbereitung für die Lateinschule. Bis 1587 war sie in der „Oberstube", die zugleich als Wirthschaftslocal diente; im Dezember 1587 wurde ein eigenes Schulhaus feierlich für dieselbe eingeweiht. Die dortige Mädchenschule wurde 1586 wesentlich dadurch gehoben, daß statt einer „Lehrgotte" ein männlicher Lehrer angestellt wurde; die Frequenz stieg von 6—8 auf 60—70 Schülerinnen. Lehrfächer waren Lesen, Schreiben, Katechismus, Psalmenbuch; die Besoldung des Mädchenlehrers belief sich aber trotz hohem Schulgeld (20 ß. gegen 4 ß. an der Knabenschule) nicht höher als auf etwa 850 Fr. Die Aufsicht über die Mädchenschule führte der Stadtpfarrer, über die Knabenschule 4 Schulherren, 2 Geistliche und 2 vom Rath.

Neben den deutschen Schulen bestanden nun in einer Reihe von Städten und Städtchen lateinische Schulen fort, während ein Versuch Zwinglis sie auch auf der zürcherischen Landschaft einzubürgern, schon unter seinem Nachfolger aufgegeben wurde. Diese höhern Schulen gehören freilich in strengem Sinn nicht zur Volksschule; in der damaligen Zeit aber, in welcher das Lateinische noch viel mehr allgemeine Sprache der höher Gebildeten war, und in welcher darum für Besuch lateinischer Schulen durch Stipendien, Freiplätze u. s. w. auch dem Handwerker und dem höher strebenden Sohne von der Landschaft der Zugang möglichst erleichtert wurde, vertreten wenigstens ihre untern Classen die Stelle gehobener Volksschulen und sind daher für die Geschichte des Volksunterrichts keineswegs zu übergehen.

Zu Anfang unserer Periode finden wir hier noch vereinzelte Ausläufer des dem confessionellen Gegensatz fremd bleibenden Humanismus,

so Glarean in Basel[1]. Aber auch hier hat die Reformation — und hier mehr als in der eigentlichen Volksschule — maßgebend eingegriffen. Ist es doch ihre That, daß diese Lateinschulen zu fester Organisation und in eine organische Stellung zu den hohen Schulen kamen. Zwingli wie Calvin verwendeten auf die Lateinschulen hohe Sorgfalt; wie das Genfer Collegium eingerichtet wurde, haben wir oben schon gesehen; das gelehrte Schulwesen, das Zwingli schuf, wurde durch den Verein ausgezeichneter Männer, die als Gleichstrebende von ihm berufen und ihm in Freundschaft verbunden waren, zu einem Centrum höherer Bildung, das bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts auch auf katholische Schüler Anziehungskraft ausübte und mehrfach auch im Auslande Nachahmung fand.

Anderseits aber wirkte hinwieder das Ausland befruchtend auf die protestantischen Gymnasien der Schweiz ein. Es ist bekannt, welch weitgreifenden Einfluß Luthers Genosse und Freund Philipp Melanchthon auf die Reform des höhern Schulwesens gewann. Bedeutsamer aber für unsere Schulen wurde die Thätigkeit Johannes Sturms (geb. 1507, 1536—81 Rector der gelehrten Schule in Straßburg, † 1589), der in seiner Jugend die entscheidenden Anregungen durch die Brüder des gemeinsamen Lebens erhalten hatte. Er beschränkte freilich, wie es im Geiste jener Zeit lag, den Schulunterricht auf die alten classischen Sprachen, wich aber von dem sächsischen Schulplane darin ab, daß er neben dem Lateinischen auch das Griechische in die niedere Schule aufnahm, und während die sächsische Schulordnung ihren Unterricht in nähere Verbindung mit der Kirche brachte, durch seinen Unterricht eine Bildung hervorrufen wollte, wie der römische und griechische Jüngling sie durch die Sprache erhalten hatte. Seinen Zweck suchte Sturm dadurch zu erreichen, daß er in den untern Classen von der Anschauung ausgehend, den Schülern durch seine Nomenclaturmethode, die in vielen Schulen nachher Eingang fand, einen großen Vorrath von Wörtern und Begriffen beibrachte, nebst den Formen, jedoch sich vom Systematisiren ferne hielt. Dieser Vorrath von Wörtern und Begriffen wurde nachher auf systematischem Wege zur Darstellung der Gedanken benutzt und die Form der Darstellung von den in der Schule gelesenen classischen Mustern entlehnt. Systematisch wurde die Grammatik, jedoch mit Weglassung aller scholastischen Subtilitäten, erst oben behandelt. Von Sturm verfaßte Schulbücher und von den Schülern geführte Diarien (tägliche Aufzeichnungen) unterstützten den Unterricht. — Nachweisbar hat Thomas Platter die Straßburger Schule für die Organisation seiner Schule auf der Burg in Basel als Muster studirt

---

[1] S. Biographie „Glarean“.

und von hier aus ist ohne Zweifel manches auch in andre schweizerische Schulen übergegangen. Einer der hervorragendsten Gehülfen und Mitarbeiter Sturms in Straßburg ist der Thurgauer Dasypodius[1].

Ein charakteristisches Bild einer solchen höhern Schule bietet im 16. Jahrhundert die Schule zu Brugg. Sie ist für Einen Lehrer berechnet, nur ausnahmsweise wird ein Provisor zugezogen; die Classenzahl ist demnach gering; jede Classe zählt nur wenige Schüler; erst zu Ende des Jahrhunderts finden wir auch Landknaben in der Schule. Der Unterricht an den untern Classen befaßt lateinische Grammatik, Uebung im Lateinsprechen und Uebersetzen, sowie im Schönschreiben; in den obern Classen tritt zum Lateinischen das Griechische und Hebräische hinzu. Als Muster für den Lehrgang gilt die Lateinschule zu Bern: „Demnach so vil die classes vnd letzgen belanget, hat unns für gutt angsechen, daß unser schullen authores oder bücher in glycher gstallt, wyß form und maß latin, griechisch vnd hebräisch, sovil müglich unser Gn. Herren Statt Bern glychförmig gehallten werde, innsonnderheit ist geordnet, daß der schulmeyster in syner obersten claß oder letzgen die dry sprachen, latin griechisch vnd hebräisch lerne je die beste grammatik deren so bruchig übe". Wie in allen Gelehrtenschulen war auch hier das Deutsche verpönt; in und außer der Schule sollten die Schüler in der Regel Latein sprechen: „Er (der Schulmeister) sol och vast ernstlich bevelchen wenig geschwetz und wort zu bruchen vnd daß sy reden sollent in latin under vnd mit einandren, beyde in vnd ußwendig der schul ze thun, aber mit vatter mutter vnd leyschen[2] personen mögen sy zu irer notturft tütsch wol reden alles mit züchten". Disputationen sollen die Sprachfertigkeit üben. Vom Quadrivium war die Musik ein wesentlicher Bestandtheil des Unterrichts. Der Unterricht nahm am Vormittag drei Stunden in Anspruch, im Sommer von 5 Uhr, im Winter von 6 Uhr an, zu Mittag begann er um 11 Uhr (an Fasttagen um 12 Uhr) und dauerte bis 4 Uhr; die Lehrer hatten die Schüler auch außer der Schule in ihren Arbeiten zu beaufsichtigen und allen Unfug abzustellen. So ist schon aus der Zeit vor der Reformation angeordnet: „Sy söllend der schüleren gutt Acht haben, sampt vnd sonders daß sy nit unzüchtig geberden, geschrey, muttwillen trybend, einandern nit schlachendt, werffendt, an einandern züchend, zannend, mit den schulsecken, schrybzügen schlachent, ouch uff einander kein wust vom mund noch fuß nit werffen heimlich noch offenlich alles by hertter straff der rutten. In der schul, kilchen, kilchhoff[3] vnd uff der gassen sich aller stille flyßend, einandren nit yöurkind[4], kein

---

[1] S. Biographie „Peter Dasypodius". [2] zu den Laien zählend, weltlich. [3] Schule, Kirche und Kirchhof waren beisammen. [4] necken.

glöuff noch gschrei trybent, mit steynen nit in die fenster noch decher weder von hand noch schlingen werffend, Regiments vnd allten personen gebürliche eer bewyßent. Es soll och ein schulmeyster mit den schulleren ernstlich verschaffen, daß sy inn der kilchen, inn dem chor und dem kilchhoff und glogghuß alle zucht bruchen, gezenck, gejöck, geschrey, gelöuff weder darin noch uff der porkilchen[1] tryben noch machen, och zu den glogken dheins wegs komen vnd das by dem ußzug ir kleyder vnd ruttenschlag durch den gantzen lyb verbietten". Selbst über das Baden sollten sie ein wachsames Auge haben und abwehren: „sy sollent acht und warnemen daß die Knaben nit in der Aar baden onne erlaubtnuß der Eltern".

Die Disciplin verfügte also über eine Abstufung von Körperstrafen: einfachen Ruthenschlag und Ruthenschlag über den ganzen Leib bei ausgezogenen Kleidern. Ausdrücklich aber war vor Ertheilung solcher Strafen im Zorn, sowie vor Schlägen mit Hand oder Stock und auf den Kopf gewarnt: „Dann och ein schulmeyster zu ir straff, wann sy das verschulden mit der rutten sol komen vnnd sy weder mit der Hand noch mit dem steklin besunder uff ihr hopt nit schlachen, dann das besunder ir jungend halb an ir gedachtnuß vnnd memory groß schaden möchte geben". Für Fehler im Latein bestand ein Spottzeichen wahrscheinlich aus Holz, der „Esel" (asinus): „damit sy dester flyßiger zum latinreden gehalten werden, sol eine jede letzgen iren eigenen asinum han und welicher den zuletzt us der schull tragt, sol gestrafft werden".

Zur Aufrechthaltung der Disciplin außer der Schule wurden die Knaben selbst herbeigezogen: „Vnd damit er (der Lehrer) mag vernemen der schüleren wol vnd übel tun sol von im für vnd für ein lupus[2] heimlich gesetzt, vnd dem befolnen werden die cavillantes oder vnzüchtigen[3] die solicher ordnung nit nachkommen uffzumerken vnd dem schulmeyster anzugeben, domit dy gestrofft werden, vnd besunder so sol derselb wol achten, welicher der schüler schwür oder andre vnsubre wort bruchen, dann uß dem wa es nit gestraft, vill ergernussen wurden erwachsen". In der spätern Schulordnung wird verlangt: „Harzu sollendt verordnet werden vier under den knaben, die zum kumlichsten an vier Örtten der statt daheimen syent uff dissers acht ze nemen, soliche all wochen ze fragen von den unzüchtigen die ze straffen, damit alle unhoflichkeit vermitten vnd zucht geüffnet verde".

Dafür bildeten nun aber auch die Schüler für gewisse Einnahmen mit dem Lehrer eine Association gegenüber der Außenwelt. Sie pflegten zu Weihnachten in Königsfelden (zur Begrüßung des dort residirenden

---

[1] Empore in der Kirche. [2] Wolf; d. h. der Aufpasser, der wie der Wolf in der Fabel da erscheint, wo mans am wenigsten glaubt. [3] zuchtlosen.

bernischen Hofmeisters) und andern Orten das gute Jahr anzusingen. Der Lebkuchen und die fünf Schillinge, welche in Königsfelden ihnen verabreicht wurden, kamen der Frau des Schulmeisters zu, wofür sie die Verpflichtung hatte, während dieser Zeit des Singens den Schülern zu kochen. „Der Schulmeister vnd syn frow mögen och wol mit inen essen vnd trinken dieselben zitt, Vnd was den schülern an geltt wirt, darzu sollen allwegen zwen schüler zu seckelmeysteren gesetzt vnd denselben das in gezellt werden, dasselb dann zimlich vnd ordentlich zu nießen gebruchen, och domit des tüfels kleydung[1] järlich erbessern.“

Dem Schulmeister war außer diesem befohlen, jeden Schaden an den Schulgebäuden zu sofortiger Reparatur der Kirchenverwaltung zu verzeigen; über seine sämmtlichen Nutzungen sorgfältig Buch zu führen und für den Fall seines Abgangs der Stadt den Bürgereid zu schwören, daß er auch fürderhin der Stadt Nutzen fördern und Schaden wenden wolle; letztere Bestimmung galt wahrscheinlich besonders deshalb, weil der Schulmeister zugleich Stadtschreiber war. Die Besoldung war beträchtlich; die Stadt bezahlte 40 Pfund, gab Behausung, Stall, Garten, Pünte und Matte und dazu noch weitere Naturalien. Für die Besoldung des Provisors erhielt er den Zins eines städtischen Grundstücks. Dazu kam noch für den Schulmeister ein nicht unwesentlicher Beitrag seitens der Schüler: „Der schull halb gibt im ein yetlicher schüler zu yetlicher fronvasten[2] ze lon sechs schilling haller vnd yetlichs jars sechs haller für exiles vnd intrales, jetlicher schüler gibt zu sant Martinstag ein maß landtwin, ze vaßnacht yetlicher ein vaßnacht hun, oder zween schilling darfür, ze ostern yetlicher zechen eyger vnd über das soll er nyemant wytter belesten, an [ohne] eins schulthessen und rats wyssen vnd wyllen“.

Auf dem Gebiete des höhern Schulwesens, in welchem die Protestanten zunächst durchaus vorangiengen, erwuchs nun auf katholischem Boden mit Beginn des 17. Jahrhunderts eine Concurrenz, die dieses Verhältniß nahezu umkehrte. Es geschah das durch die Jesuitenschulen.

Die Gesellschaft Jesu, von dem Spanier Ignatius von Loyola gegründet, 1540 vom Papste anerkannt und mit Freiheiten ausgestattet, hatte in der Person ihres Gründers die Aufgabe der Unterweisung der Kinder und Ungelehrten im Christenthum mit übernommen. Schon Loyola ordnete die Folge der Studien, die Lehrweise, die Zucht, die innere Ein-

---

[1] Dr. Bäbler erläutert: „Wahrscheinlich war wie in Rheinfelden die Bochselnacht, so auch in Brugg den Schülern eine Zeit erlaubt, in der sie ungestraft sich vermummen und Possen treiben durften. [2] Die 4 Fronfasten begannen am 14. September, 13. Dezember, 14. Februar und Pfingsten.

richtung der Schulen. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts wurde dann der Studienplan der Jesuitenschulen definitiv festgestellt und zwar nach sorgfältigsten Vorarbeiten. 1550 war die Centralpflanzschule des Ordens in Rom, das Collegium Romanum begründet; 1574 fanden die Jesuiten in Luzern Aufnahme; 1580 zu Freiburg; 1646 in Solothurn; 1650 siedelten sie sich bleibend im Wallis an. Es sind vornehmlich die höhern Lehranstalten, durch deren Uebernahme sie in den katholischen Bevölkerungen Fuß fassen; wo immer es angeht, vermeiden sie es, den elementaren Unterricht zu übernehmen; und zu dieser Uebergabe des höhern Unterrichts an die Jesuiten bot sich die Gelegenheit um so günstiger, als derselbe in damaliger Zeit in den katholischen Orten durchweg in Verfall gewesen zu sein scheint. Ein Beispiel dieses Verfalls liefert die Schule in Solothurn und die Erfolglosigkeit der Bemühungen des dortigen Stiftsherrn Gotthart [1].

Man mag über die Wirksamkeit der Jesuiten im großen Ganzen denken wie man will: im höhern Schulwesen des 17. Jahrhunderts vertreten sie den Fortschritt, während das protestantische Schulwesen in dieser Zeit zurückgeht und verknöchert; schon um die Wende des 16. Jahrhunderts erregen sie durch ihre Anstalten die Aufmerksamkeit der Besten auf dem Gebiete der Pädagogik und Wissenschaft. So äußert sich Johannes Sturm: „Der Name der Jesuiten ist neu und eben aufgekommen. Vor den übrigen Mönchen — wenn Mönchthum überhaupt löblich wäre —, würden sie Lob verdienen. Sie geben Unterricht in Sprachen und Dialektik, sie tragen ihren Schülern, so gut sie's vermögen, auch Rhetorik vor. Ich freue mich über dieses Institut aus zwei Gründen; erstlich weil sie unsre Sache fördern, indem sie die Wissenschaften cultiviren. Denn ich habe gesehen, welche Schriftsteller sie erklären und welche Methode sie befolgen, eine Methode, welche von der unsrigen so wenig abweicht, daß es scheint, als hätten sie aus unsern Quellen geschöpft. Zweitens treiben sie uns zu größerm Eifer und Wachsamkeit an, sie könnten sonst sich fleißiger erweisen und mehr gelehrte und wissenschaftliche Schüler bilden als wir". Der große englische Gelehrte Bako von Verulam aber erklärt geradezu: „Was die Pädagogik anbelangt, so wäre es am kürzesten zu erklären: nimm an den Schulen der Jesuiten ein Beispiel, denn bessere existiren nicht".

Daß diese Aussprüche nicht blos isolirte Aeußerungen eines fanatischen Philologen wie man bei Sturm, oder eines charakterlosen Menschen sind, wie man bei Bako annehmen könnte, sondern daß sie einem weitverbreiteten allgemeinen Gefühl auf protestantischer Seite entsprechen, das zeigt das Vorgehen des Rathes von Basel, der 1583 das Bedürfniß einer Reform

---

[1] S. Biographie „Gotthart".

der höhern Schulen damit begründet, daß „unsers Glaubens Wiederwärtige durch ihre Jesuitter uns hierin fürzutreffen understohn", und man, wenn je, jetzt gelehrte Leute brauche, da „der Papisten uffsatz und geschwindigkeit durch der Jesuitter Arglistigkeit gesterkt sich augenscheinlich mehret".

Es ist hier nicht der Ort, sich über die Vorzüge des jesuitischen Unterrichts- und Erziehungswesens für jene Zeit eingehend zu verbreiten. In Kürze mag etwa folgendes gesagt werden:

In der Organisation der Jesuitenschulen herrscht ein bis ins Detail feststehender einheitlicher Plan; indem das Classenlehrersystem durchgeführt wird, verbindet sich die Erziehung mit dem Unterricht; da in der Regel nur Jesuiten den Unterricht ertheilen, ist die Einheit des Geistes, aus dem jener hervorgeht, gewahrt, und da der Orden vermöge seiner Organisation alle seine Glieder für die Unterrichtsertheilung befähigte und vermöge der vollkommenen Disposition über seine Angehörigen je die hiefür Tüchtigsten beim Unterricht festhalten konnte, war im Allgemeinen für ein ungewöhnlich taugliches Lehrpersonal gesorgt.

Die Methode zeichnete sich aus durch bewußtes Fernhalten des Vielerlei. Der Unterricht hat sein einheitliches Centrum am Lateinischen; ein Lehrbuch soll möglichst durch alle Classen hindurchführen. Durch die kluge Beschränkung ihrer Anforderungen an Lernlust und Fassungskraft des Schülers machten die Jesuiten ihren Unterricht den Schülern angenehm, nicht lästig; auch ihre Lehrbücher, Chrestomathien u. s. w. verfolgten diese Richtung; in dem allgemeinen Fach der Realien (Erudition) wurde möglichst Anschauung und Experiment zu Grunde gelegt. Der Unterricht gieng wesentlich in der Einübung eines bestimmt gegebenen Lehrstoffs auf, regte in dieser Mechanisirung vorzüglich die aufnehmenden Seelenkräfte an und schuf Freude an der raschen Gewinnung eines wol vorbereiteten Lehrstoffs. Statt der Strafen bedienten sich die Jesuiten einer sorgfältigen Pflege der Reizmittel für den Ehrtrieb: Prämien, glanzvolle Examenproductionen, Censurbücher, Wettstreit zwischen Einzelnen und Classenabtheilungen u. s. w.

Oberstes Ziel der jesuitischen Erziehung war natürlich die Erziehung zur Religion und zur Unterwürfigkeit unter die Autorität der Kirche und des Ordens. Aber es lag auch im Interesse des Ordens, daß die Zöglinge zu weltlicher Brauchbarkeit und Wohlanständigkeit erzogen wurden. Die jesuitische Erziehung hatte und gab im Gegensatz zu der steifen Schulpedanterie, die immer mehr an die Stelle des frischern Geisteslebens des Humanismus getreten war, ein weltmännisches Gepräge; dazu diente besonders die sorgfältige Pflege der seit der Humanistenzeit beliebt gewordenen Schüleraufführungen von Lust- und Schauspielen. Auf die äußer-

liche Körper- und Gesundheitspflege wurde großes Gewicht gelegt. Die Collegien und Pensionate zeichneten sich nicht blos durch gesunde Lage, durch Geräumigkeit und Reinlichkeit der verschiedenen Gelasse, der Schlaf-, Lehr- und Arbeitszimmer, der Krankenzimmer wie der Haushaltungsräume, sondern nicht selten sogar durch einen in die Augen fallenden, oft verschwenderischen Luxus und Reichthum der innern und äußern Ausstattung aus. Dasselbe galt von den übrigen Lebensbedürfnissen, Kost, Kleidung u. s. w.; und denselben Stempel der Großartigkeit trug das ausdrückliche Verbot der Annahme jedes Schulgelds. Theils zur Unterhaltung der Schüler, theils zum Zwecke der Gesundheitspflege und der Uebung in körperlichen Fertigkeiten und in der „Urbanität" fanden außer den Aufführungen allerlei „Ergötzlichkeiten" statt: Mummereien, Spiele, gymnastische Uebungen, Musik, Tänze, Fechtübungen, Reiten, Spaziergänge u. s. w.; an Vacanztagen, besonders im Sommer, wurden gemeinschaftliche Spaziergänge gemacht, oft auch längere Ferienzeiten auf eigenen den Collegien gehörigen Landgütern zugebracht.

Mögen auch in letzterer Richtung die bescheidnern Verhältnisse unsers Vaterlandes sich in größerer Einfachheit der äußern Anziehungsmittel der schweizerischen Collegien abgespiegelt haben; es blieb immer noch so manches, was gegenüber dem schwankenden und wenig blühenden Zustande der katholischen Gymnasien seit der Reformationszeit, ja selbst gegenüber der gelehrten Einseitigkeit der protestantischen Anstalten wohlthätig berührte und seine Einwirkung auf die Gemüther nicht verfehlte. Und wenn die Schattenseite der jesuitischen Erziehung darin besteht, daß sie im Wesentlichen Dressur ist, den Geist nicht zu freier selbständiger Entwicklung führt, stand es denn damals auf protestantischer Seite besser in der Zeit, in welcher immer mehr dogmatisches Glaubensgezänk, immer ängstlichere Zuspitzung von Glaubensformeln über den frischen Geist der Reformationszeit den Sieg gewann und Lehrer und Schüler zum starren Bekenntniß ihrer Rechtgläubigkeit verpflichtete; in welcher ein düsterer Sinn an den alten Schulfreuden und Schulfesten Anstoß nahm und sie abschaffte; und in welcher die Büchergelehrsamkeit und philologische Scholastik mehr dem Gedächtniß und der Logik, als dem Gemüth und der Lebensanschauung Nahrung zu bieten sich verpflichtet fühlte?

Im Volksschulwesen hatte um die Mitte des 17. Jahrhunderts der Katholicismus nur theilweise die Anregungen der Reformationszeit sich zu eigen gemacht; im gelehrten Mittelschulwesen stand er dem Protestantismus zum mindesten ebenbürtig auf dem Plan.

* * *

Die Umrisse, die das Volksschulwesen im ersten Jahrhundert seit der Reformation gewonnen, bleiben nun im großen Ganzen bis zum Zusammenbrechen der alten Eidgenossenschaft, unverändert. Die Zeit war nicht dazu angethan große Impulse aufzunehmen und zu verwirklichen. Der Bauernkrieg (1653) hätte als solcher Einfluß gewinnen können; und es ist gewiß nicht zufällig, daß in den demselben folgenden Jahrzehenden die Regierungen von Zürich und Bern ausführliche Landschulordnungen erließen; aber wie diese sich damit begnügten, mehr nur das Bestehende zu ordnen als Neues und Besseres zu schaffen, so wirkten an andern Orten die mit der Landbevölkerung gemachten Erfahrungen geradezu abschreckend; so beschloß schon im gleichen Jahr 1653 die Regierung von Solothurn, die bis dahin manches für das Schulwesen auf dem Lande gethan: „Ist den Bauern anheimgestellt, Schulmeister zu haben; allein MGHHerren werden nit mer dazu contribuiren.“

Eine weitere Epoche mannigfacher staatlicher Reformen war für die protestantischen Städtekantone der Beginn des 18. Jahrhunderts mit der Kraftanstrengung, die der Krieg des Jahres 1712 zur Folge hatte. Wir finden denn wirklich 1719 in Zürich, 1720 in Bern auch neue Schulordnungen aufgelegt; aber sie sind wesentlich nur Abschriften der Ordnungen aus dem 17. Jahrhundert.

Daß die Bestrebungen eines Comenius (1592—1670) der Schule aufzuhelfen und sie zu wirklichen Menschenbildungsanstalten zu erheben, der Schweiz zu ferne standen, um irgendwie Einfluß zu gewinnen, läßt sich begreifen; aber auch die Erfolge der Pietisten auf dem Gebiete des Erziehungswesens haben die Schweiz nur schwach gestreift; der Versuch, nach ihrem Vorgang für die Lehrerbildung mit den höhern Schulanstalten ein Seminar zu verbinden, der 1718 in Basel gemacht wurde, scheiterte an Mangel von Erkenntniß und an kantonaler Engherzigkeit.

Unter diesen Verhältnissen war es wenigstens für die nächste Folgezeit kaum ein Gewinn, daß auf der Landschaft die Geistlichen mehr und mehr von der Schulhaltung sich zurückzogen und diese weltlichen Händen überließen; an Ansehen vor dem Volke gewann die Schule dadurch nicht und dem Wolwollen der leitenden Kreise wurde sie ferner gerückt. Aber als Grundlage für die spätere Entwicklung war diese Veränderung von höchster Wichtigkeit. Lehrstand und Volksschule wurden dadurch Gegenstand eines selbständigen Interesses und die geistige Bewegung, die dem 18. Jahrhundert ihr Gepräge aufdrückte, säumte nicht, sich der Fragen der Volksbildung mit einer Begeisterung und Nachhaltigkeit anzunehmen, die ganz undenkbar wäre, wenn sie die Volksschule noch lediglich als Appendix der geistlichen Functionen vorgefunden hätte.

Monographien.

Heinrich Loriti.

[Quellen: R. Wolf, Biographien zur Culturgeschichte der Schweiz; erster Cyclus, Zürich 1858, S. 1—14. — Fechter, Geschichte des Schulwesens in Basel. S. 38, 39.]

Heinrich Loriti (mit dem Gelehrtennamen Glareanus = Glarner) wurde 1488 von wohlhabenden Eltern in Mollis geboren. Seine gelehrten Studien, die ihn zu einem der tüchtigsten Humanisten machten und ihm die Freundschaft des Erasmus erwarben, verdankt er dem Auslande; er holte die Grundlagen seiner Bildung in Rottweil am Neckar und in Köln; 1512 erhielt er vom Kaiser Maximilian den Lorbeerkranz als (lateinischer) Dichter; durch diesen Erfolg war er ganz den schönen Wissenschaften gewonnen; in der classischen Philologie war er einer der Wenigen, die zu jener Zeit Kritik anzulegen wagten; mathematische und geographische Studien schlossen sich an; auch über Musik hat er einige Schriften geschrieben, die noch jetzt geschätzt werden, wenn man sich über den damaligen Zustand der praktischen Musik belehren will. Lehrend und lernend nahm er 1514 seinen Aufenthalt in Basel, wo Erasmus weilte; siedelte dann zur Weiterbildung 1517 nach Paris über, kehrte aber 1522 unter dem Jubel der Bevölkerung nach Basel zurück; hier setzte er die Leitung seines vielbesuchten Pensionats für Studirende, das mit ihm fünf Jahre vorher nach Paris übergesiedelt war, weiter und hielt in Unabhängigkeit von der Universität philosophisch-philologische Vorlesungen. Aber wie er der Universität gegenüber den streng humanistischen Standpunkt zur Geltung brachte, so trat er nun auch den Bestrebungen der Kirchenreformation ähnlich wie Erasmus mit Herbheit und wachsender Verbitterung entgegen; dieser Gegensatz löste die Jugendfreundschaft mit Zwingli und Mykonius, er zwang ihn auch, dem zum Siege durchkämpfenden Einfluß der Reformation gegenüber, aus Basel zu weichen und mit Erasmus nach Freiburg im Breisgau überzusiedeln 1529; aber während Erasmus nach wenigen Jahren zurückkehrte, blieb Glarean bis zu seinem Tod in regster akademischer und litterarischer Thätigkeit der Heimat und den alten Freunden fern, bis ihn der Tod am 28. März 1563 in Freiburg dahinraffte.

Was Glarean im Verhältniß zu seinen Zeitgenossen auszeichnet, sind nicht seine litterarischen Leistungen noch seine Lebensschicksale, sondern die Einrichtungen, die er als praktischer Erzieher in seinem Pensionate traf. Was gleichzeitig Valentin Trotzendorf in Goldberg, was später die Jesuiten und in seiner Art am ausgebildetsten die Philanthropinisten des 18. Jahrhunderts durchführten, die Nachahmung der römischen Republik durch Beiziehung der Zöglinge zur Mitregierung und Beihülfe in der Erziehung, das hat vor diesen allen Glarean zum ersten Mal versucht und durchgeführt und darum gehört ihm in der Erziehungsgeschichte ein ehrenvoller Platz. Schon während seines ersten Aufenthaltes in Basel, erzählt Fechter, hatte er in einem dazu gemietheten Hause eine Pension gehabt, in welche an 30 Jünglinge eingetreten waren. Bei seinem zweiten Aufenthalte hatte er bald so viele Zöglinge, daß er sich nach Hülfe umsehen mußte. Er wandte sich deshalb an Myconius, der aber keine Lust zeigte, seine Stelle in Einsiedeln aufzugeben. Die Zöglinge, die sich beim Eintritte in die Anstalt zu pünktlichem Gehorsam verpflichten mußten, hatten Wohnung und Tisch bei Glareanus; die Gespräche wurden lateinisch geführt, und den Mittelpunkt des Unterrichts bildeten die römischen Classiker, vorzüglich Livius und Aulus Gellius, ohne daß die griechischen ausgeschlossen wurden. Die ganze Anstalt war so sehr von römischem Geiste durchdrungen, daß die innere Einrichtung das Gepräge der römischen Staatsverfassung an sich trug. Glarean stand als Consul an der Spitze; die ausgezeichnetsten Zöglinge bildeten um ihn einen Senat, in welchen ein Censor, Volkstribun, Prätor, Aedilis u. s. w. saßen, von der Gesammtheit der Schüler dem S. P. Q. R. (Senatus Populusque Romanus = römischer Rath und Volk) erwählt; und wenn die Anstalt grüßte, so lautete die Unterschrift wieder im Namen S. P. Q. R.

O. Hz.

Ulrich Zwingli.

1484—1521.

[Quellen: Zwinglis Werke von Schuler und Schultheß 1828—42. — J. C. Mörikofer, Ulrich Zwingli, 1869. — H. Lang, Religiöse Charakter, 1862. — Dr. K. B. Hundeshagen, Beiträge zur Kirchenverfassungsgeschichte des Protestantismus, 1864. — E. Egli, Actensammlung zur Geschichte der Zürcher Reformation, 1879. — Dr. U. Ernst, Geschichte des zürcherischen Schulwesens bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts, 1879.]

Es war eine bahnbrechende, schöpferische Zeit, dieses 15. Jahrhundert mit seinen Erfindungen, seiner „Entdeckung der Welt und des Menschen", seiner Scholastik und seinem Humanismus. In diese Zeit des Strebens

und Kämpfens fällt die Geburt des Mannes, der den Samen der neuen Zeit auf einem kleinern Gebiete ausstreute, als der deutsche Reformator, aber dafür mit um so größerer Sorgfalt.

Ulrich Zwingli wurde den 1. Januar 1484 in Wildhaus im Toggenburg als das Kind wohlhabender und angesehener Bauersleute geboren. Er wuchs auf in der herrlichen Alpennatur, inmmitten eines streitbaren, braven Völkleins und unter dem Segen einer einfach ländlichen, aber bürgerlich kernhaften Erziehung. Zwingli hat die Armuth nie gekannt. Zum Pfarrer bestimmt, erhielt er den ersten Unterricht vom 8. Jahre an bei seinem Oheim, dem Decan Zwingli in Wesen, einem menschenfreundlichen und wohlthätigen Manne. Schon nach zwei Jahren kam er nach Basel und bald darauf nach Bern. Da die dortigen Mönche sich Mühe gaben, den Knaben wegen seiner musikalischen Anlagen ins Kloster zu locken, schickte man ihn sofort weg und zwar nach Wien, wo die Universität unter der Aegide des Kaisers Maximilian zu einem Mittelpunkt des Humanismus geworden war. Nach zwei Jahren kehrte Zwingli nach Basel zurück und übernahm hier eine Lehrstelle an der Lateinschule zu St. Martin. Zu gleicher Zeit besuchte er die dortige Hochschule. — Ueberblickt man den Studiengang Zwinglis, so erkennt man leicht, wie sehr es seiner Familie daran gelegen war, den talentvollen Jüngling mit einer möglichst gediegenen Bildung auszurüsten. Mehr als die Theologie sind es die classischen Sprachen und die Philosophie, welche ihre Anziehungskraft auf den jungen Mann ausüben und ihn allmälig und unvermerkt in das Lager der Humanisten hinüberdrängen. Gerade diese ruhige Entwicklung und freisinnige Richtung seines Geistes, verbunden mit einer natürlichen Beredsamkeit und ungezwungenen Heiterkeit waren vorzüglich geeignet, ihn zu einem Manne des Volkes zu machen und zu seinem spätern Reformationswerk zu befähigen. Nicht übersättigt von seinen Studien, sondern von dem lebhaftesten Bildungstrieb erfüllt, trat Zwingli seine öffentliche Laufbahn an, und zwar zuerst als

Pfarrer in Glarus, 1506. Die neue Stellung war für den jungen, vierundzwanzigjährigen Mann, der seine Aufgabe voll und ernst erfaßte, keineswegs leicht. Seine Mußestunden verwandte er mit besonderem Eifer auf die griechische Sprache und die Lectüre der Bibel; ja es trieb ihn, seine Kenntnisse mitzutheilen, und so sammelte er eine Reihe von jungen, angesehenen Männern um sich, denen er als Lehrer die gleiche Freude am Studium einzupflanzen wußte. Die politischen Wirren riefen ihn aber auch zu ernstern Pflichten. Zweimal (1513 und 1515) zog er mit einem glarnerischen Söldnerherr als Feldprediger nach Italien. Obgleich die Erfahrungen bitter waren, nahm auch Zwingli Partei und zwar für den Papst, also gegen die Franzosen. — Nach zehn Jahren vertauschte er Glarus mit

Einsiedeln, 1516; es ist nicht recht ersichtlich, warum. In seiner neuen Stellung als Wallfahrtsprediger hatte er Gelegenheit, einerseits sein Talent als Volksredner geltend zu machen, anderseits in einem anregenden Freundeskreise seine Studien fortzusetzen. Sein Standpunkt auf der Kanzel war noch durchaus katholisch, wenn er auch gegenüber der Verehrung Christi den Mariencultus zurückdrängte. In Rom hielt man große Stücke auf ihm. Den Wendepunkt in seinem Leben bildet seine Berufung als Leutpriester an das Chorherrenstift in

Zürich, 1519. Die Stadt war damals in nichts weniger als ruhigen Zuständen. Politisch bekämpften sich einerseits die Freunde und Gegner des Reislaufens, der Pensionen und der fremden Bündnisse, anderseits die Parteien des immer noch nicht ruhenden waldmannischen Aufstandes. Die Klöster, darunter gerade das einst so hervorragende Fraumünster, waren gänzlich heruntergekommen und standen keineswegs auf gutem Fuße mit der Bürgerschaft. Noch schlimmer war es mit der Sittlichkeit der Geistlichen und Laien bestellt, die sich indessen ganz gut mit einer großen, kirchlichen Frömmigkeit vertrug. —

Zwingli sah seine Aufgabe zunächst in der Verbesserung der sittlichen Zustände durch Verkündigung des reinen Evangeliums, hatte aber, vermöge seiner humanistischen Bildung und seiner bisherigen Erfahrungen, schon längst ihre tieferliegenden Ursachen, die bürgerlichen und kirchlichen Uebelstände, erkannt. Darum hielt er von Anfang an, wenn auch ohne offene Parteinahme, zu den Gegnern aller und jeder Bündnisse und hatte gewiß einen wesentlichen Antheil an der immer mehr aufkommenden Neutralität Zürichs. Es ist leicht einzusehen, daß durch diese Haltung Zwinglis das bisher gute Einvernehmen mit dem Papste gestört ward. Mit der Erlangung einer Chorherrenpfründe 1521 wurde Zwingli ökonomisch selbständig und bürgerlich vollberechtigt und gieng nun Schritt für Schritt, ruhig, schonend, aber mit eiserner Consequenz auf der Bahn der kirchlichen und sittlichen Reformen vorwärts, die durchzuführen er immer deutlicher als seine Pflicht und Lebensaufgabe erkannte.

Die Reformen begannen im Jahr 1522. Scheinbar unbedeutende Schritte führten zu immer entscheidenderen Maßregeln. In rascher Aufeinanderfolge werden Fasten, die Ehelosigkeit der Priester, Bilder, Messe und Chorgesang abgeschafft, die Klöster aufgehoben, das Kirchen-, Schul- und Armenwesen neu geordnet und aus den Stiftsgütern reichlich unterstützt. Zur Seite stehen dem Reformator der zürcherische Rath und die öffentliche Meinung in der Stadt und auf dem Lande. Der Form nach wird der Bischof von Constanz, auch etwa die eidgenössische Tagsatzung, um Abschaffung einzelner Mißbräuche angegangen; in That und Wahrheit aber ist es der Rath von Zürich, der

sich selber sogar in rein kirchlichen Dingen den endgültigen Entscheid vorbehält. So wird die neue Kirche im Unterschied von der katholischen vollständig der Staatsgewalt untergeordnet. Damit treten alle mit der Kirchenreformation zusammenhängenden Einrichtungen ebenfalls in den Dienst des Staates, zunächst also die reorganisirte

Schule. Damals gab es in Zürich nach Art unserer Gymnasien zwei sogenannte Lateinschulen, eine am Großmünster und eine am Fraumünster. Sie pflegten vornehmlich Latein, Dialektik und Musik (lateinischer Chorgesang). Von einer Fürsorge der Obrigkeit für diese Schulen vernimmt man wenig. Einrichtung, Lehrstoff, Lehrmethode, Räumlichkeiten 2c. waren mangelhaft, so daß es nicht zu verwundern ist, wenn die Resultate sehr ungenügend ausfielen. Zwingli beschäftigte sich angelegentlich mit der Reorganisation und Erweiterung dieser Lateinschulen; denn ihm war die Schule wesentlich ein Mittel der neuen Kirche, mit dem ausgesprochenen Zweck, einen tüchtigen Priesterstand zur wirksamen Verkündigung des göttlichen Wortes heranzuziehen. Da indessen viele Hunderte diese Schulen besuchten, die entweder nicht in den geistlichen Stand eintreten wollten, oder dazu nicht tauglich waren, so wurde auch die allgemeine Volksbildung durch die Zwinglische Schule wenigstens vorbereitet; wir haben daher die ersten Anfänge einer staatlich organisirten, allgemeinen Volksschule bei Zwingli zu suchen.

Zwingli als sittlicher Reformator anerkannte freilich auch einen sittlichen Zweck der Schule. Die Schule soll nicht blos Lehranstalt, sondern auch Erziehungsanstalt sein. Freilich war auch diese Erziehung eine sittlich-kirchliche, eine Erziehung zu „gottsfurcht, fliß, frommkeit und guter zucht“ und daher das allgemeine Bildungsmittel für Kirche, Schule und Haus die Bibel. Nicht als ob der Humanist Zwingli den bildenden Werth der alten Sprachen unterschätzt hätte; er will das Lateinische, Griechische und Hebräische in der Schule ebenfalls gepflegt wissen, unter Umständen auch die Realien, Rechnen, Musik 2c.; nur tritt bei allen diesen Fächern der bildende und praktische Zweck gegen den kirchlich-theologischen zurück. Zwingli steht also in der Auffassung der Schule zwischen Mittelalter und Neuzeit: mittelalterlich ist die Einordnung der Schule unter die Theologie, modern die Uebergabe derselben an den Staat —.

Wie das neue Gottesreich alle Menschen umfaßte, so sollten auch Alle, die Bürger in den Städten, wie das Volk auf dem Lande, zum Eintritt in die neue Staatsschule berechtigt sein. An eine Aufnahme des weiblichen Geschlechtes in die Schule dachte indessen auch Zwingli nicht im entferntesten, wie er überhaupt vom weiblichen Geschlechte eine geringe Meinung hatte. So sehr er übrigens auch die Vorbildung für das Leben in zweite Linie stellte, so suchte er doch die Schule mit dem praktischen Leben unmittelbar zu ver-

binden. Abgesehen davon, daß die Schule schon der Zeit nach nur einen geringen Theil des Tages ausfüllte (4—5 Stunden), empfahl Zwingli den Professoren wie den Studenten unbedenklich die Erlernung eines Handwerkes, theils um ihnen bei den dürftigen Verhältnissen eine neue Einnahmsquelle zu eröffnen, theils aus Furcht vor einer Vernachlässigung des Handwerks durch das überhandnehmende Studium.

Diese unvermittelte Verbindung der Schule mit dem Leben, wie die Auffassung der Schule überhaupt, erklärt sich zum Theil dadurch, daß Zwingli die Bibel unmittelbar auf alle Verhältnisse anzuwenden suchte. Weil die Bibel das Wort Gottes ist, soll sie zuerst gelehrt werden; weil sie sagt: „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brot essen“, darum soll jeder ein Handwerk lernen; weil nach ihr das Weib dem Manne unterthan ist, darum hat das weibliche Geschlecht keinen Anspruch auf die gleiche Erziehung und Bildung wie das männliche; weil Christus an der Hochzeit zu Kana Theil nahm, deswegen sind auch Genüsse und Zerstreuungen für die Jugend erlaubt. So lautet jedesmal die Begründung. Daß eine solche Interpretation der Bibel auf die Schule zu Einseitigkeiten führen mußte, liegt auf der Hand[1]. Es muß hervorgehoben werden, daß der deutsche Reformator Luther in der Auffassung der Schule, ihres Zweckes und Umfanges, wie in seinem Urtheil über das weibliche Geschlecht, weit mehr, oft in frappanter Weise, die Anschauungen der Neuzeit vertritt.

Suchen wir uns in gedrängten Zügen ein Bild von der durch Zwingli reorganisirten Schule zu machen. Der Plan dazu lag bereits 1523 in einem vollständig ausgearbeiteten Programm, betitelt: „Christliches Ansehen und Ordnung.“ Die lateinischen Schulen am Großmünster und Fraumünster sollen verbessert und nach oben erweitert werden durch die sogenannten „öffentlichen Lectionen“ oder „die Prophezey,“ d. i. Verkündigung und Erklärung der Bibel, speciell zur Heranbildung einer tüchtigen Priesterschaft aus und für Stadt und Land, ohne fremder Schulen und Universitäten zu bedürfen. Diese „Prophezey“ oder das „Lectorium“, wie es später genannt wurde, war also nach Zwinglis Plan ein geistliches Seminar und als solches die gemeinsame oberste Classe der beiden Lateinschulen, der Vorbereitungsanstalten für jenes. Die praktische Durchführung dieses Programmes kam übrigens erst im Sommer 1525, in welchem Jahr Zwingli vom Rathe zum obersten Schulherrn ernannt wurde. Die Vorbereitungen hiezu waren

[1] Die Ansichten Zwinglis über Schule und Erziehung findet man am schärfsten zusammengefaßt in seiner Schrift: Quo pacto ingenui adolescentes formandi sint, zugeeignet seinem Stiefsohn Gerold Meyer von Knonau. — Vergl. Zwinglis Werke von Schuler und Schultheß IV. 152.

bereits getroffen, theils durch die Herbeiziehung von Kloster- und Stiftsgütern zu Schulzwecken, theils durch die Gewinnung einer Reihe von tüchtigen, der neuen Lehre ergebenen Gelehrten. Im folgenden Jahre schon (1526) hatte das Lectorium die Einrichtung, in der es bis zum Tode Zwinglis wahrscheinlich geblieben ist. Wir finden vier Professuren: 2 theologische, 1 griechische und 1 lateinische. Die Fächer sind: alt- und neutestamentliche Exegese, lateinisch-deutsche Dialektik und Rhetorik. Zwingli übernahm eine theologische Professur, fand aber, ohnehin nur zu sehr durch sein kirchliches Amt und seine politische Thätigkeit in Anspruch genommen, kaum die nöthige Zeit, um seinem Lehramte zu genügen. Uebrigens fehlt es nicht an Zeugnissen, welche zeigen, daß der Ruf, den er als klarer und gründlicher Prediger genoß, sich auch in der Schule bewährte.

Das vornehmste Lehrbuch war natürlich die Bibel, in der Ursprache und in der deutschen Uebersetzung. Unter den übrigen Lehrmitteln sind neben den Hülfsbüchern der Dialektik, Grammatik 2c. besonders die alten lateinischen und griechischen Autoren zu nennen. Die wirksamste Förderung erhielten die Schulen durch Christoph Froschauer, den ersten namhaften Buchdrucker Zürichs, welcher diese Lehrbücher mit großen, schönen Lettern, theilweise mit Vignetten und Holzschnitten im Drucke herausgab.

Der Charakter der beiden Lateinschulen blieb im Ganzen so ziemlich der gleiche wie kurz vor der Reformation, um so mehr, als dieses ganze Jahrzehnt hindurch (1520—30) auch die gleichen Lehrer an den Schulen wirkten, an jeder ein Schulmeister mit 3—4 Gehülfen. Jede Lateinschule hatte drei Classen oder „Ordnungen“. Neben der „Kinderlehre“ wurden hier die Anfänge der lateinischen und griechischen Sprache gelehrt. Die alten Disputationen wurden fortgesetzt; sie hatten ja eine höhere Bedeutung als je, jetzt, wo der Erfolg der neuen Lehre wesentlich von der Macht der Ueberzeugung abhieng. Der Gesang hatte seine Wichtigkeit verloren. Ob und in wie weit andre Fächer, wie Rechnen, Geometrie 2c. gelehrt worden seien, darüber fehlen uns alle Anhaltspunkte. Wahrscheinlich stieg man, wo es nöthig war, bis zum einfachen Lesen und Schreiben hinunter. Man mußte sich wol nothgedrungen hiezu verstehen, wenn man auch junge Leute von dem Lande aufnehmen wollte. — Auch die Lehrbücher waren, wenn man von der Bibel absieht, theilweise noch die alten. Jedenfalls spielten die Classiker, von denen die leichtesten hier gelesen wurden, eine große Rolle.

Aufsicht und Sorge gegenüber der neuen Schule war Sache des Staates. Die Aufsicht übte ein Schulherr, dem eine Aufsichtscommission zur Seite stand. Bis zu seinem Tode war Zwingli Schulherr.

Eine der schönsten Seiten des neuen Schulwesens bildet die Verwendung der eingezogenen Klostergüter größtentheils zu Schulzwecken. Die durch den

Tod von Chorherren, Caplanen, Mönchen oder Nonnen ledig gewordenen Pfründen wurden für die Besoldung der Professoren, Kirchendiener und Schulmeister oder zu Stipendien und Almosen für die Schüler bestimmt, wie man überhaupt der Armen in humanster Weise gedachte. Das Einkommen der Lehrer war sehr verschieden; es bestand theils in einer Pfründe, theils in Beiträgen an Geld oder Naturalien (Kernen, Wein, Holz ꝛc.) Neben den Verpfründeten mit großem Einkommen hatten die Uebrigen mit der Armuth zu kämpfen, weshalb viele Lehrer wie früher auf Nebenbeschäftigungen (Handel, Handwerk und Privatstunden) angewiesen waren. Wenn man indessen die Lage der Lehrer mit derjenigen zur Zeit der alten Schule vergleicht, so wird man eine durchschnittliche Besserstellung nicht verkennen können.

Noch mehr gilt dies von den Schülern. Im Unterschied zur alten Schule war principiell jedes Schulgeld an den Lateinschulen und Lectionen abgeschafft worden; freilich war auch der Gassenbettel, früher fast die einzige Hülfsquelle der Schüler, durch die neue Almosenordnung verboten. Dafür wurden aber die Schüler ohne Unterschied aus der Stadt und der Landschaft in ausgedehnter Weise mit Almosen und Stipendien unterstützt. Diese Beiträge bestanden entweder nach Art der frühern Klostersuppen in täglichem „muß und brot", gewöhnlich mit wöchentlich zwei Schilling an Geld, oder in Kleidern, Kernen, oder endlich in Geld allein: 10, 15, 20, 25 und 40 fl. per Jahr (1 fl. = ca. 20 Fr. nach heutigem Geldwerth). Bei der Austheilung dieser Stipendien waren Fleiß, Talent und gutes Betragen, und von Anfang an die Verpflichtung zum geistlichen Beruf maßgebend.

Auffallend ist, daß bei diesem Ausbau und der liberalen Unterstützung des höhern Schulwesens durch den Staat das niedere Schulwesen von Zwingli gänzlich übergangen worden zu sein scheint. Schon vor der Reformation haben, wie in andern Städten, so auch in Zürich, eine Art Volksschulen bestanden. Dies waren die sogenannten deutschen Schulen. Sie unterrichteten, im Unterschied von den Lateinschulen, Knaben und Mädchen, und zwar ausschließlich im Lesen, Schreiben und Singen, etwa auch im Rechnen. Selten giengen sie darüber hinaus. Von einer Organisation dieser deutschen Schulen, von einer Aufsicht und Fürsorge des Staates war keine Rede; es fehlen auch alle Nachrichten darüber, daß Zwingli sich ihrer etwa angenommen hätte. Diese Nichtbeachtung der deutschen Schule erklärt sich zum Theil aus ihrem Charakter, da sie eben ganz auf das praktische Bedürfniß gerichtet waren, während Zwingli mit der Schule nur ein theologisches Ziel im Auge hatte.

Man könnte den im Ganzen ruhigen Verlauf der Reformation auf dem Lande nicht genugsam erklären, wenn man nicht annehmen dürfte, der Boden sei dafür schon längst vorbereitet gewesen und früher schon haben

auf dem Lande Schulen bestanden, durch welche die elementaren Kenntnisse auch unter den Landleuten verbreitet wurden. Gerade diese Kenntnisse ermöglichten es dann den Leuten, selber die Bibel zu lesen. — An einzelnen Orten der Landschaft kam es zu einer Schulreform, ohne daß Zwinglis unmittelbarer Einfluß nachzuweisen wäre, wie in Winterthur, und besonders in Cappel, wo seit 1523 eine trefflich geleitete Klosterschule bestand. — Unmittelbare Versuche Zwinglis zu neuen Schuleinrichtungen finden wir nur in den Klöstern zu Rüti und Stein am Rhein. Man muß annehmen, daß Zwinglis Plan dahin gieng, über die allgemeine, religiöse Bildung hinaus einzelne schon bestehende Klosterschulen auf dem Lande nach Art der stadtzürcherischen Lateinschulen als Vorbereitungsanstalten für die Lectionen in Zürich einzurichten, um auf diese Weise für das Volk Priester aus dem Volk zu erziehen. Es ist dies eine der schönsten Bestrebungen des großen Reformators gewesen, die aber leider nicht in Erfüllung gieng. — In Bezug auf Rüti faßte er seinen Plan in einer Schulordnung zusammen, betitelt: „Wie die münche ze Rüti sich mit läsen und hören der heiligen gschrifft halten söllind". Das Project scheiterte aber vollständig an dem hartnäckigen Widerstand der dortigen Mönche. — In Stein am Rhein existirte schon vor der Reformation wahrscheinlich eine deutsche Schule. Der Rath in Zürich beschloß, den dortigen Mönchen Lectionen geben zu lassen, und ordnete 1525 einen jungen, tüchtigen Schulmeister dahin ab. Er hatte aber geringen Erfolg. Von den Mönchen besuchten nur wenige seine Stunden und noch wenigere berechtigten zu Hoffnungen auf die Zukunft. Dagegen unterrichtete er mit befriedigendem Erfolg mehrere Bürgerknaben. Diese Klosterschule sollte jedenfalls ganz analog derjenigen in Rüti und Cappel eingerichtet und also eine Lateinschule sein.

Fassen wir die thatsächlichen Leistungen der Reformation, speciell Zwinglis auf dem Gebiete des Schulwesens zusammen, so läßt sich ein mächtiger Fortschritt nicht verkennen. Die Schule ist Lehr- und Erziehungsanstalt zugleich; sie gründet sich auf Theologie und Humanismus; das höhere Schulwesen ist Sache des Staates; der Staat organisirt, beaufsichtigt und unterstützt es in liberalster Weise; das Volk, noch mehr aber die Kirche, werden zum gelehrten Studium hinzugezogen; auch das Landschulwesen bleibt von dem Aufschwunge nicht unberührt. Es ist für die Schule eine durchaus müßige Frage, ob Zwingli diesen Fortschritt beabsichtigt habe oder nicht; der Fortschritt war da, und gieng, wenigstens in der Stadt Zürich, thatsächlich von von ihm aus. Wenn Zwingli hiebei unverkennbar einseitig kirchliche Ziele verfolgte und, soweit an ihm lag, der Schule dieses theologische Gepräge verlieh, so mag dies das Urtheil über seine Person alteriren, darf aber nicht den Fortschritt verkennen lassen.

Wenn Zwingli auf dem Gebiet der zürcherischen Kirche und Schule seinen Zweck zum größten Theil erreichte, so scheiterte er dagegen vollständig in seiner Politik. Zwingli wurde immer mehr der Vertrauensmann des Rathes, nicht nur in kirchlichen, sondern auch in bürgerlichen Dingen. Der Große und der Kleine Rath wurden factisch vom „Geheimen Rath" verdrängt, dessen Seele Zwingli selber war. Unglücklicherweise zeigte sich Zürich auffallend arm an tüchtigen Staatsmännern; Niemand war da, der dem Uebergewicht des Pfarrers am Großmünster eine heilsame Schranke entgegengesetzt hätte. Nach Außen verlor sich der Reformator immer mehr in abenteuerliche, politische Pläne, deren Mißerfolg nicht ausbleiben konnte. Ein neuer, evangelischer Bund sollte an die Stelle des alten eidgenössischen Bundes treten. Noch mehr: die reformirten schweizerischen und süddeutschen Städte, das reformirte Hessen, ja sogar das katholische Frankreich und Venedig, kurz, alle Feinde des deutschen, katholischen Kaisers glaubte Zwingli zu einer Allianz vereinigen zu können. Solche Projecte mußten in sich selber zusammenfallen und konnten nur dazu dienen, den Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Reformirten und Katholiken im eigenen Lande zu beschleunigen. — In Zürich spitzte sich Zwinglis System immer mehr zu einer Theokratie, zu einer auf die Staatsgewalt gegründeten Herrschaft der Kirche zu, deren Erhaltung leider auch zu Gewaltmaßregeln führen mußte. Das demokratische Gefühl der Zürcher sträubte sich dagegen und verstärkte die Opposition, welche die Kirchenreformation an sich hatte hervorrufen müssen. Wol suchte man die Gegner durch Disputationen zu überzeugen; wo aber diese nicht zum Ziele führten, trat der Zwang ein. Auch Zwingli war, dem mittelalterlichen Geiste folgend, weit entfernt, Glaubens- und Gewissensfreiheit anerkennen zu wollen.

Der Bürgerkrieg mit den Katholiken mochte beim ersten Ausbruch, gegen Zwinglis Willen, noch aufgehalten werden; die Katastrophe konnte aber nicht ausbleiben; zwei Jahre später fiel Zwingli auf dem Schlachtfeld bei Cappel am 11. Oktober 1531, ein Opfer seiner in guten Treuen verfolgten Lebensaufgabe: das neue Gottesreich nach Möglichkeit zu erweitern, und zwar nicht blos mit dem Rechte der Ueberzeugung, sondern, wenn nöthig, auch mit dem Rechte des Zwanges. Schön sagte Hottinger an der dritten Säkularfeier der Reformation 1819 beim Anblick von Zwinglis Waffen:

Ruhe den eisernen Waffen, doch nimmer den geistigen Ruhe!
Führten ihn jene zum Tod — drang er durch diese zum Licht. —

Dr. Ernst.

Heinrich Bullinger.

1504—1575.

[Quellen: C. Pestalozzi, Heinrich Bullinger, 1858. — E. Egli, Actensammlung zur Geschichte der Zürcher Reformation, 1879. — Dr. U. Ernst, Geschichte des Zürcherischen Schulwesens bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts, 1879.]

Die kaum gegründete, reformirte Kirche hatte das Glück, die durch den Tod ihres Stifters entstandene Lücke durch einen Mann ausgefüllt zu sehen, der das schwierige und schwer bedrohte Reformationswerk mit seltenem Geschick und Erfolg fortzuführen verstand. Dieser Mann war Heinrich Bullinger.

Wie das Leben Zwinglis, so war auch dasjenige Bullingers von den günstigsten Voraussetzungen begleitet: eine wohlhabende Familie, reiche Begabung und eine vortreffliche Erziehung.

Heinrich Bullinger wurde am 18. Juli 1504 in Bremgarten geboren. Sein Vater ist jener Decan Bullinger, der sich durch sein muthiges Auftreten gegen den Ablaßkrämer Samson einen Namen erworben. Da die Schule in Bremgarten nicht lange genügen konnte, schickte der Vater seinen zwölfjährigen Sohn an die Schule zu Emmerich bei Köln. Diese war eine Stiftung der „Brüder des gemeinsamen Lebens", welche bereits seit hundert Jahren von den Niederlanden aus in wirksamer Weise für religiöse und allgemeine Volksbildung thätig gewesen waren. Nach drei Jahren vertauschte Bullinger Emmerich mit Köln, wo er nicht blos die lateinischen Classiker studirte, sondern in dem ausbrechenden Streite der Gelehrten für und wider Luther sich schon eine eigene Ansicht zu bilden suchte. Wenn früher die klösterliche Frömmigkeit einen solchen Eindruck auf ihn gemacht hatte, daß er sich lange mit dem Gedanken getragen, in den Karthäuser-Orden einzutreten, so sah er jetzt das Verkehrte seines frühern Vorhabens und den Widerspruch der Kirchenlehre mit der Bibel immer deutlicher ein.

Im Jahr 1522 kehrte Bullinger nach sechsjähriger Abwesenheit wieder in seine Heimat zurück. Es ist ein schönes Zeugniß für die Gewissenhaftigkeit und Aufrichtigkeit des jungen Mannes, daß er den Kirchendienst, der mit seiner innersten Ueberzeugung im Widerspruch stand, für einstweilen mit der Stellung eines Schulmeisters zu vertauschen beschloß. Von großer Bedeutung für sein Leben ist sein erstes Lehramt an der Klosterschule zu Cappel gewesen. Diese war 1523 von dem wackern und aufgeklärten Abt Wolfgang Joner für die zwölf Conventherren gegründet worden. Bullinger mußte täglich 5 Stunden lesen, 1 Stunde Theologie und 4 Stunden lateinische

Sprache. Der Abt schämte sich nicht, neben den unwissenden Mönchen den Lectionen beizuwohnen. In ihm fand Bullinger einen väterlichen Freund und treuen Gesinnungsgenossen. Im Jahr 1525 schritt Joner, von seinem Schulmeister unterstützt und nach dem Beispiel der Stadt Zürich zur Reformation seines Klosters. Einzelne Mönche blieben und widmeten sich den geistlichen Studien; andere übernahmen Pfarrstellen; noch andere lernten ein Handwerk. Die Schule bestand fort, doch scheint sie keinen rechten Aufschwung genommen zu haben. Darum wurde gerade auf Andringen Bullingers durch einhelligen Conventsbeschluß das Kloster 1527 dem Rathe in Zürich übergeben. Dieser nahm die Schenkung an und verband mit der Schule eine Erziehungsanstalt oder einen Convict, wo jährlich vier Knaben auf Kosten des Klosters unterhalten und für das geistliche Seminar am Großmünster in Zürich vorbereitet wurden. Andere Burgerkinder zahlten ein Kostgeld. — Bullinger wirkte noch zwei Jahre an dieser Schule, trotz der sehr kümmerlichen Besoldung. Um so reicher war diese Zeit an geistigen Anregungen. Von hier aus besuchte er mit Joner die Disputationen in Zürich und lernte bei dieser Gelegenheit Zwingli kennen. 1528 zog er auf Einladung des Rathes mit Zwingli an die Disputation zu Bern, wurde im gleichen Jahr Mitglied der zürcherischen Geistlichkeit und versah von nun an neben seinem Schulamte in Cappel die Pfarrei in Hausen. Von seiner Thätigkeit und seinem Religionseifer zeugen die vielen theologischen Schriften, die er von hier aus veröffentlichte.

Unterdessen hatten sich in seinem Heimatsorte Bremgarten wichtige Veränderungen zugetragen. Sein Vater war seiner evangelischen Gesinnung wegen, die er offen in seinen Predigten bekannte, von Rath und Gemeinde seines Amtes entsetzt worden. Die starke Minderheit gewann aber in kurzer Zeit so viel Freunde, daß sie die Berufung des Sohnes an die erledigte Pfarrstelle durchsetzen konnte. Heinrich Bullinger nahm die Wahl an und predigte mit solchem Beifall, daß die Gemeinde in kurzer Zeit für die reformirte Lehre gewonnen wurde. Sehr herzlich waren die Beziehungen zu Zwingli, der in Bullinger einen ebenso besonnenen, als muthigen und unerschütterlichen Freund des Evangeliums erkannte. Und Besonnenheit und Muth thaten Noth in jener schweren Zeit bitterer Verfolgung. Die Zürcher hatten bei Cappel am 11. Oktober 1531 die empfindlichste Niederlage erlitten; Zwingli war unter den Gefallenen. Bullinger mußte sich aus Bremgarten nach Zürich flüchten.

Hier war die schon längst vorhandene Mißstimmung gegen Zwinglis Parteiregiment zum offenen Ausbruch gekommen. Harte Anschuldigungen und Drohungen auf der einen, furchtsames Zurückziehen auf der andern Seite. Die nächsten Freunde Zwinglis glaubten nach der Rückkehr des Heeres einige Tage lang nicht einmal mehr ihres Lebens sicher zu sein. Doch zeigte sich

bald, daß trotz der bittern Erfahrungen Stadt und Landschaft fest entschlossen waren, bei der neuen Lehre zu verharren. Von größter Wichtigkeit mußte natürlich die Besetzung der durch den Tod Zwinglis erledigten Pfarrstelle am Großmünster sein; denn diese schloß ja die Leitung der ganzen zürcherischen Kirche in sich. Die Wahl fiel auf den erst 27 Jahre alten Heinrich Bullinger. Seine warme, evangelische Ueberzeugung, seine Beredsamkeit und Gelehrsamkeit, sein besonnenes und taktvolles Auftreten in Cappel und Bremgarten, das Ansehen, das er auch bei den Katholiken genoß, das Vertrauen, das ihm schon Zwingli entgegengebracht hatte: alles das mußte sein jugendliches Alter übersehen lassen, und seine Berufung rechtfertigen. Und Bullinger bewies, daß seine Wahl eine überaus glückliche gewesen war. Sein milder Charakter wußte die schroffen Gegensätze der Parteien binnen wenigen Jahren wieder auszugleichen und das Gute in Zwinglis Schöpfungen zu erhalten. Nicht so genial wie Zwingli, aber auch nicht so scharf ausgesprochen, machte er weniger Projecte, erreichte aber oft dafür um so mehr. Dem Ansinnen der Räthe, es möchten in Zukunft die Prediger sich jedes Politisirens auf der Kanzel enthalten, wußte er geschickt auszuweichen und mit Berufung auf die heilige Schrift die „freie Predigt des Gotteswortes“ zu erhalten. Damit erklärte er sich auch in der Auffassung von Kirche und Staat als getreuen Anhänger Zwinglis und seines theokratischen Systems, freilich ohne es zu Härten und Unbilden kommen zu lassen. Besonderes Verdienst gebührt ihm um die Erhaltung des Chorherrenstiftes und damit der obern Schulen. Schon im Jahr 1530 hatten sich die Verordneten des Stifts unter Magister Ulrich Zwingli energisch vor dem Rath für die Fortexistenz desselben wehren müssen. Im Jahr 1532 machte der Rath neuerdings Anstalten, das Stift zu säcularisiren, um aus den Pfründen die Staatsschulden zu bezahlen. Es war noch die Zeit der Reaction und der allgemeinen Mißstimmung gegen Zwinglis Partei, die sich auch auf das Stift übertrug. Bullinger, an der Spitze der vier Abgeordneten des Capitels nahm die Anstalt vor dem Rathe in Schutz, vertheidigte sie gegen die Verunglimpfungen der Leute und bewirkte ihre Erhaltung.

Bullingers Aufgabe war eine außerordentlich vielseitige. Wir finden den seltenen Mann unermüdlich thätig als Schriftsteller, als Prediger und Seelsorger an der Großmünsterkirche, als Vorsteher der zürcherischen Geistlichkeit, als Vertreter der evangelischen Kirche nach Außen, besonders zum Zwecke einer Vereinigung mit Luther und Calvin, wie als getreuen Berather und Helfer der Nothleidenden und Verfolgten überhaupt. Ganz besondere Verdienste hat er sich aber um das

Zürcherische Schulwesen erworben. Wenige Männer haben auf die gedeihliche Entwicklung desselben einen so nachhaltigen Einfluß ausgeübt,

wie Bullinger. Als Nachfolger Zwinglis im Schulherrenamt übernahm er die ihm anvertraute Schule in dem gleichen Sinn und Geist, nämlich zunächst als christliche Erziehungs- und theologische Vorbereitungsanstalt; auch er richtete sein erstes Augenmerk naturgemäß darauf, durch die Schule einen tüchtigen Predigerstand zu erziehen. Das mußte er um so mehr als seine Pflicht betrachten, da ja erst jetzt die Früchte der Bestrebungen Zwinglis zur Reife gelangen konnten, ganz abgesehen davon, daß die damaligen politischen Verhältnisse in Zürich jeden evangelisch gesinnten Geistlichen mit Besorgniß für die neue Kirche erfüllen mußten. Aber, wenn Bullinger auch von theologischer Auffassung nicht frei gewesen ist, so übersah er doch nicht, daß es auch eine Schule für das Leben giebt: mit der Entwicklung der obern Schulen wird darum gegen das Ende der vierziger Jahre auch das niedere Schulwesen, die deutsche Schule, staatlich organisirt. Wenn auch hier die „christliche Zucht" in den Vordergrund tritt, so geschieht es doch weniger einseitig, als nur vierzig Jahre später. Obgleich Bullinger nur fünf Jahre lang Schulherr war, und erst in den letzten vier oder fünf Jahren seines Lebens eine Professur bekleidete, also verhältnißmäßig nur kurze Zeit den Gang der Schule direct überwachen konnte, so finden wir doch überall in den Schulordnungen seinen Geist; die Entwürfe sind zum größten Theil von seiner Hand. Endlich ist ganz besonders die Fürsorge für die ärmern Schüler hervorzuheben. Bullinger war ja zu Emmerich ein Zögling der „Brüder des gemeinsamen Lebens" gewesen und bewies als solcher jene schöne Hingabe für die Erziehung der Armen, die gerade diesen Verein kennzeichnete. Als Antistes der zürcherischen Kirche lag ihm die Leitung des Armen- und Almosenwesens ob, und er ist bis in sein hohes Alter nicht müde geworden, die armen Leute zu unterstützen, und ihnen die Sorge für die Erziehung und den Unterricht ihrer Kinder abzunehmen durch Aufnahme in die Schulen und durch hülfreiche Unterstützung aus den für diese Zwecke bestimmten Stiftungen. Wie sehr ihm die Schule am Herzen lag, ersehen wir daraus, daß er anno 1532, also kaum ein Jahr nach seiner Berufung bereits die erste zürcherische S c h u l o r d n u n g verfaßte. Sie trägt den Titel: „Ordination und Ansähen, wie man sich fürohin mit den schulern, letzgen und andern dingen halten sölle in der schul zum Münster Zürich. 1532. Oktober." Diese Schrift, von Bullingers eigener Hand, gewährt zum ersten Mal einen sichern Einblick in die Organisation der Lateinschulen und öffentlichen Lectionen. Wie weit diese Schulordnung von den vorgefundenen Einrichtungen abwich und wie lange sie selber in Kraft war, ist freilich nicht genau zu bestimmen. Ihre Grundzüge sind folgende: Lateinschulen und Lectionen bilden wie früher immer noch eine einheitliche Anstalt, jene mit drei, diese mit einer Classe. Die Fächer sind die alten: alt- und neutestamentliche Exegese mit Zuziehung des Hebräischen, lateinische und griechische Sprache,

Dialektik und Rhetorik. Als Ergänzung des Religionsunterrichtes kommt noch der Kirchgang hinzu (bis sechs Mal in der Woche). Am Lectorium wirken vier Professoren, an den Lateinschulen je ein Schulmeister mit 3—4 Gehülfen. Eine Classe hat jeden Tag nicht mehr als 5—6 Stunden, 2—3 am Vormittag und drei am Nachmittag. Diese Stunden folgen selten aufeinander. Sie vertheilen sich auf folgende Zeiten: 6—7; 8—9; 12—1; 1—2, und 3—4 Uhr. (In den Zwischenstunden konnten die Schüler in der Classe ihre Aufgaben lösen oder heimgehen.) Jede Stunde fängt mit dem Glockenschlag an. Den Anfang der Morgenstunde bildet das Vaterunser, den Schluß der Abendstunde ebenfalls ein Gebet oder Gesang. — Dieser Schulplan erfuhr natürlich im Laufe der Zeit manigfache Abänderungen. Wenn auch nicht immer directe Nachrichten vorhanden sind, so läßt sich doch in den meisten Fällen die Mitwirkung Bullingers bei Schulfragen erkennen. Schon 1533 scheint man an einen Lehrstuhl für Rechtskunde gedacht zu haben: „wyter, heißt es, wirt er (Dr. Karlstadt) in weltlichen rechten lesen, wer das begert ze hören, darus geschickt rät und richter wurdind erzogen.“ Es blieb indessen beim bloßen Project. Anno 1541 wurde, nicht ohne Widerstreben Bullingers, eine fünfte Professur geschaffen, die professio physica, eine Verbindung von classischer Philologie mit Naturwissenschaften, der erste Schritt zur Verweltlichung des Studiums. Später findet man die Zahl der Professoren auf 7, zeitweise sogar auf 9 erhöht.

Noch wichtiger war die Folgezeit für die Lateinschulen, welche von 3 auf 5 Classen ausgebaut und vom Lectorium immer mehr getrennt wurden. In dieser Form erhielten sie sich das ganze Jahrhundert hindurch. Beide Schulen, am Großmünster und Fraumünster, hatten die gleiche Organisation. Die durchschnittliche Schülerzahl am Lectorium war 25—30, an den beiden Lateinschulen zusammen 220—230; das Alter der Studenten 16—20 Jahre, der Lateinschüler 7—16 Jahre; die Unterrichtszeit am Lectorium im Mittel 3—4, an den Lateinschulen 7—8 Jahre. An der Spitze dieser höhern Schulanstalten stand der Schulherr, fast immer aus der Zahl der Professoren erwählt. Ihm standen die „Verordneten zur Schul“ zur Seite: Bürgermeister, zwei Seckelmeister, Aufseher und alle Prädicanten. — Für die ökonomischen Bedürfnisse dieser Schulanstalten konnte immer besser gesorgt werden, je mehr Pfründen durch den Tod der Chorherren, Caplane und Mönche ledig wurden. Dabei hatte man nicht sowol Besserstellung der Lehrer, als besonders eine reichlichere Unterstützung der armen Schüler im Auge. Hierin erkennt man überall das stille, wohlthuende Wirken Bullingers. In noch höherm Maße als Zwingli wollte er das Volk und unter diesem gerade die Armen zum Studium herangezogen wissen. Wenn man nun bedenkt, daß die Lateinschulen Zürichs schon dem Umfang, der Altersstufe und dem Stoffe

nach theilweise wenigstens mit unsern heutigen Volksschulen zusammenfallen, wie ferner viele tausend arme Kinder in ihrer geistigen und sittlichen, ja, wenn nöthig, sogar in ihrer praktisch-beruflichen Ausbildung gefördert wurden, so ist die Wirksamkeit Bullingers für die allgemeine Volksschule schon auf diesen Felde der Armenunterstützung nicht hoch genug anzuschlagen. Die Schulen wurden eigentliche Versorgungsanstalten. Die Unterstützungen wurden wie früher in Almosen („muß und brot") und Geld (jährlichen Stipendien bis zu 40 fl.) verabreicht; dazu kam seit dem Jahr 1538 eine besondere, theologische Erziehungsanstalt, der Zuchthof oder das Alumnat, wo fortwährend 15 Knaben auf Kosten des Klosters Cappel unterhalten und „zur leer" erzogen wurden. Von der Gesammtzahl der Schüler (250) wurde mehr als die Hälfte unterstützt mit einer Summe von durchschnittlich 2300 fl. oder per Schüler mit 16 fl. (260 Fr.) Die regelmäßigen Gesammtausgaben für das höhere Schulwesen, die der Staat beinahe ohne Ausnahme aus den Kirchengütern bestritt, bezifferten sich um die Mitte des Jahrhunderts auf circa 4200 fl. oder 67,000 Fr. nach heutigem Geldwerth.

Die Schulzucht war äußerst streng. Sie beaufsichtigte das Leben in und außer der Schule, wie ja überhaupt in jenen Zeiten die Obrigkeit eine genaue Sittenpolizei ausübte. Am meisten waren natürlich alle vom Staat Unterstützten durch sie gebunden. Dennoch scheint der allgemeine Sittenzustand auch in den Schulen trotz Reformation, größerer Schulbildung und strenger Vorschriften keineswegs befriedigend gewesen zu sein. Die Schulacten überliefern zahlreiche Strafverhandlungen über Unzucht, unzüchtiges Benehmen mit Worten und Geberden, über Tumulte, Schlägereien, Rohheiten gegen die Leute, Trunkenheit, Schmähschriften 2c. Freilich wurden auch manche Fehler unschuldiger Art strenge geahndet. Die Strafen entsprachen dem damaligen Gerichtsverfahren überhaupt; allgemein angewendet waren die Körperstrafen. Neben diesen ernsten Seiten fehlte es dem Schulleben auch nicht an freudigen Anlässen, worunter die theatralischen Aufführungen der Schüler hervorgehoben zu werden verdienen.

Im Allgemeinen macht man die Beobachtung, daß mit dem Jahr 1574 ein auffallender Rückschlag eintritt: die Schülerzahl vermindert sich rasch; die Unterstützungen erleiden einen jähen Abbruch und sinken plötzlich bis unter die Hälfte herab. Bullinger scheint mit dieser Reduction einverstanden gewesen zu sein; die Beschwerdeschrift der Almosenpfleger an den Rath ist von seiner eigenen Hand. Dieses Sparsystem, zu dem man sich wegen zu großer Freigebigkeit gezwungen sah, war dann auch die wichtigste Ursache von der ebenso schnell abnehmenden Frequenz der Schulen. Dazu kam die allgemein gedrückte Zeitlage: Kriege, Verfolgungen der Protestanten, Mißernten, Theuerungen und die Pest. Als dann vollends im folgenden Jahr (1575) Bullinger, der

unermüdliche Versorger der armen Eltern und Schüler starb, da mußte das Interesse und der Eifer für die Schulen nothgedrungen erlahmen.

Daß sich die Zürcher-Schulen unter Bullinger, wie einst unter Zwingli, immer noch eines großen Ansehens erfreuten, sieht man aus den freundschaftlichen Beziehungen zum Ausland. Zürich hielt immer noch an seinem alten Grundsatze fest, durch Schule und Kirche die reformirte Lehre auswärts zu befestigen. Darum wurden viele junge Geistliche und Lehrer aus seinen höhern Schulen zunächst auf die eigene Landschaft, dann aber auch in außerkantonale Gebiete entlassen, die Zürich politisch wenig oder gar nicht berührten, besonders ins Toggenburg und Rheinthal, seltener nach Appenzell, Glarus, Graubünden oder Bern. Es kam auch vor, daß man junge Leute als Lehrer ins Ausland beurlaubte. Die Unterstützungen wurden gewöhnlich auch in der Fremde verabreicht. Es ist natürlich, daß die Opfer, die Zürich leistete, und die Berühmtheit seiner Schulen und mancher Professoren solche Beziehungen sehr erwünscht machten.

Erst um die Mitte des Jahrhunderts bekümmerte sich der Staat auch um die deutschen Schulen, die schon längst in Zürich bestanden. Diese vermittelten bekanntlich die praktischen Kenntnisse im Lesen, Schreiben und Rechnen und waren zugleich eine Art Vorstufe für die Lateinschulen. Sie wurden von Knaben und Mädchen besucht und von Lehrern und Lehrfrauen, „Lehrgotten“ geleitet. Man kann sie unsern heutigen niedern Volksschulen gleichstellen. Die erste Schulordnung datirt aus dem Jahr 1549. Aber bereits die Rechnung des Almosenamtes vom Dezember 1532 weist Ausgabeposten auf für „tintenhorn, papier und federn, für tütsche bücher und die inzebinden den lernenden kinden; einem kindlerer von armen kinden schuolgelt für die vergangenen 4 Fronfasten“ 2c. und anno 1539 beschloß der Rath geradezu, 15 Knaben auf Kosten des Almosenamtes in den deutschen Schulen lesen und schreiben lehren zu lassen. Allerdings erscheinen diese Unterstützungen gering im Vergleich zu der reichen Ausstattung der höhern Schulen. Im Ganzen war die Besoldung der Lehrer wie die Unterstützung der Schüler kärglich. Unter solchen Verhältnissen konnten sich die deutschen Schulen unmöglich zu allgemeinen Volksschulen erheben.

Nicht so unmittelbar wie in der Stadt war das Eingreifen Bullingers in das Schulwesen der Landschaft, obwol sich auch da Spuren seiner Thätigkeit nachweisen lassen. Einen schweren Schlag erlitt seine schulfreundliche Gesinnung in Cappel. Wiederholte Klagen über die Leistungen der dortigen Schule bewogen den Rath 1538 zu strenger Controle und als auch diese nicht genügend schien, zur Gründung einer neuen Erziehungsanstalt auf Kosten des Klosters; dies war das Alumnat im Cappelerhof in Zürich. Die Schule in Cappel sollte aber nichts destoweniger fortbestehen. Dennoch wollte sie

nicht mehr gedeihen. Die Schuld lag theils an unfähigen Schulmeistern, theils an der Feindschaft zwischen diesen und den „Schaffnern“ (Verwalter). Viele Väter, unzufrieden, nahmen ihre Knaben heim. So schritt der Rath 1550 zur Aufhebung der Schule. Diese war aber, sagt Heinrich Bullinger, durch den Schaffner mehr nur den Herren eingebildet, der die Schule nicht leiden konnte „uß der maßen“.

Im Allgemeinen errichteten natürlich die größern Orte zuerst Schulen und wurden dadurch Mittelpunkte für die umliegende Gegend. Allmälig treten auch kleinere Orte ein. Viele dieser Schulen standen in unmittelbarer Berührung mit der Stadt Zürich, entweder dadurch, daß diese ihre Schüler als Lehrer auf die Landschaft entließ, oder daß sie schlechte Schulstellen mit Stipendien unterstützte, oder endlich dadurch, daß arme, tüchtige Knaben aus der Landschaft auf Empfehlung der Schulmeister oder Landvögte in die Schulen Zürichs aufgenommen und unterstützt wurden.

Offenheit, Festigkeit und herzliche, thatkräftige Frömmigkeit bildeten den Grundton von Bullingers Charakter. Davon legt sein Familienleben schönes Zeugniß ab. Seine Hand ist den Armen und Nothleidenden stets geöffnet. Wer des Rathes und der Hülfe bedarf, findet sie in seinem Hause. Seine Gattin steht ihm in gleichem Geiste getreu zur Seite. Trotz zahlreicher Familie, geringer Besoldung und geringen Vermögens folgt er bis zu seinem Ende der Stimme seines Herzens und opfert im Nothfalle von seinem eigenen Gute. In seinem letzten Willen an seine Herren und Obern von Zürich (2. August 1575) sagt er, „daß er sich nit allezyt der besöldung und pfrund behälfen mögen, sonder syn eigen etwann ynbüßen müssen“. — Am schönsten bewährte sich seine Aufopferung den vertriebenen Glaubensgenossen aus England, Frankreich, Deutschland und Italien (Locarno) gegenüber. Mit wunderbarem Gottvertrauen erträgt er auch die herbsten Prüfungen, besonders als 1564 und 1565 die Pest seine treue Gattin, drei seiner Kinder, seine Pflegetochter und seine besten Freunde dahinraffte, ja ihn selbst auf das tödtliche Krankenlager warf, von dem er sich nur langsam wieder erhob. — Seine Verbindungen mit dem Auslande sind, wie seine Correspondenz beweist, ungemein vielseitig. Er steht mit den berühmtesten Vertretern der protestantischen Richtung: mit Luther und Melanchthon in Deutschland, mit Calvin und Farel in der französischen Schweiz, mit Cranmer, Hooper, Jane Gray in England in lebhaftem, brieflichem Verkehr. Dazu kommt seine ausgedehnte Correspondenz mit den Studenten in der Fremde und mit weltlichen und geistlichen Personen jeden Standes in und außer der Schweiz. Daneben ist er fortwährend als Schriftsteller thätig. Begreiflich sind seine zahlreichen Werke fast ausschließlich kirchlichen Inhaltes; doch hat er uns auch historische Schriften hinterlassen: seine „Reformationsgeschichte sammt dem Anhang über die Reformation der

Probstey Zürich" ist eine unschätzbare Geschichtsquelle, im Besondern über die Anfänge der zürcherischen Schule. — Als er nach langem Leiden am 17. September 1575 starb, fühlte man, daß ein Mann von seltener Kraft und Bedeutung abgetreten war, dessen Lücke nicht so leicht ausgefüllt werden konnte. Dr. Ernst.

Petrus Dasypodius.

[Nach Dr. L. Hirzel: Petrus Dasypodius im Neuen Schweizerischen Museum 6. Jahrgang, Basel 1866, S. 128—175.]

Der ursprüngliche Name des Mannes, der hier in griechische Form nach der Sitte der damaligen Gelehrten umgewandelt erscheint, ist unbekannt; man hat allerhand Vermuthungen darüber ausgesprochen (Rauchfuß, Vollfuß, Has, Häslein, Hasenfratz[1]); ebenso ist sein Geburtsjahr nirgend angegeben wahrscheinlich fällt es ins zweitletzte Jahrzehend des 15. Jahrhunderts, da er 1559 „in hohem Alter" gestorben ist; sicher dagegen steht, daß Dasypodius von Frauenfeld stammt.

Ueber seine Jugend sind wir völlig im Dunkeln. Zu vermuthen ist, daß er seine erste Bildung in Zürich geholt. Hier treffen wir ihn denn auch seit 1526 als Lehrer an der Schule beim Fraumünster, wo Konrad Geßner, der nachmals berühmte Naturforscher bei ihm in den Unterricht gieng. Im Jahr 1530 kehrte Dasypodius nach Frauenfeld zurück; es war die Zeit, wo Zürichs Macht am höchsten stand und in den von ihm mitbeherrschten gemeinen Herrschaften die Reformation in vollem Durchbruch begriffen war; im gleichen Jahr ritt ein der Reformation treu und eifrig ergebener Glarner, Philipp Brunner, als Landvogt in Frauenfeld auf; die gleiche Gesinnung führte ihn mit Dasypodius, der als Prediger und Lehrer (ludimoderator) daselbst Anstellung gefunden, zusammen. Aber die Schlacht von Cappel (11. October 1531) änderte die Situtation. Brunner ward von den V Orten seines Amtes entsetzt; Dasypodius, der sonst schon in seiner amtlichen Thätigkeit nur wenige Befriedigung gefunden, war ebenfalls nahezu unmöglich

[1] Dr. L. Hirzel stellt die letztere Vermuthung auf und weist darauf hin, daß 1525 ein Caplan Peter Hasenfratz in Frauenfeld seine Entlassung nahm. Ist der Mann mit Dasypodius derselbe — und der Aufenthalt des Dasypodius in Zürich läßt sich nicht über 1525 zurück nachweisen, so hätte wol Dasypodius vor 1525 eine ähnliche gemischte Stelle in Frauenfeld bekleidet wie nach 1530.

geworden; aber seine dringenden Bitten an Bullinger, ihm einen andern Wirkungskreis zu verschaffen, hatten Jahre lang keinen Erfolg. Da kam, wahrscheinlich in erster Linie von Bullinger vermittelt, dann aber auch von Constanzer Freunden betrieben, der Ruf des Rathes von Straßburg an ihn, die bisher von Brunfels geführte lateinische Schule daselbst zu übernehmen. Im October 1533 siedelte Dasypodius nach Straßburg über.

Der Name des Dasypodius ist in der gelehrten Welt besonders durch die Herausgabe eines deutsch-lateinischen und lateinisch-deutschen Wörterbuches bekannt, von welchem schon 1535 eine erste, noch viele Lücken und Mängel zeigende Ausgabe erschienen war, das aber 1536 völlig umgearbeitet, alle bisherigen Leistungen auf diesem Gebiete übertraf, eine Reihe von Auflagen erlebte und selbst, hundert Jahre später, noch von den Jesuiten in Köln mit einer ähnlichen Arbeit „Dasypodius Catholicus“ nachgeahmt wurde. Diesem lateinischen Wörterbuch ließ Dasypodius 1539 noch ein griechisch-lateinisches folgen.

Nicht minder tüchtig als auf dem litterarischen Gebiet arbeitete Dasypodius in seiner praktischen Wirksamkeit. Zwar wurden die drei verschiedenen Lateinschulen, an deren einer Dasypodius lehrte, wenige Jahre nachher in ihrem Sonderbestande aufgehoben und die ganze gelehrte Bildung unter die Leitung Johann Sturms gestellt, der ein einheitliches neun- (später zehn-) klassiges Gymnasium schuf. Aber obgleich Dasypodius ursprünglich keineswegs mit dieser Reform einverstanden gewesen, fand er nicht nur an der reorganisirten Anstalt eine ehrenvolle Stellung; er befreundete sich mit Sturm, gieng in dessen Ideen ein, galt als einer der besten Lehrer und wurde zeitweise auch in Sturms Abwesenheit mit der Besorgung der Rectoratsgeschäfte betraut, so daß, als er am 28. Februar 1559 starb, ihm die allgemeinste Achtung ins Grab folgte. Nur das verdunkelte die persönliche Erinnerung an ihn, daß er einen Sohn hinterließ (Konrad), der als Mathematiker in noch höherem Maße, als der Vater in Philologie und Erziehung, die allgemeine Anerkennung und ein ruhmvolles Andenken hinterließ. O. H.

Simon Lemnius Emporicus

war geboren im ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts im bündnerischen Münsterthale. Sein eigentlicher Name war Lemm Margadant (mercadante, mercator, gräcisirt emporicus, zu deutsch: Kaufmann). Zu St. Maria hatten seine Eltern die Bebauung eines dem Hochstift Chur angehörigen Gehöftes

übernommen, das neben einer Anzahl Jungvieh sechszehn Rinder ernährte. 1499 kämpfte sein Vater mit in der berühmten Calvenschlacht. So drückend die Folgen des Schwabenkrieges für das Münsterthal waren, scheinen doch die Eltern Simons zunächst nicht sehr von Noth heimgesucht gewesen zu sein. Als er sechs Jahre alt war, starb seine Mutter und bald darauf auch der Vater; von einem Schwager um sein Erbtheil gebracht, sah sich der Waisenknabe genöthigt, in die Fremde zu ziehen. Wohin er da kam, welche Schicksale er durchzumachen hatte, ist nicht bekannt. Der reich begabte Knabe mag bei wohlwollenden Menschen für längere Zeit Aufnahme und dadurch auch die nöthige Ruhe gefunden haben etwas zu lernen und hat später ohne Zweifel das Schicksal der in jener Zeit so häufigen „fahrenden Schüler“ getheilt. 1532 begegnen wir ihm in München, 1533 in Ingolstadt auf der Hochschule. 1535 war er in Wittenberg, wo er sich eng an Melanchthon anschloß, der seine Freude an dem jungen, geistig so regsamen und kenntnißreichen Manne hatte und ihn mit Wohlthaten überhäufte. Er verkehrte mit den angesehensten Männern der Stadt und erwarb sich besonders durch seine dichterischen Leistungen große Anerkennung. Sein Geist, seine Kenntnisse, sein angenehmer geselliger Umgang verschafften ihm Zutritt in die vornehmsten Kreise der Stadt, so daß er die Verhältnisse und Personen in ihren Vorzügen und Schwächen genau kennen lernte.

Nachdem er sich den Grad eines Magisters der freien Künste erworben hatte, hoffte er bald auch eine Lehrstelle an der Universität zu erhalten. Als er jedoch 1538 zwei Bücher Epigramme herausgab und dieselben dem Churfürsten Albrecht von Mainz widmete, wußte Luther zu bewirken, daß ihm zunächst Stubenarrest angekündigt wurde. Lemnius erschrak; seine Freunde erhöhten seine Angst, indem sie ihm mittheilten, daß sich durch den beißenden Witz seiner Epigramme hochstehende Persönlichkeiten gekennzeichnet und getroffen fühlten. Er ergriff die Flucht mit Zurücklassung seiner Bibliothek und seines Hausraths und da er auf zweimalige Citation nicht erschien, wurde er verurtheilt und relegirt.

Von Halle aus, wo Lemnius bei seinem Gönner, dem Churfürsten Albrecht von Mainz, zunächst Aufnahme und Schutz gefunden hatte, richtete er ein drittes Buch Epigramme nun geradezu gegen seine Verfolger und ließ in denselben seinen Rachegefühlen freien Lauf. Zugleich verfaßte er eine Vertheidigungsschrift in vorzüglicher lateinischer Prosa. Als er aber auch damit keinen Erfolg hatte, gab er eine Schmähschrift in dramatischer Form heraus, in welcher er seine Widersacher und besonders Luther dem allgemeinen Gespötte Preis zu geben suchte.

Glücklicherweise eröffnete sich dem verfolgten Dichter, nachdem er zuerst in einer Druckerei zu Basel als Corrector Beschäftigung gefunden, in der

1538 zu Chur gegründeten Landesschule im Kloster St. Nicolai nicht nur ein Asyl, sondern auch ein Feld zu gedeihlicher pädagogischer Wirksamkeit. Was er nun in dieser Stellung als Schulmann geleistet hat, läßt sich mit Bestimmtheit nicht angeben. So viel steht fest, daß er in den zehn Jahren, in welchen er an dieser Anstalt wirkte, eine ganz außerordentliche litterarische Thätigkeit entfaltete, durch die er sich unter den Humanisten des 16. Jahrhunderts einen vorzüglichen Rang erwarb, und daß er zugleich sich die Achtung der einflußreichsten Männer, namentlich von der französischen Partei, in den drei Bünden zu sichern wußte. Sein Hauptwerk ist die Räteis, in welcher er die Heldenthaten der Eidgenossen und Bündner im Schwabenkrieg besungen hat, und die erst 1874 zum Druck gelangt und mit Vorwort und Commentar von Pl. Plattner herausgegeben worden ist.

Die erzieherische und schriftstellerische Thätigkeit des so reich begabten Mannes war leider nicht von langer Dauer. Am 7. Dezember 1550 starb er an der Pest, welche von Anfang Juni bis in den Winter hinein in Chur nicht weniger als 1300 Personen hinweggerafft hat. Der Tod des Mannes war ohne Zweifel ganz besonders ein schwerer Schlag für die Schule, an der er wirkte. Denn der, welcher mit solcher Wärme und Begeisterung an der classischen Litteratur hieng, hat sicher auch die um ihn versammelte Jugend für dieselbe zu erwärmen und zu begeistern gewußt. Außer seinen Epigrammen und den Amores (1542) gab er auch eine damals sehr geschätzte lateinische Uebersetzung von Homers Odyssee heraus (Basel 1549, 2 Bände).

Herold.

Mit Benutzung von Plattners Vorrede zur Räteis.

Mathürin Cordier.

[Quellen: Nouvelle biographie universelle, publ. par MM. Firmin Didot, frères, Tom. XI. 795; Stähelin, Joh. Calvin I. Bd., Elberfeld 1863; F. Tissot, Calvin et les écoles in L'Ecole, recueil pédagogique, VIII. année 1880.]

Mathürin Cordier, geboren 1478, wahrscheinlich in der Normandie, zeichnete sich durch eine ausgebreitete Gelehrsamkeit und reine Latinität aus. Verfasser einer Reihe philosophisch-pädagogischer Schriften, war er nach einander Lehrer in Paris, Nevers, Bordeaux, Genf, Neuchatel, Lausanne und wiederum Genf.

Im Collegium La Marche in Paris war der damals vierzehnjährige Calvin sein Schüler, und dankbar gedachte dieser auch späterhin des bei Cordier genossenen elementaren Unterrichtes. „Wol ist es recht und billig",

ruft er 27 Jahre später ihm zu, „daß du Antheil habest an den Früchten meiner Arbeit, da ich durch deine treue Führung und Geschicklichkeit, als ich die Bahn der ernstern Studien betrat, nun wenigstens so weit gekommen bin, daß ich einiges wirken kann für die Kirche unsers Herrn. Noch wußte ich nur wenig Latein, als du mich in deine Schule aufnahmst, aber du hast mich alsobald dermaßen in jeder Weise auf den rechten Weg und in die wahre Art des Lernens eingeführt, daß mir von da an Alles leicht von Statten gieng. Freilich hat der thörichte und urtheilslose Mann, der damals über unsere Studien schaltete und waltete wie er wollte, mich nicht so lange diesen Unterricht genießen lassen, als ich es gewünscht hätte, sondern mich gleich in eine höhere Classe hinaufgetrieben; aber dennoch hatte ich schon so viel von dir empfangen und fühlte mich in meinem spätern Studiengange so sehr durch deine Anweisungen erleichtert, daß ich wol bekennen muß: dir verdanke ich eigentlich meine Fortschritte und die Erfolge meines Studiums bis hieher."

Aber nicht blos die Erinnerung hielt Calvin und Cordier zusammen. Als Calvin nach Genf kam (1536), folgte ihm Cordier, siedelte sich ebenfalls in Genf an und gieng mit ihm in die Verbannung (1538). Nachdem dann Genf den Reformator wieder zurückberufen, drang dieser auch in Cordier, nun wieder dahin zurückzukehren und die Leitung der Schulen in seine bewährte Hand zu nehmen. Mit Freuden wolle er ihn, schreibt er dabei an Farel, mit dem Gehülfen, den der treue Mann mit sich zu bringen verspreche, einige Monate selber beherbergen und unterhalten, wenn ihm nicht alsobald eine bestimmte Anstellung werde. „Laß es nicht zu, mein Lieber, daß er die Aufforderung ausschlägt!" ruft er aus, „wir können nicht anders eine rechte Schule herstellen, als wenn er sein eigenes Interesse vergißt und allein dem Herrn zu dienen bereit ist". Indessen gieng dieser Wunsch für den Augenblick noch nicht in Erfüllung. Erst vier Jahre später, und auch da nur in vorübergehender Weise kam Cordier nach Genf, bis er dann endlich im Jahr 1557 sich bewegen ließ, in der neu zu organisirenden höhern Schule, dem Collège, in eine Stellung einzutreten, die er bis zu seinem Tode ausfüllte. Es ist nicht blos für die Pflichttreue, sondern für den nur der Sache lebenden Sinn Cordiers bezeichnend, daß er auf die Wahrnehmung, an einer untern Classe werde die Grammatik zum Schaden für allen weitern Fortschritt der Schüler schlecht betrieben, seine höhere Stellung aufgab und den Unterricht jener elementaren Classe übernahm. In der Schule lebend und webend, ertheilte er Unterricht bis vier Tage vor seinem Tode, der ihn im 86. Jahr seines Lebens sanft am 8. September 1564 hinwegnahm. „Freitag den 8. September", heißt es in den Archiven der Genfer Geistlichkeit, „starb der treffliche Mann Corderius in hohem Alter, fröhlich in seinem

Gott, nachdem er bis an sein Ende in seinem ersten Berufe geblieben, die Kinder zu unterrichten und der Jugend zum Führer zu dienen, mit aller Aufrichtigkeit, aller Einfalt und allem Fleiß nach dem Maße der Gaben, die er vom Herrn empfangen." O. Hz.

Hans Ardüser.

Ein bündnerischer Schulmeister aus dem Ende des 16. Jahrhunderts.

Hans Ardüser wurde im August 1557 zu Davos geboren. Als sein Vater, der Landammann Hans Ardüser, an dem Sohne den „yfer und großi begird zur gschrifft" gespürt hatte, schickte er denselben 1570 in die lateinische Schule nach Chur. Drei Jahre war der lernbegierige Knabe dort im Predigerkloster des Schulmeisters Joh. Pontisella Tischgänger, wo er „vil Hunger glitten und alls erduldet, damit er etwas mög lärnen". Die nächsten drei Jahre brachte er in der Heimat zu. Nach einem halbjährigen Aufenthalt zu Trahona im Veltlin, reiste er, weil sein Vater „mit vielen Kindern beladen und Davos ein wilt Land" war, mit Empfehlungsbriefen angesehener Bündner nach Zürich, daß man ihm im dortigen Augustiner-Kloster „Mus und Brod" geben möchte und er so Gelegenheit hätte, mit der Zeit ein „Prädicant" zu werden. Er war aber mit der dortigen Aufnahme nicht zufrieden, kehrte nach Bünden zurück und wurde Schulmeister zu Maienfeld. Er wirkte daselbst zwei Jahre. Von jedem Schüler bekam er „all Fronfasten" 6 Schilling Schulgeld und „die Herren" zahlten ihm 6 Gulden. Für das Essen, das er im Schloß erhielt, hat man ihm aus besonderer Rücksicht nicht viel abgenommen.

Indessen machte er doch die Erfahrung, daß er sich durch sein Amt, da die Schule nur den Winter über dauerte, nicht erhalten könne. Mit Brief und Siegel vom Stadtvogt zu Maienfeld, daß man mit seinem „thuon und verhalten in allem höchlich und wohl vernügt" gewesen sei, zog er nach Feldkirch und trat bei dem „wyt berümpten" Malermeister Moritz in die Lehre; weil er aber dort täglich drei Mal Kraut zu essen bekam, verließ er Feldkirch und setzte die Lehre bei einem Meister in Chur fort. Im Winter 1579—80 wirkte er als Schulmeister in Lenz, er, der Protestant von Davos, in einer ganz katholischen Gemeinde: ein Beweis für seine Tüchtigkeit wie für die religiöse Unbefangenheit der Gemeinde. Er war dorthin berufen worden, um die Jugend die deutsche Sprache, sowie schreiben und lesen zu

lehren und seine Schule wurde nicht nur von der Dorfjugend, sondern auch von vielen „reichen Schülern" aus der Umgegend besucht. Den Sommer über gieng er mit seinem Meister aus Chur in verschiedene Dörfer, um Häuser anzumalen und gewann damit seinen genügenden Unterhalt. Nachdem er noch einen zweiten Winter in Lenz Schule gehalten, folgte er einem dringenden Ruf nach Schweiningen im Oberhalbstein. Aus zwölf Dörfern der Umgegend wurde seine Schule besucht und als er im zweiten Winter sechs Wochen nach Schulanfang sich veranlaßt sah, nach Scharans im Domleschg überzusiedeln, folgten ihm viele Oberhalbsteiner Schüler dorthin. Im nächsten Winter nahm er einen Ruf nach Thusis an, aber so sehr er sich über den besonders viel versprechenden Anfang seiner Thätigkeit dort freute, so wurde dieselbe bald durch den Ausbruch der Pest gestört. Im folgenden Winter begann er jedoch die dortige Wirksamkeit aufs Neue und zwar mit 45 Schülern, worunter 6 Töchter. Er machte sich so beliebt, daß ihm die Gemeinde im Februar 1583 das Bürgerrecht schenkte. Im gleichen Jahre verehelichte er sich mit einer Tochter aus einer angesehenen Familie von Lenz. Die Frau theilte mit ihrem Mann redlich Freud und Leid. Im Sommer zog das glückliche Paar mit dem Malerkasten auf dem Rücken im Lande umher und wo sich ihnen Arbeit und Verdienst mit Bemalung der Häuser darbot, ließen sie sich nieder, um bald wieder anderswo mit ihrer Kunst nach Brot zu gehen. Ihre künstlerische Wirksamkeit erstreckte sich über die Grenzen der drei Bünde hinaus bis Glarus, Uri und Tessin[1]. Als ihm 1586 die Gemeinde Lenz das Bürgerrecht schenkte, hielt er in den folgenden Wintern auch dort die Schule, später 1599—1605 wieder in Thusis einmal mit 37 Knaben, 13 Mädchen, dann wieder mit 25 Knaben und 25 Mädchen.

Neben seiner Thätigkeit für die Schule war er auch eifrig auf seine Ausbildung bedacht und las besonders historische Schriften, Chroniken aus aller Herren Länder. Er redet von Hunderten solcher Bücher, die er gelesen und führt ihre Titel an. Er war aber auch selbst Schriftsteller. Wir besitzen seine Selbstbiographie bis zum Jahr 1605, ganz besonders aber seine Chronik, von 1572—1614. Sie sind allerdings leider lückenhaft. Was aber noch aufgetrieben werden konnte, ist herausgegeben und mit Anmerkungen versehen worden von J. Bott, Rector der Kantonsschule (s. Jahresberichte der naturforschenden Gesellschaft Graubündens 1869—71).

Aus Allem geht hervor, daß der Schulmeister Hans Ardüser ein sehr strebsamer Mann gewesen ist, und daß insbesondere seine Thätigkeit auf dem

---

[1] Ueber Ardüsers Leistungen als Maler vergleiche den Aufsatz von Prof. Dr. J. R. Rahn in Zürich „Fahrten und Werke eines Bündner Malers im 16. und 17. Jahrhundert" im Feuilleton der Neuen Zürcher-Zeitung 1879, Nro. 99—105.

Gebiete der Schule die volle Anerkennung seiner Landsleute gefunden hat. Es giebt seine Lebensbeschreibung aber auch Zeugniß von dem lebhaften Interesse, das man zu Ende des 16. Jahrhunderts in katholischen und protestantischen Gemeinden an der Schule nahm und zwar nicht blos für die Knaben, sondern auch für die Mädchen. Leider ist dieses Interesse bald nachher in dem wüthenden Kampfe der Parteien während des dreißigjährigen Krieges wol vielfach verkümmert worden.

Herold.

Mit Benutzung von Arbüsers Selbstbiographie.

Johannes Beatus Helius,

erster Gymnasiarch zu Basel.

[Quellen: Rud. Burkhardt, J. B. Helius, Gymnasialprogramm 1860, Basel. — Fechter, Geschichte des Schulwesens in Basel, 1837. — Derselbe, Geschichte des Schulwesens in Basel vom Jahr 1589—1733. — Rudinus, Theatrum academicum. — Herzog, Athenæ rauricæ. — Ch. Beck, das gelehrte Basel. — Theatrum virtutis et honoris. — Die Protokolle der philosophischen Facultät und gedruckte Schulordnungen von 1588 und 1620.]

Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts waren die Zustände in der obersten Schule zu Basel unhaltbar geworden, wie sie es auch in den meisten anderen protestantischen Schulen der Schweiz und Deutschlands waren (siehe oben die Darstellung von S. 41—76). Der Rath nahm daher im Jahre 1583 eine gründliche Verbesserung des Schulwesens vor. Es bedurfte aber sechsjähriger Berathung, bis der Beschluß in Kraft trat. Die alte „Schule auf Burg" (Münsterplatz) wurde in ein Gymnasium umgewandelt und an die Spitze der neu gegründeten Anstalt ein Mann gestellt, dessen Andenken verdient in hohen Ehren gehalten zu werden, Helius.

Johannes Beatus Helius wurde gegen das Ende des Jahres 1552 in Basel geboren und genoß seine erste wissenschaftliche Bildung in der Schule auf Burg, welche unter Thomas Platters Leitung stand. Im Jahr 1568 ausgetreten, besuchte er fast zwei Jahre lang das Pädagogium, woselbst Samuel Coccius und Johannes Füglin seine bedeutendsten Lehrer waren. Darauf trat er in die philosophische Facultät, welche damals in Classen, die Laureanden die untere, die Laureaten die obere, getheilt und deren Hörfreiheit durch Vorschriften beschränkt war. Nach den nöthigen Prüfungen und Dissertationen meldete er sich zur obersten Ehre eines Magisters, die er am 14. Februar 1576 erlangte, nachdem er über die These disputiert hatte, „ob es dem Gemeinwesen förderlich sei, daß Einer und Derselbe sowol

kirchliche als staatliche Aemter verwalte, oder ob diese eher zu trennen seien". Solche um eine allgemeine Wahrheit sich drehende Sätze, die wir heutzutage mit dem Epithet „banal" bezeichnen würden, waren in den damaligen Zeiten beliebt und daß man in der Auswahl derselben keine allzustrenge Censur übte, beweist die Disputation eines gewissen Isaak Fökler des Inhaltes „ob ein Betrunkener die Gegenstände doppelt sehe, oder nicht".

Helius begann nun das Studium der Theologie, wurde aber bald zum Professor der Dialektik ernannt, welche Disciplin er vier Jahre lang vortrug, ohne indessen seine theologischen Studien zu vernachlässigen. Im Jahr 1580 übertrug man ihm die lateinische Professur, was eine beträchtliche Arbeitsvermehrung für ihn zur Folge hatte. Denn während er als Professor der Dialektik täglich blos eine Stunde Unterricht zu ertheilen gehabt hatte, mußte er nun in drei Stunden täglich die Reden des Cicero und des Demosthenes und den Homer oder einen andern griechischen Schriftsteller erklären. Und daß er nicht oberflächlich war, beweisen seine 1594 gedruckten Erklärungen zu Ciceros Reden. Neben seinen Vorlesungen hatte er noch sonstige Amtsgeschäfte zu versehen, so drei Mal das Decanat zu verwalten, wobei eine Ablehnung eine Geldstrafe nach sich gezogen hätte, Einladungsschriften zu verfassen und den Schülern mit Rath und That an die Hand zu gehen. Ueberhaupt war er unablässig bemüht, das Wohl der Universität zu fördern. So traf es sich, daß 1584 keiner der beiden Lehrer der theologischen Facultät mehr dienstfähig war; es waren dies Simon Sulcer und Huldricus Coccius; Grynäus, seit 1575 Professor des alten Testamentes, folgte einem Rufe nach Heidelberg — da, in dieser Noth, als die Ehre der Universität es erheischte, die theologische Facultät nicht eingehen zu lassen, übernahm Helius mit zwei Collegen alle amtlichen Geschäfte, bis die entstandene Lücke durch neue Wahlen ausgefüllt war. Als Grynäus von Heidelberg zurückkehrte und die theologische Professur nebst der Antisteswürde übernahm, trat Helius in seine alte Stellung als Professor des Lateinischen zurück, wurde aber 1586 zum Pfarrer von St. Martin gewählt. Bald darauf begann seine nachhaltige Thätigkeit als Schulmann. Diese zu verstehen, müssen wir einen kleinen Ueberblick über die Schule auf Burg vor der Umgestaltung von 1589 werfen.

Die Reformation hatte allerdings mit der geistlosen Scholastik aufgeräumt und dafür die classische Bildung zu Ehren gezogen, indem das Hauptgewicht auf die Kenntniß der alten Sprachen gelegt wurde. Allein man war bei diesem an und für sich lobenswerthen Bestreben in ein anderes Extrem gefallen, indem die classischen Sprachen allein und ausschließlich betrieben wurden und die Gymnasien durchaus nur zur Heranbildung von Gelehrten dienten. Was man heutzutage mit Recht von einem Gymnasium verlangt, daß es den Menschen allseitig und harmonisch entwickle und alle

Unterrichtsfächer, Sprachen und Realien, durch welche Verstand und Gemüth, Herz und Charakter gleichmäßig ausgebildet werden, in seinen Bereich ziehe, damit der Jüngling nach seinem Austritt aus der Schule befähigt sei, irgend welchen Beruf zu ergreifen, davon hatte man in jener Zeit keinen Begriff. So stand es höchst traurig mit der Muttersprache. In den drei unteren Classen der Schule auf Burg wurden freilich die Autoren meist in deutscher Sprache erklärt und der Lehrer dictirte eine deutsche Uebersetzung; allein in der zweiten Classe exponirte und interpretirte man nur lateinisch, nachdem man „so vil in Authoribus versiert, dy sie nuhn fürthin verstandt; so man einen Authorem nit mehr tütsch, sondern latina expositione proponiert". Und in der Schulordnung von 1588 lesen wir: „In den vier oberen Classen (die Schule zählte deren sechs) damit man die Jugend gewenne, daß sie inn- und ußerhalb der schul, der muttersprach sich enthalte, und sich allergemachist an die schöne latinische sprach gewenne, so soll auch eine sonderbare straff hierauf gesetzt werden, die man nennt Asinum germanismi". Die Schulgebete waren meistens in lateinischer, oft sogar in griechischer Sprache abgefaßt. Der Unterricht in der Geschichte und der Geographie trat gar nicht selbständig auf; höchstens floß beim Interpretiren der alten Autoren hier und da eine kurze historische oder geographische Notiz mit ein. Das Rechnen fiel ganz weg. Und doch wurden die lateinischen Schulen auf Burg und zu St. Peter nicht nur von solchen besucht, die sich den Studien widmen wollten; denn im Jahr 1535 wird von Capito geklagt: „bei dem schulmeister auf Burg Hugwalde befinde ich eine ziemliche Anzahl Knaben, aber nit über dry, wie er selbs uff min erforschen mir anzeigt, von denen zu verhoffen, daß sy im Studieren fürfaren", und erfolgten Aufforderungen an Alle, am lateinischen Unterrichte Theil zu nehmen, denn er sei auch für die, die sich den Studien nicht widmeten, „nützlich, rühmlich und dienstlich".

Unter solchen Verhältnissen trat Helius in die Schule auf Burg und zwar gerade in dem Augenblicke, als die Streitigkeiten Platters mit der Universität einigermaßen geschlichtet waren. Es hatte sich nämlich das Unerhörte ereignet, daß die Universität nicht über die zu geringe, sondern über die zu weit fortgeschrittene Bildung der aus dem Gymnasium zu ihr übertretenden Schüler Klage führte. Der ziemlich hitzig geführte Streit wurde dadurch beigelegt, daß Platter seine Vorträge fortsetzen durfte, hingegen seine an die Universität abgehenden Schüler ein verschärftes Examen zu bestehen hatten. Auf Platter, der aus Altersschwäche sein Amt niederlegte, folgte als Leiter der Schule Vincentius Prallus 1578, der in Bezug auf pädagogisches Talent mit Platter kaum kann verglichen werden. Da wurde der Rath auf die Uebelstände in der Schule, auf ihre geistige Erschlaffung aufmerksam und beschloß eine neue Verfassung. Die Universität stellte zu diesem Behufe

eine Commission auf zur Untersuchung der Gebrechen und Darlegung von Vorschlägen, in welcher neben Christian Wurstisen, J. J. Grynäus, Theodor Zwinger und J. Brandmüller auch Helius war, damals noch Professor der Oratorie.

Es vergiengen drei Jahre. Da wurde 1588 endlich festgesetzt, daß die allgemeine Schule auf Burg, fortan Gymnasium genannt, „um eine sechste Classe sollte vermehrt werden". Das Pädagogium hörte auf zu bestehen. Um die größere Anzahl von Schülern unterzubringen, wurde ein neues Gymnasialgebäude aufgeführt, das mit den später vorgenommenen Umänderungen noch jetzt dasteht. Am 24. Oktober 1589 fand die Einweihungsfeierlichkeit statt und Helius, der neu gewählte Gymnasiarcha, hat dieses wichtige Amt dreißig Jahre lang so ausgezeichnet bekleidet, daß in seiner Leichenpredigt von ihm gesagt werden konnte, er sei das Musterbild eines Lehrers, wie man es nicht besser und schöner zu schildern im Stande wäre. Unter seinen Pflichten stand obenan der Unterricht in der sechsten Classe, der neben den sonntäglichen Repetitionen der Predigten eine Zeit von 21 wöchentlichen Stunden in Anspruch nahm. Daneben war er der Vorsteher der ganzen Lehrerschaft, mußte mit Rath und That Allen hilfreich an die Hand gehen und etwaige Streitigkeiten schlichten.

Wichtig an der ganzen Einrichtung der neuen Schule ist das vollständig durchgeführte Classensystem, welches damals und lange Zeit nachher sehr beliebt war, während es heutzutage aus guten Gründen nur in den unteren Classen festgehalten wird. Der Unterrichtsplan, wie ihn Helius in seiner methodica distributio giebt, setzt für jede Classe 22 wöchentliche Stunden fest, jedenfalls nicht weniger als 19. Unter den Disciplinen steht freilich das Lateinische immer noch obenan, aber mit wesentlichen Modificationen. Die Menge Autoren, die Platter gebraucht hatte, verbannte Helius und ersetzte unpassende Schriftsteller durch passendere. Während früher Cicero, Virgil, Aesop, Ovid, Terenz in bunter Reihenfolge gelesen wurden — so daß z. B. die Metamorphosen erst in das Pensum der vierten Classe fielen, während die weit schwierigeren Eclogen schon in der dritten Classe vorkamen — finden wir bei Helius einen systematischern Gang. Auf die Briefe Ciceros folgt die Aeneis, hierauf Cicero de officiis, dann Horaz und endlich Terenz, also Epos zuerst, dann Lyrik und erst zuletzt das Drama. Im Griechischen fällt die Poesie ganz weg, das neue Testament bietet anstatt des Epos und der Lyrik Geschichte und Abhandlung, Sokrates, anstatt des Dramas die Rede: also der Anfang eines stufenweise sich entwickelnden Unterrichtes. Ob Helius der Muttersprache und den anderen bisher so vernachlässigten Disciplinen mehr Aufmerksamkeit geschenkt, darüber finden wir keine Angaben; aber dies anzunehmen, glauben wir durch den Umstand berechtigt zu sein,

daß sein Nachfolger im Rectorate, Magister Zacharias Dolder, sich über „die vielen Neuerungen" beklagt, die überall gemacht würden und die, „anstatt Gutes zu stiften, den Untergang jedes Gemeinwesens herbeiführten; was hingegen die am Gymnasium gemachten Veränderungen betreffe, so hoffe jeder Gutgesinnte, daß aus ihnen der Schule Heil und Segen erwachsen würde; denn sie seien nicht auf leichtsinnige Weise, sondern nach langer Berathung und mit Vorsicht unternommen worden."

Wie Helius es war, auf dessen Antrieb hauptsächlich die wichtigen Neuerungen durchgeführt wurden, vernünftige Methode, systematisches Fortschreiten vom Leichteren zum Schwereren, Verlassen des ausschließlich gelehrten Bildungsganges und Berücksichtigung der anderen Disciplinen, so geschah im Jahr 1618 auch wieder durch seinen Einfluß ein zweiter Schritt zum Besseren. Es wurde die Zahl der Autoren auf einen kleineren Kreis beschränkt, ebenso das viele Memoriren und in den oberen Classen die Exposition der Autoren in deutscher Sprache eingeführt. Auch Gesangunterricht finden wir in der dritten, vierten und fünften Classe. Jede der sechs Classen hatte neunzehn Stunden wöchentlich. Wie sehr das Gymnasium sich allgemeiner Anerkennung erfreute, beweist die zunehmende Frequenz desselben, indem die drei Lehrer der unteren Classen oft an die dreihundert Schüler hatten, und die zahlreichen Stipendien, welche von wohldenkenden Gönnern gestiftet wurden. Diese Vergabungen erreichen von 1575 an bis 1815 die Zahl von 121 und repräsentiren ein großartiges Capital, aus dessen Zinsen bis auf den heutigen Tag eine schöne Anzahl unbemittelter Knaben der Mittelschulen unterstützt werden.

Bevor indessen die Reorganisation des Gymnasiums ins Leben trat, wurde Helius durch den Tod dahingerafft, indem ihn am 1. Januar 1620 der Schlag traf. In der Chronik Brombachs lesen wir Folgendes hierüber: „Als M. Joh. Beatus Helius, Gymnasiarcha Gymnasii Basiliensis, Nachmittags den 1. Januar 1620 in seiner Wohnstuben gestanden, sinkt er allgemach zu Boden und stirbt, war hiermit seines Wunsches gewährt, da er offt gewünscht, daß ihn Gott abfordern wöll, wie H. Jakob Meyern sel., Pfarrherrn bei St. Alban, welcher im Münster zwischen Haltung einer Leichenpredigt uff der Kanzel verschieden. War zuvor professor oratoriæ 10 Jahr, Gymnasiarcha 30 Jahr und alt 67 Jahr". Am 4. Januar wurde er im Münster bestattet und Antistes Wolleb predigte über den Spruch aus dem Propheten Daniel, worin es heißt, daß die Lehrer einst leuchten würden wie der Glanz des Himmels.

Werfen wir nun noch einen Rückblick auf die Thätigkeit dieses Schulmannes, so leuchtet besonders hervor seine praktische Begabung, wodurch er, wie wir oben gezeigt, Methode und System in den Unterricht brachte,

und seine Befähigung zum Lehramte, über welche ihm einstimmig Anerkennung und Lob zu Theil wurden. Rudinus sagt in seinem theatrum academicum: „Da er für die Erziehung und Bildung des jugendlichen Geistes der allertauglichste war, so brauchte er bald den Sporn gegen diejenigen, die es bedurften, bald die Peitsche gegen Faule, und bediente sich einer weisen Klugheit gegen einen jeden, wie er es erheischte". Seine Schüler behandelte er gleich, machte keinen Unterschied zwischen den Ständen und urtheilte mit gleicher Gerechtigkeit über den Reichen wie über den Armen. Hauptsächlich wurde er als Lehrer des Griechischen gelobt; als solcher hat er zwei Schulbücher verfaßt: eine griechische Grammatik, welche, in Fragen und Antworten abgefaßt, nach einer kurzen Einleitung über die Orthographie, die Eintheilung der Buchstaben und die Zeichen, die Declination der Substantive und die Conjugation der Zeitwörter enthält; und eine Anthologie aus dem alten und neuen Testamente, auch den Kirchenvätern, für die vierte Classe.

Von den häuslichen Verhältnissen des Helius wissen wir wenig, da sich sein Lebensgang, wie es bei einem Schulmanne sich geziemt, in bescheidenen Grenzen bewegte. Er hatte zwei Töchter und einen Sohn; doch scheint der Mannsstamm des ganzen Geschlechtes bald ausgestorben zu sein. Rechtschaffen war sein Lebenswandel, „nec Baccho, nec Cereri, nec Pluto, sed Deo suo, ejusque gloriæ unice deditus", sagt Rudin und die Leichenrede bemerkt, daß er sich nicht geschämt habe, in den vornehmsten Punkten die Feder zu ergreifen oder die Bibel aufzuschlagen und sich im verlesenen Texte oder angeführten Sprüchen zu ersehen.

Wie sehr man sich des Verlustes bewußt war, den man durch seinen Tod erlitten, beweist unter anderen Zeugnissen ein nach seinem Tode zu seinen Ehren verfaßtes Gedicht, worin der Wunsch geäußert wird, „es möge Jehovah der Schule wieder eine neue, ihm ähnliche Sonne (Wortspiel auf seinen Namen Helius Ἥλιος) erstehen lassen.

Dr. Meißner.

Wilhelm Schey.

[Fiala im Programm der Kantonsschule von Solothurn: Die alte Stifts- und Stadtschule bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, 1875.]

Magister Wilhelm Schey, von Gengenbach gebürtig, ward 1591 deutscher Schulmeister in Solothurn, nahm 1592 wegen geringen Einkommens seine Entlassung, trat aber 1594 wieder in sein Amt ein. Er hat dasselbe wol versehen und die Jugend fleißig unterwiesen, heißt es in einem Raths-

beschluß, durch welchen sein Einkommen vermehrt wird. Schey bezieht als deutscher Schulmeister vierteljährlich 20 Pfund und 1 1/2 Malter Korn sammt Behausung und drei Batzen Fronfastengeld von Einheimischen und sechs Batzen von Fremden, die nicht im Tausch in Solothurn sind, während des Winters auch alle Tage ein Scheit Holz, dazu für die gewöhnlichen Stunden in der Arithmetik vierteljährlich eine Münzkrone (25 Batzen) mit Holz, für außerordentliche monatlich einen Gulden. Schey führte von ihm geschriebene Vorschriften ein, die auch besonders bezahlt werden mußten. Es ist daraus ersichtlich, daß der Unterricht im Lesen und Schreiben in der Verpflichtung des deutschen Schulmeisters lag, der Unterricht im Rechnen dagegen frei war und deswegen auch vergütet werden mußte. Schey nennt sich mit Vorliebe „der tütsch Schul- und Rechenmeister“. Er hat eines der ältesten Lehrbücher der Arithmetik für die Schweiz geschrieben, einen dickleibigen Quartband, der 1600 zu Basel gedruckt wurde unter dem Titel: „Arithmetica oder die Kunst zu rechnen. Mit schönen Regeln auff allerley Kauffmanns und anderer künstlicher Rechnungen, auß rechtem Grund gantzen und brochenen Zaalen, darinnen über 1200 Exempeln gantz klaar und verständlich beschrieben, dermassen das ein jeder zimlichs Verstandts die ohne Mündtlichen bericht von ihm selbs wohl lehren und behalten mag“. Die Dedication schließt mit 84 Versen zum Lobe der Rechenkunst. Der fleißige Schulmeister starb 20. April 1611.

F. Fiala.

Johann Wilhelm Gotthart.

[Fiala im Programm der Kantonsschule von Solothurn: Die Stiftsschule und das Jesuiten-Collegium im 17. Jahrhundert (1876) und in der Allgemeinen Deutschen Biographie.]

Johann Wilhelm Gotthart, Chorherr in Solothurn, ist einer der wenigen Männer, die sich in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts in der katholischen Schweiz um Reform der Schule bemühten. — Er ward am 5. September 1592 in Solothurn geboren. Sein Vater, der ehrsame Bürger und Eisenkrämer Jörg (Georg) Gotthart, ein strebsamer Mann, trieb nicht nur seinen Handel, sondern las mit Vorliebe mancherlei Bücher, darunter auch verbotene, weshalb er mehr als einmal mit dem gestrengen Rathe in Conflict kam. Vater Gotthart ist der Verfasser mehrerer gedruckter Volksschauspiele, deren Inhalt theils der altgriechischen und römischen Sagengeschichte, theils dem alten Testamente entnommen ist, und die sich weniger

durch poetischen Gehalt, als durch volksthümliche, breite Darstellung charakterisiren. Johann Wilhelm empfing seine Bildung an der Stiftsschule seiner Vaterstadt und am borromäischen Collegium in Mailand, wo er 1616 zum Priester geweiht wurde.

Als der junge Mann im Sommer 1616 heimkehrte, fand er den Rath und die Geistlichkeit der Vaterstadt geneigt zur Reform der sehr herabgekommenen Stifts- und Stadtschule. Einsichtige Männer im Rathe, namentlich der hochverdiente Venner Hans Jakob von Staal († 1615), hatten kräftig vorgearbeitet und der Bischof Johannes Doroz von Freiburg-Lausanne ein Schreiben an die Chorherren des St. Ursusstiftes erlassen, gute Achtung und Aufsehung auf die Schulen zu halten, damit die Jugend in den freien Künsten und in der Gottesfurcht gehörig unterrichtet und der Schule fromme und gelehrte Männer vorgesetzt werden. Gotthart entwarf eine neue Schulordnung, dieselbe wurde von Rath und Stift genehmigt und er zum Superintendens der zum vierclassigen Progymnasium umgeschaffenen Stiftsschule ernannt, mit einer Besoldung von 100 Pfund und mit der Zusicherung der ersten nach fünf Jahren erledigten Chorherrenpfründe. Das Progymnasium war eine verkleinerte Nachahmung des Sturm'schen Gymnasiums in Straßburg und der Jesuitenschulen. Mit großem Eifer lehrte Gotthart Rhetorik, mit fast zu großem Eifer suchte er als Vorsteher seine Schulen durch neue Verbesserungen zu heben. Auch für die deutsche oder Primarschule war er thätig, sie sollte auf das Progymnasium vorbereiten, und es sollte in dasselbe kein Schüler aufgenommen werden, der nicht die deutsche Schule gehörig durchlaufen hatte — keiner, der wegen Mangel an Fähigkeiten oder wegen Mißgestalt sich nicht zum Studiren eignete. Der junge Priester nahm sich auch der Hebung des Volkslebens an; unter seiner Leitung ward seines Vaters Volksschauspiel „von dem Läben des frommen und gottsförchtigen Tobiä" im April 1617 aufgeführt. Allein die Neuerungen fanden starken Widerstand, man warf Gotthart, der 1620 als Chorherr in das Stift eingetreten war, vor, er wolle Alles regieren und alles abschaffen, was von langer Zeit her in Brauch gewesen. Rath und Stift zeigten dem „unruhigen Kopf" ihr Mißfallen; Gotthart ward im Sommer 1621 genöthigt, seine Lehrerwirksamkeit aufzugeben, und mit ihm fiel das Progymnasium und wurde wieder zur Stiftsschule.

Gotthart war nun auf sein Canonicat beschränkt; doch auch jetzt konnte sein reger Geist nicht ruhen und trug sich mit neuen Reformplänen. Als seine Mitchorherren ihn 1621 zum Scholarchen, d. h. zum Inspector der lateinischen und deutschen Schulen erwählt, waltete er mit großem Eifer dieses Amtes. Wieder drang er darauf, daß keine Schüler in die Lateinschule aufgenommen werden sollten, wenn sie nicht die deutschen Schulen

besucht; er untersagte dem Lateinlehrer den Privatunterricht und verfaßte wiederholt neue Schulstatuten zur Hebung der deutschen Schule. Dreimal verlor er wegen diesen unliebsamen Neuerungen auf Andrängen des Rathes sein Scholarchenamt, seine Reformpläne wurden zurückgewiesen, und trotz all dieser bittern Erfahrungen erneuerte er stets seine Versuche zur Hebung der Schule, sobald die Stiftsherren ihm wieder die Schulaufsicht anvertraut hatten. Er brachte namentlich zu Stande, daß 1632 der gelehrte Lateindichter und eifrige Schulmann Johannes Barzäus an die Stiftsschule gewählt wurde, und daß eine aus Geistlichen und Weltlichen gemischte Schulcommission 1639 das Einkommen des ersten Stiftslehrers auf 300 Pfund und 50 Viertel Korn vermehrte. Und als nach der Beförderung des trefflichen Barzäus auf eine Chorherrenpfründe in Schönenwerd die alten Uebelstände an der Stiftsschule wieder hervortraten, und es sich im Juni 1646 um Gründung eines Jesuitencollegiums handelte, warnte Gotthart im Namen des Stiftes den Rath, sich nicht zu übereilen, da andere Mittel gefunden werden könnten, die Schulen zu verbessern. Es war umsonst; am 11. Juni 1646 wurde vom Rathe mit großer Stimmenmehrheit die Aufnahme der Jesuiten beschlossen.

Neben seiner Schulthätigkeit ward der geschäftstüchtige Mann in der mannigfaltigsten Weise am Stifte verwendet, und wenn er auch öfters angefeindet wurde, nahm man nach kurzer Zeit wieder Zuflucht zu seiner vielerprobten Aushülfe, sei es bei der Abfassung neuer Stiftsstatuten, welche ihm von Seite des Rathes scharfen Tadel und Androhung der Landesverweisung zuzogen, sei es bei wichtigen Verhandlungen mit Bischof und Regierung, in klösterlichen und liturgischen Angelegenheiten, und dazu besorgte Gotthart bald als Verweser die Pfarrei Zuchwil, bald als Custos, Bibliothekar, Bau- und Zehntherr die verschiedensten Geschäfte. In die Jahre 1630 bis 1646 fällt auch seine litterarische Thätigkeit. Seine Schriften bewegen sich auf dem Gebiete der Ascese und der Polemik in lateinischer und deutscher Sprache und geben Zeugniß von seinem Glaubenseifer und seiner theologischen Gelehrsamkeit. Sie tragen nach Sitte der Zeit langathmige Titel. — Gotthart starb am 19. Mai 1649, ein eifriger, wenn auch weniger mit Glück gekrönter Schulreformer; wie sich ein Geschichtschreiber der Eidgenossenschaft ausdrückt, „einer der rührigsten Streittheologen, dabei ein wirklich gelehrter und geistreicher Mann, in dessen Schriften mancher fruchtbare Gedanke liegt, und der, wie Wenige zu seiner Zeit, in seiner Muttersprache klar und schön sich auszudrücken verstand“. L. Fiala.

Johann Jakob Breitinger.

1575—1645.

[Quellen: J. J. Breitinger, Selbstbiographie. — Dr. J. C. Mörikofer, J. J. Breitinger und Zürich; 1873. — J. J. Ulrich, Miscellanea Tigurina I; 1722. — Herzog, Real-Encyclopädie für Theologie; 1865.]

Nach dem Tode der Reformatoren und ihrer unmittelbaren Nachfolger schlug die von ihnen gegründete Kirche Wege ein, welche sie immer mehr von ihrer wichtigsten Aufgabe, der sittlichen Wiederbelebung des Volkes, entfernten. Während die katholische Kirche sich restaurirte und Alles daran setzte, durch den Glanz der Kirchenbauten und des Gottesdienstes, durch glückliche Anhandnahme der Erziehung und des Unterrichts, und durch verlockende Versprechungen dem weitern Abfall zu wehren und die zweifelhaften Elemente zurückzugewinnen, verloren sich die protestantischen Kirchenführer in gelehrten Untersuchungen oder unfruchtbaren Streitigkeiten. Dieses Bild bietet die zürcherische Kirche bereits im Anfang des 17. Jahrhunderts, als ein Mann an ihre Spitze tritt, der es versteht, durch Wort und Schrift, wie durch sein persönliches Beispiel in das Volks- und Staatsleben den Geist ächter Religiosität und republikanischen Sinnes einzupflanzen und der daneben für das zürcherische Schulwesen von nicht zu unterschätzender Bedeutung geworden ist. Dieser Mann ist Johann Jakob Breitinger.

Breitinger wurde am 19. April 1575 geboren. Seine Eltern waren wohlhabend und darum im Stande, dem talentvollen Knaben eine seinen Anlagen und seiner Neigung entsprechende Erziehung und Ausbildung zukommen zu lassen. Sieben Jahre alt, trat er bereits in die Lateinschule am Großmünster, wo er jedoch drei Jahre in der 4. und vier Jahre in der 5. Classe sitzen blieb, „wie es ettwann denjenigen pflegt zu gehen, deren sich niemann annimpt". Nach dem frühen Tode seines Vaters übernahm ein Großoheim die weitere Erziehung des verwaisten Knaben. Achtzehn Jahre alt zog er in die Fremde, um auf den hohen Schulen zu Herborn im Nassauischen, zu Marburg und Heidelberg seine Studien zu vollenden. Nach dreijähriger Abwesenheit kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wo er nach bestandener Prüfung in den geistlichen Stand aufgenommen wurde. Kurze Zeit hernach gründete er sich bereits einen eigenen Hausstand durch die Ehe mit Regula Thomann, aus einem angesehenen und reichen Patriciergeschlechte, mit der er bis ins hohe Alter das glücklichste Familienleben führte.

Breitinger begann seine erste Wirksamkeit 1597 als Pfarrer an der Filiale Zumikon. Da ihm neben seinen Amtsgeschäften noch viel freie

Zeit übrig blieb, war es ihm Bedürfniß, seine Kenntnisse durch sorgfältige Studien, besonders in der Geschichte, zu erweitern und die gewonnenen Resultate in schriftlichen Versuchen niederzulegen. So unvollkommen diese auch sind, so sehr sprechen sie für den Bildungstrieb des jungen Mannes. Das Verhältniß zu seinen Gemeindegenossen war überaus freundschaftlich und blieb es auch nach seinem Weggang 1600. — Nach kurzer Thätigkeit als Pfarrer in Albisrieden, dann als Lehrer an einer untern Classe der Lateinschule am Großmünster in Zürich, erhielt Breitinger 1605 an der höhern Lateinschule, dem sogenannten Collegium humanitatis die Professur der Logik. Daneben mußte er für den altersschwachen „Oberstpfarrer" Leemann die Wochenpredigt am Großmünster übernehmen. Bei der im Jahr 1611 ausbrechenden Pest zeigte er sich seinen Mitbürgern ebenso sehr als gewissenhaften Seelsorger, wie als unerschrocken thätigen Menschenfreund. Als zwei Jahre später, 1613, Burkhard Leemann mit Tod abgieng, fiel die Wahl des Rathes für die erledigte Stelle am Großmünster auf Breitinger. 38 Jahre alt übernahm derselbe das wichtige Amt, mit dem nach alter Uebung die Leitung der zürcherischen Kirche verbunden war, und verwaltete es bis zu seinem Tode in dem Geist, mit welchem einst Zwingli und Bullinger die neue Kirche gegründet hatten.

Breitinger sah die Hauptaufgabe der Kirche und somit seine eigentliche Lebensarbeit in der sittlichen Besserung des Volkes, um so mehr, als mit dem zunehmenden Verkehr und Wohlstand jene strenge Ehrbarkeit der Reformationszeit fühlbar gelitten hatte. Das wesentlichste Mittel zur Lösung seiner Aufgabe war ihm natürlich die Predigt. Auf diese verwandte er darum die äußerste Sorgfalt, und nicht umsonst. Seine einfachen, klaren und anschaulichen Vorträge zogen bald eine immer größere Zahl von Zuhörern in die früher gewöhnlich nur schwach besetzten Räume der Großmünsterkirche. — Wo das mahnende Wort nicht ausreichte, machte er seinen Einfluß beim zürcherischen Rathe geltend. Und dieser Einfluß war besonders in kirchlichen Dingen maßgebend, denn seit der Synode von Dortrecht (1618 bis 1619), wo Breitinger persönlich mit großem Erfolg für die streng kirchliche Fassung der reformirten Lehre aufgetreten war, galt er unbestritten als Vertreter der evangelischen Confession in der Eidgenossenschaft. Er drang wiederholt auf Abschaffung der vielen Festtage und lärmenden Kirchweihen zu Stadt und Land; er setzte beim Beginn des dreißigjährigen Krieges 1619 die Einführung eines alljährlichen Fast- und Bettages durch, welche Einrichtung bald von den übrigen evangelischen Städten nachgeahmt wurde, so daß Breitinger mit Recht als der Gründer des eidgenössischen Dank-, Buß- und Bettages betrachtet werden darf. Die religiöse Unterweisung der Jugend war besonders auf dem Lande sehr vernachlässigt; Breitinger

gelang es, durch die sonntägliche, sogenannte Kinderlehre größere Regelmäßigkeit und verständigere methodische Behandlung in diesen Unterricht zu bringen. Er trat lebhaft für die Einführung des vierstimmigen Kirchengesanges ein; nicht minder sind die Gründung eines Archivs des Antistitiums, die Anlage von Pfarrbüchern in den Gemeinden (Civilstandsregister), sowie die Anordnung von regelmäßigen Pfarrvisitationen sein Werk: eine Menge von Einrichtungen also, die sich bis in die neueste Zeit erhalten haben.

Breitinger besaß praktischen Verstand genug, um einzusehen, daß kirchliche Frömmigkeit und Zucht noch lange nicht ausreichen, um die Quellen des sittlichen Elendes zu verstopfen, und daß diese meistens von dem materiellen Elend oder von der Unwissenheit der Leute ihre Nahrung erhalten. Es war daher für ihn selbstverständlich, daß die Kirche dem Armen- und Schulwesen die eingehendste Sorgfalt zu widmen habe, um so mehr, als ja seine beiden großen Vorläufer Zwingli und Bullinger hierin bereits vorangegangen waren. Ueberraschend sind die zum Theil durchaus modernen humanen Anschauungen, die der merkwürdige Mann oft neben ächt mittelalterlichen Begriffen entwickelt. In seinem „Gutachten der Bettler und armen Leute halber“ 1623 schlägt er vor, die Obrigkeit solle die Landstreicher und das Bettlergesinde aus ihrem Gebiete vertreiben, jede Gemeinde aber ihre unverschuldeten Armen, seien sie Bürger, Ansäßige oder Fremde, auf ihre Kosten unterstützen; dem leichtfertigen Bettel zu wehren, sollen die Bettler „das Zeichen“ tragen, damit sie weiters nicht betteln können; er hält dafür, es sei Pflicht von Staat und Gemeinden, denjenigen verdienstlosen Armen, welche arbeiten könnten, Arbeit und Verdienst zu verschaffen, und die „jungen, bosfertigen Buben“, die durch keine Mittel gebessert würden, in besondern Anstalten zur Arbeit zu erziehen — also staatliche Arbeit und Correctionshäuser! — Die Mittel zur Unterstützung der Armen sollen sich die Gemeinden durch Kirchensteuern verschaffen („das Kirchensäckli“); dadurch weckte Breitinger mächtig den Wohlthätigkeitssinn der Leute, der dann auch, besonders in der Stadt Zürich, die reichsten Früchte trug.

Noch einflußreicher war Breitingers Thätigkeit für das Schulwesen. Seine frühere Stellung als Lehrer und Professor an der Lateinschule und am Collegium humanitatis, sowie sein Amt als Vorsteher der zürcherischen Kirche und als Schulherr der deutschen Schulen weckten in ihm gleicherweise das Interesse wie die Befähigung, an der Lösung von Schulfragen mitzuwirken. Auch für ihn war der Schulbesuch in erster Linie bloße Vorbedingung für die kirchliche Unterweisung; daher forderte er von einem Schulmeister zunächst Kenntnisse im Lesen, Schreiben, Rechnen, „Kinderbericht“ und Psalmensingen. Eindringlich ermahnte er die Pfarrer,

ihr Augenmerk auf die Schule zu richten und bei der Wahl und Beaufsichtigung der ihnen untergeordneten Lehrer nach besten Kräften mitzuwirken. Bei dieser engen Verschmelzung von Kirche und Schule betrachtete er es als eine seiner ersten Pflichten, wie für tüchtige Geistliche, so auch für befähigte Lehrer und ihre Anstellung zu sorgen, und seine ausgedehnte Correspondenz beweist, wie gewissenhaft er seiner Aufgabe nachzukommen suchte. Es ist wesentlich sein Verdienst, wenn sich auch die Obrigkeit in wirksamer Weise immer mehr dieser Landschulen annahm. Schon im Jahr 1611 forderte der Rath in einer Zuschrift an alle geistlichen Capitel diejenigen Prädicanten, welche Zeit haben, auf, der Schule obzuliegen, oder man werde aus ihrer Pfründe einen Schulmeister anstellen. Eine ähnliche Mahnung ergeht 1632 an die Pfarrer in den gemeinen Herrschaften. Die Berichte der Decanate erwähnen sorgfältig, ob und mit welchem Fleiße die Geistlichen auf dem Lande Schule halten. Im Jahr 1637 war die Zahl der Landschulen bereits so groß, daß der Rath eine „durchgehende Ordnung für die Schulen auf der Landschaft" erlassen konnte. „Der Schulmeister soll mit Liebe die Kinder im Lesen, Schreiben und Beten unterrichten, und mit Liebe strafen, wenn Strafe nöthig ist. — Die Schule dauert das ganze Jahr, im Winterhalbjahr (November bis April) Vor- und Nachmittags, im Sommerhalbjahr nur Vormittags. Die Zahl der täglichen Unterrichtsstunden ist 6 (resp. 3). — Zwei halbe Tage in der Woche sind „allein dem Katechismo gewidmet"; dazu kommt der regelmäßige „Kirchgang" unter Leitung und Aufsicht des Schulmeisters an Sonn- und Predigttagen (also auch in der Woche). — Ueber die Schulversäumnisse führt der Lehrer ein genaues Verzeichniß; ohne Entschuldigung darf kein Kind zu Hause bleiben. — Die Aufsicht liegt in den Händen des Pfarrers und Obervogts; diese wählen noch 2—3 Mitaufseher; sie alle sind zu regelmäßigen Schulvisitationen verpflichtet, die Pfarrer wöchentlich 1—2 Mal". — Der Schulbesuch war freiwillig, scheint dann aber für diejenigen Kinder, welche einmal eingetreten waren, obligatorisch gewesen zu sein.

Wie sehr es mit obiger Verordnung ernst gemeint war, erhellt schon daraus, daß noch im gleichen Jahr 1637 mit den Schulcandidaten ein öffentliches Examen abgehalten wurde. Fast alle waren Handwerker; geprüft wurden sie im Schreiben, Lesen, Singen und „auch der Katechisation halben" (im Rechnen also nicht).

Das Einkommen des Lehrers bestand hauptsächlich im Schulgeld, welches durchschnittlich für jedes Kind wöchentlich 1 Batzen (= circa 50 Cts. nach unserm Geldwerth) betrug. Das Rechnen wurde besonders bezahlt. Dazu kam, im Unterschied gegen früher, an jede Schule ein jährlicher Beitrag der Obrigkeit, bestehend in Kernen, Wein oder Geld (von 25—100 Pfund

= circa 100—400 Fr.). Es konnte also, besonders in größern Gemeinden, das Einkommen des Lehrers einen ziemlich hohen Betrag erreichen.

Bei der Bevormundung der Schulen durch die Kirche und bei der geringen Bildung der Geistlichen und Lehrer konnten die Leistungen der Volksschule allerdings keine glänzenden sein; aber erfreulich ist, zu sehen, wie gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts das Bedürfniß nach Schulbildung immer allgemeiner wird, wie das Landschulwesen rasch an Ausdehnung gewinnt und auch kleinere Gemeinden mit regelmäßig unterhaltenen Schulen immer zahlreicher auftreten. An diesem Erfolg hatte Breitinger nicht geringen Antheil durch seine unermüdliche Thätigkeit bei Staatsprüfungen und Kirchenvisitationen, bei Besetzung von Lehrstellen, bei Abfassung von Schulordnungen, und besonders durch seine schulfreundlichen Vorschläge und Ermunterungen beim zürcherischen Rath. Mit Recht darf er als ein namhafter Förderer unsers Volksschulwesens betrachtet werden.

Noch unmittelbarer läßt sich der Einfluß Breitingers auf die stadtzürcherischen Gelehrtenschulen nachweisen; denn diese mußten ihm ja, ganz abgesehen von der räumlichen Nähe, als Bildungsanstalten der Geistlichen ganz besonders am Herzen liegen. Beim Beginn des 17. Jahrhunderts hatten diese Schulen eine wesentliche Aenderung erfahren. Man hatte nämlich gefunden, es würden die Schüler in den beiden Lateinschulen am Großmünster und Fraumünster nicht genügend für das obere Collegium (das Lectorium) vorbereitet. Deswegen vereinigte man jene beiden Schulen zu einer einzigen, vermehrte diese um eine weitere, 6. Classe und fügte zwischen diese Lateinschule und das Lectorium eine neue Stufe, das sogenannte Collegium humanitatis, als 7. Classe hinein. Dieses „Mittelstudium" hatte vier Professuren: griechische, lateinische und hebräische Sprache und Logik. — Wie es scheint, war an diesen Schulen ein merklicher Rückgang eingetreten. Breitinger beschwert sich bitter über die Nachlässigkeit der Professoren, welche im besten Fall sich mehr mit gelehrten Büchern, als mit ihren Schülern abgeben; noch mehr klagt er über die Gleichgültigkeit, Unsittlichkeit und Rohheit der Studenten. Dazu kamen die unglücklichen Zeiten: verderbliche Seuchen (besonders die Pest), welche die Schulbehörden zwangen, die Studenten vor Beendigung ihrer Studien zu entlassen und der dreißigjährige Krieg, in Folge dessen viele deutsche Universitäten eingiengen, an welche früher die Zürcher ihre Jünglinge „gen wandeln" geschickt hatten. Um so mehr mußte Breitinger auf die Errichtung eigener guter Schulen Werth legen. Sorgfältige Ueberwachung und Gewinnung tüchtiger Lehrkräfte förderten seine Pläne wesentlich. Ein Hauptübelstand schien ihm die Verschmelzung der beiden früher getrennten Lateinschulen zu sein; 1634 brachte er es dahin, daß die Trennung wieder durchgeführt und die Fraumünsterschule in einem schönern

Neubau untergebracht wurde. — Der Studenten nahm er sich persönlich in väterlicher Weise an. Fortwährend unterhielt er mehrere unentgeltlich in seinem Haus, viele andere gegen eine geringere oder größere Entschädigung, allen ein sorgfältiger Erzieher und treuer Berather. Mit den Studenten auf fremden Universitäten stand er in ununterbrochenem brieflichem Verkehr, und besonders war er ängstlich bemüht, sie zu treuem Festhalten am evangelischen Bekenntnisse zu ermahnen. Um die Jünglinge zum Studium der Theologie, das immer weniger Freunde gefunden hatte, zu ermuntern, betheiligte er sich namhaft bei Stiftungen, die zur Unterstützung solcher armen Studenten bestimmt waren. Auch gebührt ihm das Verdienst, bei der Gründung des „neuen Hofes", eines zweiten geistlichen Seminars (mit Convict) in hervorragender Weise mitgewirkt zu haben.

Der Fortschritt der zürcherischen Schule, im besondern der Volksschule, bestand nach dem Vorausgegangenen weniger in einer veränderten Auffassung derselben oder bessern Vorbildung der Lehrer, als in einer größern Unterstützung, einheitlichen Organisation und Leitung durch den Staat und der damit zusammenhängenden, größern Verbreitung der Landschulen.

Die hohe Stellung der Kirche, zumal ihres Vorstehers, die Ueberlegenheit des Geistes und der Bildung, und der Mangel an hervorragenden Staatsmännern sicherten Breitinger auch auf dem Gebiete der innern und äußern Politik einen maßgebenden Einfluß zu, ohne daß für diese Ausnahmestellung ein Name gefunden werden könnte. Es war die gleiche Erscheinung, wie hundert Jahre früher bei Zwingli. Hervorgehoben zu werden verdient, daß Breitinger in ächt republikanischem Sinn jedes Bündniß mit auswärtigen Staaten, gleichviel ob reformirt oder katholisch, bekämpfte und mit Erfolg verhinderte. So ist er einer der ersten, welcher die Neutralität der Schweiz, diese Errungenschaft der Neuzeit, vertritt.

Noch schwieriger war seine Stellung den verschiedenen Confessionen und Secten gegenüber. Da galt es durch Wort und Schrift bald die Rechtmäßigkeit der evangelischen Kirche Katholiken und Lutheranern gegenüber muthig zu vertheidigen, bald die evangelische Wahrheit Wiedertäufern und Zweiflern gründlich zu beweisen. Und wenn wir hier seine Gewandtheit und Klarheit in der Beweisführung rühmend erkennen, so nöthigt uns anderseits seine großartige Hingabe an die Armen und Bedrückten jeder Art, besonders an die vertriebenen Glaubensgenossen, ungetheilte Bewunderung ab. Breitingers Wirksamkeit fällt ja gerade in die Zeit des unglückseligen dreißigjährigen Krieges (1618—48). Theuerungen, verheerende Krankheiten und grausame Verfolgungen folgten sich Schlag auf Schlag und machten das Uebermaß menschlichen Elendes voll. Am meisten hatten die Reformirten zu leiden; zu Hunderten flüchteten die Vertriebenen aus Graubünden und Deutschland nach

Zürich, wo sie mit ihren Familien großmüthig aufgenommen und verpflegt wurden. Den Erwachsenen gab man Arbeit, die Kinder schickte man in die Schulen oder lehrte sie ein Handwerk, die Waisen nahm man an Kindesstatt in die Familien auf. Noch mehr: man sammelte, meistens in den Kirchen, zahlreiche Liebessteuern, deren Ertrag in die Heimat der Bedrängten geschickt wurde, so nach Graubünden im Ganzen circa 20,000 fl., nach Deutschland nicht weniger als 35,000 fl., zusammen 55,000 fl. oder mehr als 400,000 Fr. heutigen Geldwerthes. Und wenn man vernimmt, daß hievon weit mehr als die Hälfte im Großmünster allein zusammengelegt worden war, und daß Breitinger alle diese Beiträge in Empfang nahm, aufzeichnete und versandte, so läßt sich daraus seine Mitwirkung an diesem großen Liebeswerk ermessen. Er selbst gieng überall mit persönlichem Beispiel voran und wurde hiebei von seiner Gattin in schöner Weise unterstützt.

Gerne wird man angesichts solch edler Züge die Schattenseiten seines Charakters vergessen, die sich manchmal in schroffer Weise geltend machten, wie z. B. in seinem Verhältniß zu den Lutheranern, in seinem Eifer gegen eine freiere Auffassung des Gottesdienstes, gegen Bilder und Musik in den Kirchen, gegen die öffentlichen Spiele oder die Wandgemälde in der Stadtbibliothek, überhaupt in einem etwas starren Festhalten an den Grundsätzen der Zwinglischen Kirche; — man wird dies vergessen einem Manne gegenüber, dessen Frömmigkeit, Arbeitskraft und werkthätige Menschenliebe geradezu musterhaft sind.

Breitinger schloß sein reiches Leben am 1. April 1645 in Folge eines Schlaganfalles. Sein Testament, in welchem er nicht weniger als 1500 fl. (circa 12,000 Fr.) für wohlthätige Stiftungen vermachte, wobei auch die Schule in Zumikon bedacht war, ist ein neuer Beweis von seiner humanen und schulfreundlichen Gesinnung, die sich im Leben so oft gerade an der zürcherischen Volksschule bewährt hatte.

Dr. Ernst.

Satzungen den Land=Schulen von den Obersten Schulherren der Statt Zürich fürgeschriben.

Getrukt zu Zürich. Im Jahr 1684.

Satzungen der Landtschulen der Statt Zürich.

Weilen zu außbreitung der ehr Gottes und beförderung des Heils und Wolstands eines Volks / nächst der Gnad Gottes das beste mittel ist / die gebürende auferzeuhung und unversaumte Unterweisung der zarten lieben jugend / in der Gottseligkeit / deren Fundament gelegt werden muß in den Schulen / als habend die verordneten Obersten Schulherren / die alte Schul=ordnung widerum übersehen / und von neuem in folgende Gestalt und Form abgefaßt.

I. Sollend in allen Gmeinden gute und wolbestelte Haupt=Schulen seyn / und dieselbe in bester obacht / schutz und schirm gehalten / auch an keinem Ohrt von den Gemeinden selbs / sondern allein von den verordneten Examinatoribus von beyden Ständen[1] geordnet / gutgeheissen / und be=stätiget werden.

II. Neben denselben sollen keine andere so genannte Nebenschulen an keinem Ohrt geduldet / noch zugelassen werden / es seye dann / daß die be=gehrende einer seits die unvermeidenliche nohtwendigkeit darthun / und dann anderseits zeigen könnind genugsame Mittel zu unterhaltung einer solchen Schul; (betreffend das Schulhauß / die gebührende und billiche Besoldung eines Schulmeisters / und was dergleichen mehr:) ohne beschwerd einiches gemeinen guts / und geringsten abzugs der Hauptschul / oder anderen benachbarten / welches alles allezeit für unsere examinatores gebracht / und von denselben reifflich erwogen / und endtlich in den einen ald anderen weg außgesprochen werden soll.

III. Wo aber dann solche Schulen sind / da sol die erwehlung der Schulmeisteren in denselben bey niemand anderst als den Herren Examinatoribus von beyden Ständen stehen / jedoch mit der erleuterung / wann viel in einer Gmeind / die um einen solchen Dienst anhaltend / sollend dieselbe mit vorwüssen der Fürgesezten oder der Gmeind allharo für die Herren Examinatores gewisen werden / der Sie der beste zu seyn dunken wird / darauß zu erwehlen.

---

[1] geistlichen und weltlichen Standes.

IV. Was dann die Schulen betreffen thut / were wol zu wünschen / daß dieselbe aller Ohrten Sommer und Winter gehalten werden könntend / da dann diejenigen Gemeinden / bey welchen es allbereit eingeführt / nit allein billich zu rühmen / und anderen zum Exempel vorzustellen / sonder auch freundtlich zu erinneren / in ihrem loblichen gebrauch fortzufahren.

V. In welchen Ohrten aber die Schulen bißhar zu Sommerszeit nit gehalten werden / sollen die Winterschulen nit erst gegen Martini / sonder so bald der Kinderen Sommer- und Herbstwerk fürüber sind / angehen / und wenigst bis mitten in Merzen hinauß gezogen werden / darauf dann sol den ganzen Sommer durch aller Ohrten der Samstag gesezt seyn zu einem Tag / an welchem aufs wenigst mit betten / lesen / singen / Schriften liferen / und anderen repetiert oder widerhollet und erhalten werden sol / was durch den Winter erlehrnet worden / und so an etlichen Ohrten neben dem Samstag noch ein ander darzu anzuwenden gebräuchlich gewesen / sol darmit ordenlich fortgesezt werden.

VI. Und weilen uns Gott überauß große gnad und gutthat des Fridens und guter Zeiten so vätterlich gont und gibt / sollend billich zu den Schulen gehalten und geschikt werden / alle jungen Kinder / Knaben und Töchteren / und das so lang / biß sie in den examinibus so alle Jahr ein mahl in beyseyn der Pfarreren / und Fürgesezten gehalten werden sollend / von eben denselben der Fragstüklen / des Catechismi / schöner Gebetten und Psalmen / insonderheit der nohtwendigen Hauß- Morgen- und Abend- auch auf allerley andere Nohtfäl gerichteten / und eben zu disem ende in Truck verfertigten Gebetten und Segens-Sprüchen / und wenigst des lesens halber im getrukten werden können entlassen werden: Zu welchem end dann der Pfarrer und Schulmeister an jedem Ohrt aller Kinderen eine gute Wüssenschaft und Verzeichnuß haben / die säumigen freundt-ernstlich darzu mahnen / in fehrner außbleibung aber / den Decanum zum gehülffen nemmen / und endtlich / so es nicht verfienge / an höhere Ohrt bringen sollend.

VII. So dann die Schul des Tags gehalten wird / sol sie währen zu Winterszeit Vormittag 3 und nach Mittag auch 3 stund: zu Sommerszeit zwar Vormittag auch 3 nach Mittag aber 2 stund.

VIII. Vor und nach Mittag sol allwegen der anfang und beschluß gemachet werden mit dem dazu dienstlichem Gebett / welches die Kind die darzu tüchtig / eines um das ander deutlich und verständtlich zu sprechen gewendt werden sollend / darum es der Schulmeister vilmalen selber verrichten und vorsprechen sol / insonderheit da es die Kinder noch nicht recht klar und verständtlich könnend.

IX. Darnach sol von dem Schulmeister ein vernünftiger underscheid beobachtet und gehalten werden / 1. Deren die in den anfängen begriffen im

betten und lesen. 2. Der mittelmäßigen. 3. Der vollkomneren / und under allen drey gattungen deren die schlechtere und deren die bessere gaben des verstands und gedechtnuß haben / und sich also nach allen mit gebühr und bescheidenheit richten / jedoch also / daß ein jedes nach seiner beschaffenheit und vermögen vor- und nach Mittag jedesmal seine 2. Lezgen aufsage / und darmit sol der Schulmeister steiff anhalten / und nit gewalt haben / eine oder die andere nachzulassen / geb wie vil Kinder in der Schul seyind; damit er aber desto besser fortkommen möge / kan er die fehrigeren auch zum behören anstellen und gebrauchen.

X. Welche Kinder auß dem Täffele und Namenbüchlin sind / die sollend in dem grossen Lehrmeister / und in dem getrukten vor und nach Mittag zu lesen angehalten / und also noch zu keinem geschribnen zu lesen angeführt werden / biß sie das getrukte um etwas ergriffen / darauf sie dann in beyden zusamen / und mit namen vor Mittag in dem getrukten / nach Mittag aber in dem geschribnen / so sie wöllend / geübt werden mögend.

XI. An dem wochentlichen Schul-Bettag / welcher der Samstag seyn sol / oder wo noch einer / oder ein halber in der wochen je nach beschaffenheit der Schulen / und gut befinden eines jeden Pfarrers an seinem Ohrt / darzu gezogen wird / sollend die Kinder vom jüngsten an biß auf die grösten im H. Vatter Unser; in den XII. Artiklen des Christenlichen Glaubens; in H. X. Gebotten; in Fragstüklenen; und Catechismo gegründet werden. Nach demselben sollen die fehrigeren hübsche Gebett und Psalmen lehrnen / die sie auch in den Kinderlehren auffagen und erzehlen könnend. Sonderlich aber sollend sie außwendig lehrnen / diejenigen Psalmen / welche vor den Kinderlehren gesungen werdend / dann dieselbe vast Lehr- und Trostreich sind. Darbey aber wol zugewahren / daß die Kinder grad vom anfang verständtlich und deutlich zu betten angehalten werdind.

XII. Welche sich in dem Schreiben übend / deren soll auch eine gute rechnung gehalten werden / und soll der Schulmeister einem jeden Kind / das schreibt / seinen besonderen Zedel und Zedelbüchlj (doch um den gebührenden Pfenning) machen / den schreibenden mithin die Hand ziehen / alle tag die Schriften fleißig beschauen / und alle Monat neue Zedel fürschreiben. In den Fürschriften der Zedlen sollend schöne Sprüch des Alten oder Neuen Testaments / und mit namen auß unser der Züricher Bibel fürgeschriben werden.

XIII. Der Schulmeister sol auch verschaffen / daß die erwachßne / sich mit Gesänge oder Psalmenbüchlein / Zeugnussen ꝛc. versehind / in der Kirchen bey dem Gesang einstellind: und wo es gelegen ist / sich in der Schul im Gesang übind / besonderbar in den Psalmen und Gesängen, die am Sontag und Zinstag / wo es bräuchig / und in den Kirchenlehren sollend gesungen werden.

XIV. Alle Schulkinder soll der Schulmeister ordenlich in einem Catalogo verzeichnet haben / und zusehen / daß sie auf ihre gesezte stunden fleissig verhanden seyind / keins ohne sein wüssen außbleibe / darum er auch den außbleibenden mit ernst nachfragen solle; Es sol auch dasjenige so in der wochen einen Tag in die Schul gegangen / den ganzen wochenlohn schuldig seyn / es gange gleich die übrigen tag oder nit / es seye dann sach / daß es von krankheit / ungewitters / oder anderer ehehafte[1] wegen daheimen bleiben müsse: außgenommen die kleinen Kinder / die etwann nur an den wochentlichen Bettagen in der Schul sich einfindend; so fehr aber dise auch an den übrigen Lehrtagen kommen wöllend / mögend sie wol auch / allein dannzumal um ihr gebührend löhnlein zugelassen werden / und noch mit dem anhang / so sie still / und anderen nit verhinderlich zuseyn begehrend / auch fürnemlich erst gegen dem end kommend / wann das betten angeht.

XV. Der Schulmeister sol auch alle Tag den Kinderen alle und jede Lezgen / was sie auch lehrnend oder thund / fleissig von stund zu stund unterzeichnen / damit nit allein sie ihn desto minder betriegen könnind / sonder auch die verordnete Auffseher sehen und wüssen mögind, wie weit die Kinder gelehrnet habind / ja eben dieselbe ordenliche verzeichnus vom zunemmen aller seiner Lehrkinderen / soll er allezeit bereit haben / seinem Pfarrer nit nur zu zeigen / sonder auch wann ers begehrt zuzustellen.

XVI. So sollend auch weder die Kinder noch ihre Elteren befügt seyn diejenige Schul / in die sie eigentlich gehörend / zu verlassen / und ein andere zu besuchen / es were dann / daß sie einer seits wegen der allzu weiten und höchst beschwerlichen entlegenheit / anderseits wegen vil besseren und kömlicheren nähe mit deßwegen guter einwilligung des Schulmeisters selbs / unter den sie eigentlich gehörtend / die erlaubnuß von ihrem Pfarrer / und so es vonnöhten / dem Decano desselben Capituls / haben könntend.

XVII. Der Schul fleissig abzuwarten / sol der Schulmeister verpflichtet seyn / und kein einige stund niemal versaumen / so er gesund ist / oder ohne verwilligung des Pfarrers und der verordneten zur Schul sich von der Schul nit abziehen / es seigind gleich wenig oder vil Kinder vorhanden.

XVIII. Gegen den Kinderen sol er kein gefahr brauchen, nit ansehen liebe / freundtschaft / weder reichthum noch armuht / sonder ein jedes achten und halten wie sein eigen Kind. Sol auch auf die arten gute achtung geben / dann etliche wöllend mit gelinde / etliche aber mit strenge gezogen seyn / als mit worten / treuen[2] / mit ruhten / oder mit spaht heimlassen / und sollend die liederlichen und fehlbaren je nach verbrechen gezüchtiget werden / allwo in der züchtigung die ruhten zugebrauchen / hergegen alle instrument und

[1] rechtmäßiger Gründe. [2] drohen.

streich zuunterlassen / welche gefahrlich und böse letzenen nach sich ziehen möchtend.

XIX. Den Lehr-Kinderen soll er mit allem ernst abwehren alles liegen / schweren / übernamen / muhtwilliges und gottloses geschwätz und geschrey auf der Gassen; daß sie auch keine Güter geschendind / oder schedigind / mit einanderen nit rauffind und schlagind / auch im Winter niemand mit Schneeballen werffind; hergegen sie vermahnen / from und gottsförchtig / den Elteren gehorsam / auf der gassen züchtig zu seyn / und vor ehrlichen Leuten den Hut abzuziehen. Wo sich eins in dem oder disem übersehe / sol es mit der ruthen gestraft werden.

XX. In den Schulstunden / alldieweil die Kinder in der Schul sind / sol der Schulmeister sich alles schreibens / lesens und anderer ihme verhinderlicher geschäften enthalten / den Kinderen mit allem fleiß abwarten / und dieselbigen / soweit möglich / selbs behören / hergegen die Zedel und anders aussert den Schulstunden schreiben.

XXI. In der Schul sollend die Kinder zum lehrnen / lesen / betten und schreiben nichts anders als die ordenlichen gesezten und fürgeschribne Bücher brauchen; darum die Schulmeister genaue achtung geben sollend / daß sie keine andere oder frömbde / vil weniger gefahrliche oder schädliche weder getrukte noch geschribne Bücher und Sachen mit sich bringind / ja auch die Schulmeister selbs sollend nit befügt seyn etwas einzuführen / es sey von ihnen selbs oder jemand anderem aufgesezt, geschriben oder sonst getrukt.

XXII. Wann um[1] etwas erwachsene Knaben oder Töchteren Nachts in den so genannten Nachtschulen / darzu aber weder Samstags noch Sontags Nächte gebraucht werden sollend / im schreiben / lesen / rechnen / oder gesang / gegen gebührendem Lohn sich woltend unterrichten lassen / ist schwerlich zu gedenken / daß es ohne ungelegenheit still und züchtig solte zugehen können / darum es dann an einem jeden Ohrt dem Pfarrer und Stillstand heimgestelt seyn sol / so sie es befindend / und zugleich vergaumen[2] wöllend / daß es in der Schul / welche nit über 9 Uhren außgestrekt werden sol / und auf dem heimweg in aller zucht und ehrbarkeit zugange / sol es zugelassen seyn / wo aber nit / so sol der Sontag abend oder andere gelegne und beliebige Tagszeit darzu gesucht werden.

XXIII. Alle Samstag sol der Schulmeister seine Lehrkinder auch vorbereiten zum heiligen Gottesdienst / zu dem Abendgebett und folgenden Sontags-Predigen / mit vorlesung des heiligen Biblischen Texts / und deren Capitlen die in den Abendgebetten werdend verlesen werden; Er sol auch die Kinder nit verlauffen lassen / sonder sie biß auf die stund des Abend-

---

[1] In der Auflage von 1719: nun. [2] die Aufsicht darüber führen.

gebetts in der Schul aufbehalten / und sie selbs auch in die Kirchen führen / wann es möglich.

XXIV. Alle Sontag und Zinstag sol der Schulmeister / wo es zu erhaben ist / die Kinder vor und nach der Predig in der Schul versamlen / auch vor der Kinderlehr den Catechismum und das Gesang mit ihnen üben / sie in die Kirchen und darauß führen / auß der Predig behören / und das mit solchem ernst / daß er erscheine / wie hoch ihm die liebe Jugend zu fleißigem Gottesdienst anzuhalten angelegen sey.

XXV. In der Kirchen sol er sein besonder Ohrt und Sitz haben / und denselben nit leicht oder eigenwillig enderen / damit er auf die Schuler selber sehen könne; Er sol auch andere bestellen / die auf sie achtung habind / und die fehlbaren zunächst darauf in der Schul gebürlich abstraffen. In der Kirchen sol er auch wo seine pflicht das erforderet / vor und nach der Predig vorsingen / und das Gesang ohne wichtige ursach niemal unterlassen.

XXVI. Bey disem Anlaß sol fleissig gewahret werden an denjenigen Ohrten bey welchen der Schul-Vorsinger und auch der Meßmer oder Sigristendienst / abgesönderet und aber keiner allein genugsame Besoldung hat / für sich selbs zubestahn / daß die Gemeinden trachtind dieselbe zusamen zufügen / und ihr gut befinden den verordneten Examinatoribus zuhinderbringen.

XXVII. Die Schulstuben sol im Winter zu rechter Zeit gewärmt werden / damit die Kinder eine warme stuben findind / und nit frieren müssind: es sol auch der Schulmeister die stuben alle Tag vor und nach Mittag mit Feur von Rechholteren wol beräucheren / den üblen Schulgeruch zuvertreiben / und allezeit des Winters / wenn man anhebt zuheitzen / und so lang dasselbe währet / ein jedes Kind alle Tag ein gewohnlich Scheit mit sich bringen / auch neben demselben wochentlich seinen gewüssen Schul-lohn; Wo unterdessen für einiche Haußarme der Schul-lohn von der Kirchen bezahlt wird / gegen denselben sol sich der Schulmeister bescheidenlich und mitleidenlich verhalten.

XXVIII. Das Schulhauß betreffend / sol der Schulmeister für dasselbe gute sorg tragen / und zusehen / daß es in seinen Gebäuen wol erhalten werde; was er aber selbst an öfen / fensteren / und dergleichen brechen oder verwahrlosen wurde / sol er in seinem Kosten verbesseren lassen / das Hauß sauber und rein / auch vor feur und fäulung fleissig bewahren. Wo auch ein Schulkind ein scheiben oder anders brechen wurde / sol es dasselbe auch bezahlen / und der Schulmeister nichts dergleichen den Gemeinden oder Kirchen zu verrechnen haben.

XXIX. Endtlich sol der Schulmeister im wandel und leben für sich selbs und die seinen / wie es Kirchen und Schuldieneren gezimt / ehrbar

und zeugsam[1] ohne anstoß / so vil menschliche schwachheit zulaßt / sich erzeigen / nach dem er aber in ein ald anderen weg ärgernuß geben wurde / nach dem müßte die straff selbs gegen ihm von Oberkeit wegen fürgenommen werden.

XXX. Wann aber dann dem Schulmeister bey getreuer verrichtung aller seiner beruffs pflichten etwann wegen gebührenden angewendten ernst und fleisses / oder sonst / von seinen Schuleren / oder derselben Elteren etwas undanks und leids (daß doch Gott verhüten wolle/) zugefügt wurde / sol ers bey seinem Pfarrer ablegen / der dann nach dem die Fehler seyn werdend / die gradus zubrauchen wol wüssen wird.

XXXI. Der Pfarrer sol wochentlich einmal / und wann es sonst vonnöhten / die Schulen so vil in seiner Pfarr / besuchen / und auf den Schulmeister und Lehrkinder genaue achtung geben / damit alles ordenlich und erbaulich zugange. Darzu sol er verschaffen / daß ihme fromme und ernsthafte Männer zugegeben werdind / welche mit und ohn ihn die Schulen auf gleiche weise besuchind / sonderlich sollend darzu gebraucht werden die Ehegaumer[2] welche ohne das auf zucht und ehrbarkeit zugewahren / ihren Eid haben.

XXXII. So aber der Pfarrer / oder solche verordnete zur Schul in Besuchung derselben säumig werend / sol der Schulmeister dasselbe dem Decano / oder / wo vonnöthen an anderen gebührenden Ohrten anmelden.

XXXIII. Alle Jahr sol ein gemein Examen aller Schulkinderen nach dem Winter gehalten werden / zu erfahren / was für frucht der Schulmeister bey der lieben Jugend geschaffet / und was sie erlehrnet / wie sie sich verhalten / und demselben sollend beywohnen die Land- und Obervögt / wie auch Amtleuth selbs an denen Ohrten da sie wohnhaft sind / der Pfarrer / und übrige vorgesezte / welche dann auch nach gehaltenem Examen mit dem Schulmeister nach beschaffenheit in bester wolmeinung handlen / und ihm in seinem Beruff und Amt weiters sein bestes zu thun anmahnen; unter den Kinderen aber den fleiß rühmen / den unfleiß und liederlichkeit aber gebührlich tadlen und straffen sollend.

XXXIV. Und damit diese unsere gute und heilsame Meinung jedermänniglich Vor- und Nachgesezten / Elteren und Kinderen kundt und bekant gemachet werde / so sollend dise erneuerte Schulsazungen für das erste mahl in allen Kirchen und Gemeinden offentlich fürgelesen; nachgehnds alle Jahr in dem Schulhauß / in beyseyn der Schul-Vorgesezten widerholet / und jederzeit zu 6 Jahren um in den Kirchen vor den ganzen Gemeinden die vorlesung derselben widerholet werden.

---

[1] d. h. im Leben von seinem Glauben Zeugniß ablegend. [2] Mitglieder des Sittengerichts, i. e. der Gemeindskirchenpflege.

XXXV. Damit auch allen disen Ordnungen und Sazungen treulich statt gethan / und fleissig nachgelebt werde / sollend nit allein die Landt- und Obervögt / wie auch Decani und Pfarrer darüber ein fleissiges aufsehen haben / sonder auch die verordnete Examinatores von beyden Ständen zu ernstlicher Handhab aller derselben geordnet und gesezt seyn; darzu dann GOTT seinen Geist / Gnad und Segen geben wolle!

Actum den 13. Tag Augstmonats / 1684.

Oberste Schulherren der Statt Zürich.

[Von dem diesen Satzungen beigegebenen Anhang „Schul-Gebätter", der den Umfang der Satzungen um das doppelte übersteigt, wählen wir als für die pädagogischen Einsichten jener Zeit besonders charakteristisch die beiden ersten zum Abdruck.]

Gebätt eines Schulmeisters.

O Aller-Gnädigster Gott und Vatter / dieweil du / nach deiner ewigen weißheit und fürsehung / mich zu einem Schulmeister verordnet / und der lieben Jugend / diser Gemeind / fürgestellet hast / daß ich dieselbige / in den Anfängen Christlicher Lehr und Glaubens; und hiemit in der Gottsforcht / und allen guten / im lesen / schreiben / anführen / underweisen und aufferziehen sol: Und aber auch in disem mühseligen Stand / nichts ist weder der da pflanzet / noch der da wässert / sonder allein Gott / der alles gedeyen giebt: So bitte ich dich demühtiglich und von herzen / du wöllest mir verstand / weißheit und geschicklichkeit verleihen / dise zarte / junge und liebe Kinder recht anzuführen und zu lehren: Du wöllest mir ein vernünftig bescheiden gemüth geben / dieselbigen gebührlich zu züchtigen; und ein rechtes Vatterherz / daß ich mit ihnen also umgehen und verfahren könne / daß sie mercken und gespüren mögen / daß ich es gut und gebührlich mit ihnen meine / und sie dann desto lieber und williger in die Schul gehen / und sich aller zucht underwerffen.

Bewahre mich vor einem rauen / unwirrschen / ungedultigen / zornmüthigen herzen und sinn / damit ich mich an den zartenen blütlinen / und unschuldigen lieben Kinderen / nicht versündige; sonder daß ich gedencke / und wüsse / daß es unmöglich seye / daß sich alle nach meinem kopf und willen richten werden: und daß es deßhalben vilmehr mir zustehen und gebühren wölle / daß ich nach ihrem jungen / geringen verstand und vermögen / mich richten solle; Damit ich mit zornigen / ungeschlachten / unguten worten oder streichen sie nicht verwirre / zur Schul unlustig und unwillig / auch zur Lehr ungedultig und unnütz mache: und sie also an den ersten Anfängen Christlicher Lehr und auferziehung / zur zucht und ehrbarkeit / hindere.

Gib mir / O du Vatter der barmherzigkeit / dise gnad / daß ich in dem wenigen treu sey / und das meinig mit allem fleiß und willen thüe; damit ich mich deines Göttlichen segens / bey meiner mühseligen Arbeit vertrösten / und dessen mich sicherlich versehen könne / daß du mit deinen heiligen Engeln um uns seyn / und uns samtlich / vor allem übel und unfall behüten und verwachen werdest.

Verleihe mir auch willige / gehorsame / gelehrige / danckbare Schuler / die in der Lehr / und allem guten täglich zunemmen und aufwachsen / die mir auch / und ihren lieben Elteren ein Ehr / Trost / und freud seyen.

Und endlich / segne auch disen meinen Bruff und Arbeit / meine Haußhaltung / meine liebe Kinder / mein Hab und Nahrung / und alles was du mir auß deinen gnaden beschehrt hast / zu deinen Ehren / und zu unserm heil und wolfahrt leibs und der seelen / durch Jesum Christum / Amen.

Morgengebätt wann man in die Schul komt / und die Kinder versamlet sind.

O Gütiger Gott / Vatter unsers Herren Jesu Christi / wir sagen dir von herzen lob und danck / daß du uns deine Kinder die vergangene nacht / nach deiner grossen barmherzigkeit / frisch und gesund / vor allem übel und gefahr behütet hast.

Wir bitten dich / durch deine güte / daß du heut disen tag / und so lang wir leben werden / unser getreuer Schützer und Wächter seyn / und uns gnädiglich vor allem bösen / zu seel und leib / bewahren wöllest.

Befehlen deßhalben dir / O gütiger Gott und Vatter / und übergeben dir / unser seel und leib / unser eingang und außgang / und alles was wir haben und sind zu deinen gnaden.

Und dieweil es dein heilige und weise fürsehung und verordnung ist / daß wir deine Kinder in der Schul / alß in der Werckstatt des heiligen Geists / in der Lehr und Gottsforcht / und Christlicher erkantnuß / im lesen / schreiben / sollen angeführt / und underwisen werden: so erbarme dich / so wol über unsern Schulmeister / dessen zucht und underweisung wir übergeben sind: alß über uns deine Kinder / O Herr / der du bist der Brunn der Weißheit und Geschicklichkeit.

Verleyh uns beiderseits deinen heiligen Geist / der zuvorderst den Schulmeister geschikt und tugenlich mache / und stärcke / damit er das seinig an uns thüe / gottselig / weißlich / treulich und standhaftig; daß er sich weder durch unsere liederlichkeit / ungeschikte / noch frechheit / zum zorn und unwirse bewegen lasse.

Demnach / daß derselbig dein heiliger geist / uns auch den Lehrkinderen ein trib und mittel seye zur Gottsforcht und allem guten: daß wir mit freudigkeit und willen aufmercken / mit begird lehrnen / ein ding steiff behalten / auch fertig und mit verstand auffsagen und erzellen / und darnach leben können.

Und wann uns das lehrnen saur ankomt / wir nicht unwillig und verdrossen werden: oder so wir / von wegen unser hinlässigkeit / oder boßheit / mit worten oder mit der Ruten / wie es dein befehl ist / gezüchtiget werden müssen / wir alßdann nicht widerbefzen / oder fräch und widerspännig darab werden: sonder glauben / daß ein jede gebührende züchtigung / wider zukünftige sünden / eine recht guldene Arzney und Mittel seye / danahen die Gottseligkeit / und ein ehrbar Gemüth und leben gepflanzet und erhalten wird.

Behüt unser lieb Vatterland / uns auch heut disen tag / und die übrige zeit unsers lebens / vor Feurs- und Wassersnoht / vor Krieg / Theure / Hunger und schwären Krankheiten / und vor allem anderen unglück und herzleid: und denen so mit disen schwären Ruten und straffen behaftet sind / gib Trost / Ringerung / und endlich Entledigung: Und das durch Jesum Christum / unsern Herren / Amen.

* * *

Anmerkung der Redaction. Die Schulordnung vom 13. August 1684 ist unterm 13. August 1719 von den Obersten Schulherren mit wenigen, ausschließlich stylistischen Aenderungen neu ausgegeben worden. Im Jahr 1778 ergieng eine neue Schulordnung, nunmehr „im Namen unserer Gnädigen Herren von den HHerren Examinatoren beyder Stände als Obersten Schul-Herren vorgeschrieben“; es ist dieselbe eine Umarbeitung, theilweise mit Beibehaltung des alten Wortlautes. Neu sind darin 1) die Einführung einer Repetierschule, im Winter an einem Werktag, im Sommer am Sonntag zwischen Predigt und Kinderlehre. 2) Einführung der Singschule am Sonntag Nachmittag. 3) Wegfall organisirter Nachtschulen. 4) Regelung der Beförderung in höhere Classen und der Schulentlassung. 5) Die Anknüpfung der Zulassung zur Confirmation an bestimmte Minimal-Schulkenntnisse. 6) Wegfall des obligatorischen Kirchenbesuchs in den Wochengottesdiensten. 7) Genauere Ordnung über das Vorgehen bei Lehrerwahlen. 8) Die Vorschrift eines bestimmten Musterschulrodels der auch am Examen aufliegen soll. 9) Die Einziehung des Schullohns wird dem Lehrer abgenommen und dem Seckelmeister zugewiesen. 10) Genauere Vorschriften für Schulgesundheitspflege (Oeffnen der Fenster, zweimaliges halbstündiges Räuchern an jedem Schultag).

O. Hz.

Reformgedanken und Reformversuche des 18. Jahrhunderts.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beginnen Erziehungs- und Unterrichtswesen in der Schweiz wie auswärts eine in der Litteratur wie in der öffentlichen Meinung hervorragende Stellung einzunehmen. Sie treten so sehr in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses, daß diese Zeit in Ernst und Scherz geradezu das „pädagogische Jahrhundert" genannt worden ist.

Fragen wir uns, wie das also gekommen, so sehen wir, daß die Bewegung ihre Kraft aus der Opposition gegen die althergebrachte Weise der Erziehung und des Unterrichts gewinnt.

Wol hatte die Reformation auf religiösem Gebiete mit den Ideen des Mittelalters gebrochen und die religiöse Entwicklung auf die Ueberzeugung des Einzelnen gestellt. Aber sie selber hatte sich wiederum zu einem geschlossenen Kirchenthume ausgestaltet, das mit dem „papierenen Papst" seines Bibeltextes und seiner Glaubensformeln genau so gut den Anspruch auf Herrschaft über Glauben und Wissen erhob, als die katholische Kirche es mit der Autorität des römischen Papstes gethan und zu thun fortfuhr.

Wol stand die Reformation auf den Schultern des Humanismus und hatte von ihm die Neigung zum classischen Studium geerbt; aber die Richtung auf das treue Festhalten am Buchstaben pflanzte sich auch auf diese Neigung über und hinderte die freie geistige Versenkung in das classische Alterthum.

Das stellte das natürliche Verhältniß des Menschen, vor allem der heranwachsenden Generation, zu dem Bildungsmaterial um. Das Interesse für das letztere trat in erste Linie, das Interesse der menschlichen Entwicklung in zweite. Der Mensch wurde zum Material, Kirchenlehre und classische Gelehrsamkeit zum Selbstzweck.

Daher auf dem Gebiete des höhern Schulwesens dieser einseitige Cultus des Alterthums, auf den die Jugend mit Beiseitsetzung aller andern Rücksichten eingedrillt wurde, in der Volksschule der Mangel an Gefühl

für die Nothwendigkeit einer organischen Weiterentwicklung, sobald das Bedürfniß der Kirche auf dem Gebiete der Schulbildung gedeckt war.

Das konnte so bleiben, so lange der religiöse Kampf die Gemüther ausschließlich beherrschte und sie hinderte, die realen Bedürfnisse des Lebens mit selbständigem Interesse ins Auge zu fassen.

Sobald jenes religiöse Interesse sich abkühlte oder wo es überhaupt nicht zu herrschender Macht gelangte, mußte die Frage auftauchen: aber was dient für die Entwicklung des Menschen als Menschen und zum Menschen?

Es ist nun gewiß nicht zufällig, daß diese Frage zuerst auf katholischem Boden gestellt wurde, und nicht auf deutschem Boden, sondern bei romanischen Völkern.

Auf protestantischem Boden hatte die religiöse Neugestaltung den Humanismus absorbirt, auf katholischem hatte letzterer sein unabhängiges Dasein behauptet. Und bei all der Thatsache religiöser Bürgerkriege war Frankreich doch nicht das Centrum des religiösen Entscheidungskampfes.

Schon im 16. Jahrhundert hat Michel de Montaigne (1533—92) in seinen „Essais“ jene Frage für die Erziehung zum Maßstab genommen; und gehen wir zu weit, wenn wir in den gelehrten Männern von Port-Royal, den Jansenisten, im 17. Jahrhundert die letzten Vertreter einer Aufrechterhaltung der humanistischen Ideen, neben, aber nicht gegenüber den kirchlichen Interessen sehen, die darum der Verfolgung anheimfallen, weil eben in der spätern Zeit Ludwigs XIV. auch in Frankreich das ausschließlich kirchliche Interesse bei den leitenden Persönlichkeiten zum Siege gelangt?

Von den protestantischen Ländern war England dem Katholicismus am nächsten geblieben. War doch hier der Protestantismus nicht durch das religiöse Bedürfniß des Volkes, sondern durch die Politik der Herrscher zum Durchbruch gekommen, und nur die wechselnde Stellung dieser letztern hatte im 16. Jahrhundert den Fanatismus des Kampfes erzeugt, der in der langen Regierung der Königin Elisabeth allmälig wieder einschlummerte. Das war der Boden, auf dem ein Roger Baco von Verulam (1561—1626) unbeirrt von religiösen Einflüssen die Principien wissenschaftlichen Denkens feststellen und in der Unterrichts- und Erziehungsweise der Jesuiten die richtigere Zuleitung zu denselben erkennen konnte als in der Scholastik der protestantischen Gymnasien. Auch hier folgte die Hochfluth des religiösen Kampfes erst in der Mitte des 17. Jahrhunderts und diese mußte ablaufen und zu einem Siege der allgemeinen freiheitlichen Entwicklung sich abklären, ehe John Locke (1632—1704) die speciellen Consequenzen der Baco'schen Forschung für die Erziehung aufstellen und damit auf dem Grund rein menschlicher Erziehung weiter bauen konnte, den zuerst Montaigne betreten.

Diese ganze Entwicklung der Erziehungsideen, wie sie sich auf englischem und französischem Boden darstellt, in Montaigne und Locke ihre Begründer, später in Rousseau ihren Höhepunkt findet, hat nun aber das Eigenthümliche, daß sie nicht in die Tiefe des Volkslebens steigt, nicht an das praktische Bedürfniß dieses letztern sich anschließt. Es sind halb theoretische, halb praktische Consequenzen aus bestimmten philosophischen Denkgrundsätzen, ideale Gestaltungen, die nur an Einzelnen, die auf den „Höhen der Menschheit" stehen, verwirklicht werden können, aber für die unmittelbare Anwendung auf die allgemeine Volkserziehung schlechterdings ungeeignet sind.

Einen andern Gang gehen nun die Reformideen auf streng protestantischem Boden; sie knüpfen an die vorhandenen Unterrichtsverhältnisse an, suchen diese im Sinn einer psychologischen Entwicklung zu läutern und diese verbesserte Menschenbildung zum Gemeingut zu machen.

Am Eingange dieser Reihe steht, durch sein Leben wie in seinen Anschauungen ein Prophet in der Wüste, der herrliche Joh. Amos Comenius (1592—1670) der in seiner „Großen Unterrichtslehre" die Grundzüge einer psychologischen Unterrichtsweise aufgedeckt und in seinem Orbis pictus praktisch gezeigt hat, wie Sach- und Sprachunterricht zu verbinden und auf die Anschauung aufzubauen sei. Auf beschränkterm Gebiete sucht sein Zeitgenosse Wolfgang Ratke oder Ratich (1571—1635) eine psychologische Methode des sprachlichen Unterrichts zu finden und ihr durch die Reform der Schule zu Köthen zum Durchbruch zu verhelfen, und was bei Beiden doch in der Hauptsache Theorie bleibt, das führt der Schulmethodus des Herzogs Ernst von Gotha mitten in den Stürmen des dreißigjährigen Krieges theilweise wenigstens in die Wirklichkeit einer Landesschulorganisation ein.

Von hoher Bedeutung war es nun, daß diese Bestrebungen der Schulreform in einer Zeit, wo die religiösen Ideen noch immer ihre Macht über die Gemüther bewahrt, sich nochmals mit einer religiösen Strömung verbinden und durch den Sieg derselben kräftigen Rückhalt gewinnen konnten. Es war dies der Fall, als der Pietismus gegen die Buchstabenorthodoxie auftrat und aus der Liebe zu dem armen Volk und besonders zu der armen Jugend heraus jene großartige Schöpfung des Halle'schen Waisenhauses entstand, die nun mit ihren pädagogischen Ideen im ganzen protestantischen Deutschland neue Bahnen öffnete. Der Pietismus ist es, der von religiös-demokratischen Grundsätzen aus die Nothwendigkeit einer allgemeinen und für die Stände gemeinsamen Elementarvolksschule mit Eifer vertreten hat; er ist zuerst praktisch und theoretisch für die Nothwendigkeit einer besondern pädagogischen Bildung der Lehrer und die Errichtung von Lehrerseminarien eingestanden; er hat mit Schärfe die maßgebende Stellung des erzieherischen Einflusses auch auf die Gestaltung des Unterrichtes fest-

gehalten, darum festen Lehrplan und Lehrmethode, Gesprächsform beim Unterricht, Aufbau der Unterrichtsthätigkeit auf die Anschauung der Natur und des Lebens verlangt; er hat die Initiative ergriffen, den höhern humanistischen Bildungsanstalten ebenbürtige Realschulen zur Seite zu stellen und so der realistischen Bildung auch nach Oben zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Mag dem Pietismus daher immerhin manche religiöse Einseitigkeit ankleben, die ihn verhindert hat, die rein menschliche Entwicklung zur durchgehenden Richtschnur seines pädagogischen Vorgehens zu nehmen; mag er namentlich in seiner Zucht, in der Zurückdämmung individueller und originaler Geistesentwicklung eine oft bis ins Detail gehende Verwandtschaft mit den Jesuitencollegien auf katholischem Boden aufweisen — seine Erziehungsbestrebungen dürfen doch auch heutigen Tages noch als eine der Grundlagen betrachtet werden, auf denen das moderne Erziehungswesen aufbaut.

Dem Pietismus parallel und gleichzeitig wirkte die Anregung, die in Deutschland von Leibnitz (1646—1716) und Wolff (1679—1754) ausgieng, auf verständige Erfassung des Lebens und wie der Pietismus auf Pflege der Muttersprache, der Realien und auf Gründung von Seminarien. Auf diesem weltlichen Boden wirkte für das höhere Schulwesen der Philologe und Schulorganisator Joh. Matthias Geßner (1691—1761), der in dem 1737 an der Universität Göttingen durch ihn gestifteten philologischen Seminar eine Reihe tüchtiger Schulmänner bildete und durch die Schulordnung der braunschweigisch-lüneburgischen Lande das Gymnasialwesen seines Adoptiv-Vaterlandes zu reformiren strebte.

Alle diese Anregungen nun waren außerhalb unserer Grenzen entstanden. Wir sahen bereits, wie die in Deutschland aufgekommenen Bestrebungen in der Schweiz wenig Verbreitung fanden. Nicht ganz so standen die Verhältnisse bezüglich des Einflusses der französisch-englischen Aufklärung. Zwei Schweizer haben es versucht, die von dorther gekommenen Anregungen zu popularisiren, de Crousaz* und Sulzer*[1]. So weit die litterarische Leistung in Frage kommt, ist dies namentlich dem letztern gelungen und es darf sein „Versuch einiger vernünftiger Gedanken für Erziehung und Unterweisung der Kinder" unbedenklich zu dem Besten gezählt werden, was die pädagogische Litteratur vor Rousseau hervorgebracht; aber ihre Stimme verhallte in ihrem Vaterlande, ohne irgend welche nachhaltige Wirkung hervorzubringen und bezeichnend genug haben Beide, der eine zeitweilig, der andere für immer, der Heimat den Rücken gewendet, um ein dankbares Arbeitsfeld zu finden, das ihre Ideen besser zu würdigen verstand. Ganz

[1] Die mit * bezeichneten Persönlichkeiten finden in den Monographien zu diesem Abschnitt specielle Besprechung.

anders stellen sich nun die Verhältnisse in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Auf der einen Seite hatte mit Albrecht v. Haller (1708—77), Bodmer*, Breitinger* und Sulzer die Zeit begonnen, wo die deutsche Schweiz in lebhafte geistige Wechselbeziehung mit Deutschland eingeht; und auf der andern Seite tritt der Prophet der modernen Freiheits- und Erziehungsideen Jean Jacques Rousseau* schon durch seine Herkunft aus Genf, dann aber durch seine Lebensschicksale in mehrfache Beziehung zu der politischen Praxis der schweizerischen Regierungen, die durch seine Schriften und seine Person ebensowol als durch die von ihm in Genf ausgestreute Saat lebhaft beunruhigt wird. Um so mehr wandten die Gemüther derjenigen, die von den bestehenden kleinlichen Verhältnissen keineswegs erbaut waren, der Person und den Schriften Rousseaus begeisterte Sympathien zu. Gerade der Zauber, den französische Bildung und französische Denkart in Folge hundertjähriger politischer Verbindungen in unserem Vaterlande ausübte, hatte den Boden für die von hier aus kommenden neuen Anschauungen um so mehr geebnet, als der tiefe Friede, den die Schweiz von Außen her genoß, die Schwärmerei für das neue Evangelium selbst dem Patriciat praktisch durchaus ungefährlich erscheinen ließ.

Als daher Rousseaus „Emile" 1762 erschien, fand er für eine günstige Aufnahme alles vorbereitet. Man lebte gleichzeitig in zwei Welten: in der bürgerlich kleinen und engen Welt der realen Verhältnisse und in einer Traumwelt der Ideale, an deren Verwirklichung im classischen Alterthume oder in der Vorzeit des eignen Volks man in guten Treuen glaubte, oder die man in anmuthigen Schäferidyllen und Patriarchaden außerhalb des Reichs geschichtlicher Kunde sich aufbaute. Rückkehr zur Natur aus der Verkünstelung der Jetztzeit war in alle Fälle das Losungswort, allgemeine Glückseligkeit das Endziel, und idealisch gedachte Abwerfung der Fesseln des einengenden bürgerlichen Lebens durch Rückkehr zu landwirthschaftlicher Beschäftigung und Unschuld erschien vielfach der damaligen Jugend als der Weg, um einmal für sich persönlich den Anbruch der goldenen Zeit herbeizuführen, da man bei den Versuchen, vom Ideal aus praktisch in die Gegenwart einzugreifen, unsanft genug an der Prosa des Lebens und an dem ängstlichen Mißtrauen der Regierenden anstieß. Pestalozzi hat in seinem Schwanengesang mit feinem psychologischen Sinn diese Atmosphäre seiner Jugendzeit geschildert [1].

Aber war denn wirklich dieses Landleben so harmlos und idyllisch,

---

[1] Pestalozzis sämmtliche Werke, in der Ausgabe von Seyffarth, Bd. XIV, 197 ff.; ausgewählte Werke in der Ausgabe von Mann IV, 308 ff.

wie man es sich träumte? Henning hat uns jenes Wort Pestalozzis aufbewahrt, als man ihm von freien Schweizerbauern redete: „Sprich nicht von freien Schweizerbauern; sie sind mehr Leibeigene als in Livland". Liegt darin auch eine nachweisbare Uebertreibung, so waren die Zustände, namentlich in den gemeinen Herrschaften, jedenfalls nicht glänzend; und mit tiefer Beschämung mußte sich der freie Schweizer sagen, daß in keinem Schweizerkanton so gut regiert werde, als in dem benachbarten Neuenburg unter König Friedrich II.

Da wird dann vollauf begreiflich, wie ein für uns fast unverständliches Entzücken die Gemüther ergriff, wenn sie in der Bauersame eine Persönlichkeit aufgreifen konnten, die ihrem Ideale entsprach, wie jener Kleinjogg (Jakob Gujer von Wermatsweil), den Fürsten umarmten und gelehrte Stadtbürger als „philosophischen Bauer" der Mit- und Nachwelt zum Muster aufstellten. Und ebenso begreiflich wird, daß Männer der menschenfreundlichen That ihre hervorragende bürgerliche Stellung dazu benützten, um diesem nur zurückgebliebenen, von der Bildung wie von der Verbildung der Zeit weniger berührten Theil der Bevölkerung geistig und sittlich aufzuhelfen. Jene drei Landvögte, die nacheinander je 6 Jahre lang (1767—84) die bernische Regierung auf Schloß Wildenstein im Amte Schenkenberg vertraten, Niklaus Emanuel v. Tscharner*, Emanuel v. Grafenried[1] und Daniel Fellenberg[2], sind sowol durch Bildung als durch ihre Beziehungen zu Pestalozzi auf Neuhof und wohlwollende und verständige Fürsorge für die geistigen und ökonomischen Interessen ihrer Unterthanen höchst ehrenwerthe Repräsentanten der Lichtseite jener Periode des aufgeklärten Despotismus. Daß Tscharner (1772) eine „Anweisung für Landschulmeister" und seine „Briefe über Erziehung der armen Landjugend" schrieb, Tschiffeli* in Wort und That für Hebung der Landwirthschaft einstand, Abt Nikolaus von Bellelay*, eine Erziehungsanstalt für arme Mädchen in die Räume seines Klosters aufnahm, der Antistes Ulrich in Zürich (1728—95) sich an die Spitze der Bewegung für pecuniäre Besserstellung der Landschulmeister durch Eröffnung einer Beitragssammlung unter seinen Mitbürgern stellte, das alles sind Zeichen, daß die durch Rousseaus Naturevangelium geweckte Liebe zum Landvolk keineswegs auf dem Boden platonischer Betrachtungen stehen blieb. So groß auch die Hemmnisse waren, die einer durchgreifenden Reform der Bildungsverhältnisse der Landbevölkerung sich entgegenstellten, der Sinn für die Hebung

---

[1] siehe Pestalozzi bei Seyffarth, Bd. VIII, 287, und Supplement zu Leu's Lexicon von Holzhalb Bd. II, 583. [2] Der Vater Phil. Emanuel Fellenbergs auf Hofwyl. Vergl. ib. Bd. II, 364.

derselben war da, bevor die alte Eidgenossenschaft zusammenbrach und bevor Pestalozzi Einfluß gewann. Wir haben allerdings keinen Rochow[1] gehabt, der ein ganzes langes Leben als Erbherr einer ländlichen Bevölkerung zur Bildung derselben verwandte; aber wir haben ja überhaupt wenig Erbherren gehabt. Dafür ist eine Erscheinung wie die Rochows in Deutschland nahezu vereinzelt, während Rochow'scher Sinn bei uns in manchem Patricier wirkte, den die Gunst des Schicksals wenigstens für einige Zeit in die Lage brachte, Unterthanen nicht nur als Herr, sondern auch als Vater zu beherrschen, und gewiß ist es eine feinfühlige Beobachtung Mörikofers, daß der Zusammenhang mit dem Volksleben und die Pflege desselben bei uns im vorigen Jahrhundert mehr als anderswo auch die Thätigkeit der Gebildeten und Gelehrten durchzogen und bestimmt habe[2]. Damit hängt zusammen, daß die Beschäftigung mit pädagogischen Fragen und Versuchen schon vor Basedow und unabhängig von ihm mit patriotischer Abzweckung eine Specialität der schweizerischen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts ist; wir erinnern an das von Joh. Bernoulli 1714 im Verein mit Samuel Battier verfaßte Memorial: „Anmerkungen über den zerrütteten Zustand unsers allhiesigen Gymnasiums und unvorgreifliche Gedanken wie dasselbe zu reformiren wäre"[3]; an des Aesthetikers Sulzer* pädagogische Schriften; an Balthasars „patriotische Träume"[4]; an Bodmers* Stellung zu der Jugend seiner Vaterstadt als Begründer und Haupt der helvetischen Gesellschaft zur Gerwe, die auch für Pestalozzis Entwicklung einen so bedeutenden Einfluß ausgeübt hat, an die Schulschriften, die Bodmer für die Kunstschule geschrieben, und an seinen „Entwurf der helvetischen Tischgesellschaft"; an Bodmers, Breitingers* und Bürgermeister Heideggers* Bethätigung für die Reform der zürcherischen Schulen; an Iselins* „Versuch über die Verbesserung der öffentlichen Erziehung in einer republikanischen Handelsstadt" und die Berücksichtigung, die pädagogische Fragen in seinen Ephemeriden der Menschheit (1776—82) fanden; an J. C. Lavaters[5] „christliches Handbüchlein für Kinder" (1769), „ABC- oder Lesebüchlein" (1772), „Regeln für Kinder" (1793); an des Benedictinermönchs und nachmaligen Abtes von Einsiedeln Konrad Tanner* „vaterländische Gedanken über die möglichst gute Erziehung der Jugend in

---

[1] Friedrich Eberhard v. Rochow, Erbherr v. Krahne, Rekahn u. s. w. in der Mark Brandenburg 1734—1805, durch seine praktische und litterarische Thätigkeit der Bahnbrecher für das Landschulwesen in Norddeutschland. [2] Vergl. Einleitung zur schweiz. Litteratur des 18. Jahrhunderts S. 13, 15 u. a. [3] Vergl. Fechter, Geschichte des Schulwesens in Basel 1589—1733. [4] s. Monographie „die pädagogischen Bestrebungen der helvetischen Gesellschaft". [5] Ueber Pfarrer J. C. Lavater in Zürich (1741—1801), vergl. vor allem Mörikofer, schweiz. Litteratur des 18. Jahrhunderts, S. 322 ff.

der helvetischen Demokratie" (1793), an die pädagogischen Bestrebungen der helvetischen Gesellschaft*, an die Errichtung des Seminars in Haldenstein (1761)[1], die mehr als ein Jahrzehend der Begründung des Dessauer Philanthropins vorangieng[2].

Kam die durch Rousseau bewirkte Strömung unmittelbar dem Bildungsbestreben des Landvolkes zu gut, so wirkte die Anregung, die im vorigen Jahrhundert durch die Versuche neuer Erziehungs- und Unterrichtsmethoden von Deutschland ausgieng, befruchtend und ausweitend auf die pädagogische Einsicht überhaupt, sowie auf die Methodik der Erziehung und des Unterrichts.

Es ist das Verdienst Johann Bernhard Basedows (1723—90), die weitesten Kreise für praktische Erziehung auf Grundlage der Anschauungen der Aufklärungszeit ins Interesse gezogen zu haben. Ergriffen von den Ideen Rousseaus hat er durch seine Schriften, vor allem aber durch die Begründung des Philanthropins zu Dessau (1774) die modernen Erziehungsgrundsätze zu verwirklichen und zu verbreiten gesucht. Er wurde dadurch der anregende Ausgangspunkt einer Vereinigung ausgezeichneter Männer, die mit Begeisterung und hohem Erfolge sich in die Praxis des Erziehungswesens vertieften und schriftstellerisch den Erziehungsideen der Zeit Ausdruck gaben, mochte es auch ihm an der Stetigkeit fehlen, die zur Leitung und für die Organisation einer Anstalt nothwendig ist, wie er denn selbst am wenigsten dazu beitrug, daß das Dessauer-Institut sich zwei Jahrzehende hindurch erhalten konnte. Die Philanthropine wurden zur Modesache, die Grundsätze der philanthropinischen Erziehung fanden, wie heftige Gegner, so doch noch mehr begeisterte Anhänger und Verehrer, und die von Campe (1746—1818) herausgegebene „allgemeine Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens" (16 Bände 1785—91) wurde die Fundgrube der pädagogischen Anschauungen der Zeit. Männer wie Wolke (1741—1825) und Salzmann (1744—1811) gestalteten in der Praxis und zu bleibendem Gewinn der Menschheit das aus, was als gesunder Kern in den Bestrebungen des Philanthropinismus lag, und das reiche Gebiet der Jugendlitteratur, das in heutiger Zeit einen integrirenden Bestandtheil pädagogischer Schriftstellerei bildet, verdankt seine erste umfassende Pflege diesen Pädagogen des 18. Jahrhunderts, deren Jugendschriften im Original oder in Nachahmungen bis auf die Gegenwart theilweise noch einen ehrenvollen

---

[1] s. Biographie von „Planta" ꝛc. [2] Dieses Zeitverhältniß ist um so mehr hervorzuheben, als auch Morell in seiner „Geschichte der helvetischen Gesellschaft" (S. 237) das Seminar „nach dem Vorbilde der Basedow'schen Unterrichtsmethode" eingerichtet werden läßt. Abgesehen von seiner Dissertationsschrift 1752 hat Basedow auch schriftstellerisch erst seit 1768 sich dem pädagogischen Gebiete zugewendet.

Rang in dem breiten Strome dieser Productionen behauptet haben (Campes „Robinson" und „Theophron", Weißes[1] „Kinderfreund").

Fassen wir die Erziehungsgrundsätze der Philanthropinisten näher ins Auge, so gewahren wir sofort, daß sie, bei allem Einflusse rousseau'scher Ideen, doch eine Entwicklungsstufe auf Grund der bisher in Deutschland eingeschlagenen Richtung sind. Ein großer Unterschied trennt sie allerdings von der nächstvorhergehenden Gestaltung, die die Erziehungsideen im Pietismus gefunden. Die specifisch religiöse Färbung mit ihren Consequenzen ist völlig verschwunden. Es ist das nicht Sache der Willkür und einzelner leitender Personen, sondern das öffentliche Bewußtsein der Zeit hat in diesem Punkte eben überhaupt eine durchgreifende Umwandlung erlitten; dem Zeitalter des Pietismus ist das Zeitalter der Aufklärung gefolgt. Nicht als ob die Philanthropinisten mit Geringschätzung von der Religion gesprochen; Basedow, Bahrdt[2], Campe, Salzmann haben sämmtlich früher Theologie studirt und waren theilweise sogar eine Zeit lang im geistlichen Amte gestanden; aber gegenüber der „geoffenbarten Religion" vertreten sie die vernünftige Religion, die religiös-sittlichen und daher allgemein menschlichen Ideen der Gottheit, der Unsterblichkeit, der Menschenliebe; sie lassen auch nicht wie Rousseau die religiöse Belehrung erst mit dem Jünglingsalter eintreten; aber sie suchen sie dem Kindesalter angemessen zu gestalten und an die eigenen religiös-sittlichen Erfahrungen, die im Gesichtskreis der Kinder liegen, anzuknüpfen, wie besonders Salzmann; oder aber weniger durch Lehren als durch Erweckung feierlich-ernster Gefühle mittelst sinnbildlicher und liturgischer Darstellungen dem Kindesgemüth eine Ahnung des Heiligen beizubringen, wie dies die Praxis der Philanthropine war.

Tritt nun aber die specifisch-religiöse Grundanschauung zurück, die bei den Pietisten bestimmend gewesen, so war ganz von selbst auf zwei Gebieten eine den Pietisten entgegengesetzte Haltung gegeben. Hatten diese letztern von der Lehre der Erbsünde und der natürlichen Verdorbenheit der Menschheit aus das Leben nicht düster genug ansehen, die Zucht nicht strenge genug gestalten können, so gehen die Philanthropinisten im Gegentheil von der Güte der ursprünglichen Menschennatur aus und lehren, daß der „erste nächste und wichtigste Zweck sei, fröhliche (d. h. innerlich harmonische) Menschen zu machen". Es ist freilich durchaus irrig, wenn man diese „menschenfreundliche" Tendenz dahin auslegt, daß die Philanthropinisten hätten des strengen Gehorsams entbehren können oder wollen, wenn auch im Einzelnen etwa das Vertrauen auf die Güte der Menschen-

---

[1] Christian Felix Weiße (1726—1804). [2] Ueber Karl Friedrich Bahrdt (1741—1792), vergl. Leyser, K. F. Bahrdt, der Zeitgenosse Pestalozzis. 2. Aufl. 1870.

natur zu der unpädagogischen Verirrung verleiten mochte, statt unwidersprechliche Autorität geltend zu machen, der vernünftigen Belehrbarkeit allzuweit nachzugehen; aber die Philanthropinisten suchten allerdings ihr Ziel nicht durch Härte und Strafen, sondern mittelst frühzeitiger Gewöhnung zum Guten durch freundliche Mittel, namentlich durch ein abgestuftes System von Belohnungen und Anregungen des Ehrtriebs zu erreichen.

Eine weitere Consequenz der bisherigen theologischen Erziehungsgrundanschauungen war die Vernachlässigung der Körperbildung gewesen. Mit jenen Anschauungen fiel nun für die Philanthropinisten auch die Gleichgültigkeit gegen diese Seite der Erziehungsaufgabe hinweg. Lag es ja ohne jene Voreingenommenheit klar zu Tage, wie wichtig die körperliche Gesundheit für die geistige Entwicklung sei; und hier trat die Richtung der Zeit, welche auf Rückkehr aus der Verkünstelung und Verweichlichung der Gegenwart zur Natur und zu naturgemäßem Verhalten gieng, mächtig verstärkend hinzu. Es gehört zu den schönsten Seiten des Philanthropinismus, daß er seine ganze Kraft für die Bewahrheitung des Grundsatzes einsetzte, eine gesunde Seele bedürfe eines gesunden Körpers; die Philanthropine sind die Wiege der modernen Turnkunst [1] und die Abhärtungsgrundsätze, die in diesen Instituten durchgeführt wurden, bilden den besten Beweis, daß die Philanthropinisten mit der Herablassung zu der Jugend auch den nöthigen Ernst in die Erziehung zu verweben bedacht gewesen sind.

Die Richtung auf das Naturgemäße charakterisirt auch die Unterrichtsbestrebungen des Philanthropinismus; er verlangte daher 1) Beschränkung des Mitzutheilenden auf das, was nach der schwächern oder stärkern Fassungs- und Bearbeitungskraft wirklich angeeignet werden kann; 2) Abstufung und Zusammenhang des Mitzutheilenden, so daß ein möglichst lückenloser Fortschritt vom Leichtern zum Schwerern sich ergiebt; 3) Einführung in Sachkenntniß mit Unterlassung des mechanischen Memorirens (namentlich bloßer Wörter), daher auch so viel als möglich Veranschaulichung durch Vorzeigung der Gegenstände selbst oder doch treuer Abbildungen; 4) Bedachtnahme darauf, daß alles Lernen mit Lust geschehe, wobei dann Aufmerksamkeit und Fleiß von selbst kommt und Zwang entbehrlich wird.

Gewiß haben Basedow und seine Nachfolger sich manche Einseitigkeiten und Mißgriffe auch auf dem Gebiet des Unterrichts zu Schulden kommen lassen: sie sind dem bildenden Werth der alten Sprachen nicht gerecht geworden, sie haben sich vielfach zu einer Werthschätzung der bloßen Ansammlung von vielerlei Kenntnissen ohne entsprechende Bildung der innern Kräfte verleiten lassen; sie haben die intellectuelle Bildung vielfach

---

[1] Durch J. C. F. Gutsmuths in Schnepfenthal (1759–1839).

gegenüber derjenigen des Gemüths einseitig in den Vordergrund gestellt; aber all das ist wiederum nicht die Eigenthümlichkeit der tonangebenden Persönlichkeiten, sondern darin spiegelt sich das Gepräge der ganzen Zeitströmung ab.

Aber auch darin spiegelt sich in ihren Bestrebungen die Zeitströmung, die im Großen und Ganzen vor der französischen Revolution herrschte, daß eine Beiseitsetzung des Ständeunterschiedes in der Erziehung wol zu den idealen Träumen, aber noch nicht zu den praktisch durchführbaren Möglichkeiten gehörte. Basedow hatte gleich von Anfang an mit seinem Philanthropin den Bedürfnissen des Volksschulwesens dadurch dienen wollen, daß er neben den Zöglingen Aermere für wenig Geld, als Famulanten, zu Schullehrern zu bilden unternahm. Die Zweiheit der Stellung zwischen Zöglingen und Famulanten ist bezeichnend; noch bezeichnender aber, daß diese Bethätigung für Lehrerbildung bald zurücktrat und die Philanthropine nahezu ausschließlich der Erziehung von Kindern aus den vornehmen Ständen dienten. Demzufolge haben die Philanthropine wenig Einfluß auf die eigentliche Volksschule gehabt, sowol in Deutschland als in der Schweiz. Aber das Gefühl für Menschenbildung haben sie auch bei uns mächtig angeregt und den Bestrebungen für Volkswohlfahrt deutlicher und allgemeiner die Richtung auf die Erziehung gewiesen. Der enthusiastische Iselin sah in ihnen das Heil der Menschheit erblühen und den frommen Lavater hinderte selbst die bedenkliche Mitwirkung eines Bahrdt nicht, bei Eröffnung des Philanthropins in Marschlins die Eröffnungsrede zu halten.

Während so der Philanthropinismus mehr nur die allgemeine pädagogische Denkart der gebildeten Schweizer bestimmte und keine bleibenden praktischen Schöpfungen zur Folge hatte, ist es die gleichzeitige Förderung der deutschen Volksschule auf katholischem Boden, die gegen das Ende des 18. Jahrhunderts auch bei uns Nachahmung fand, daher sie hier einer eingehendern Erwähnung bedarf.

Das katholische Volksschulwesen war hüben wie drüben hinter dem protestantischen zurückgeblieben; und wenn von Breslau berichtet wird, daß im Jahre 1553 Protestanten als Schulmeister angestellt werden mußten, weil keine katholischen zu finden waren, wenn in Schlesien noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts katholische Eltern, sobald sie es vermochten, ihre Kinder in die lutherische Schule schickten, so zeigt die Schulgeschichte von Nidwalden um die Mitte des 17. Jahrhunderts ein analoges Beispiel, daß man im Interesse der Bildungsgelegenheit über den confessionellen Unterschied sich hinwegzuhelfen veranlaßt sah, indem daselbst einem „frömbden Schulmeister, so etlich gewachsenen Landlüten, welche sich in die Schuol zu gehen schüchen möchten, begehrt Schuol zu halten" trotz geistlicher mit dem Ausspruch des Kirchenbanns verbundener Forderung

ihn als einen Lutheraner zu entlassen, die Verlängerung seines Aufenthaltes und Fortsetzung des Unterrichts auf kurze Zeit gestattet wurde, „doch daß er von keiner Religionssache mit Niemanden nid reden noch disputieren solle".

Da war es der Augustinerabt Joh. Ignaz v. Felbiger in Sagan (geb. 1724, † 1788), der dem Volksschulwesen durch seine rastlosen Bemühungen auf katholischem Boden eine gedeihliche Entwicklung verschaffte. Er hatte selbst schon versucht, reformirend einzuwirken (1761), als ihn die Erfolglosigkeit seiner Bestrebungen bewog, in aller Stille in Berlin die dortigen Einrichtungen zu studiren, dann eine Anzahl junger Leute auf seine Kosten ebendahin zu senden, mit deren Beihülfe er nun seine Schulreformen praktisch ins Werk setzte. Die preußische Regierung hatte den richtigen Takt, die schlesische Schulverbesserung gänzlich in seine Hand zu legen. Felbigers Streben und Thätigkeit fand bald in Oesterreich begeisterte Nachahmung und thatkräftige Vertreter, wie Kindermann (den Maria Theresia dafür unter dem Namen „von Schulstein" in den Adelsstand erhob) ja Felbiger selbst kam auf ihren Wunsch 1774 nach Oesterreich, um die nach der Beseitigung des Jesuitenordens, 1773) besonders nothwendige Organisation eines verbesserten Schulwesens durchzuführen. Mit dem Tod der Kaiserin und dem Beginn der Selbstregierung Josephs II. hörte die Unterstützung, die Felbigers Bemühungen bis dahin von Oben herab zu Theil geworden, auf.

Das Verdienst Felbigers besteht nun fürs erste darin, daß er den Zweck der Volksschule der Einschränkung auf die kirchlichen Bedürfnisse enthob, fürs andere ein sehr großes und maßgebendes Gewicht auf die Beschaffung einer tüchtigen Lehrerbildung legte und endlich einen höchst ehrenwerthen Versuch machte, den Unterricht als eine Kunst zu erfassen und demgemäß zu methodisiren.

„Um die Wichtigkeit des Lehramts einzusehen, muß man bedenken, daß Kinder in Schulen und durch Schulleute sollen tüchtig gemacht werden, nützliche Glieder des Staates, vernünftige Menschen, rechtschaffene Christen (die Mitgenossen zeitlicher und ewiger Glückseligkeit) zu werden." Mit diesen Worten hat Felbiger das Ziel der Schule ausgedrückt, und aus solcher Zweckbestimmung allein schon geht hervor, auch wenn wir sonst nichts von Felbiger wüßten — wie denn in der That über die Quellen, denen er seine Geistesrichtung verdankte, fast nichts bekannt ist, — daß er auf dem Boden der Aufklärung des 18. Jahrhunderts steht. Davon ist freilich keine Spur, daß er irgendwie in Opposition gegen das Christenthum oder gegen seine Kirche gestanden; im Gegentheil: Frömmigkeit ist ihm die erste Eigenschaft eines Schulmannes; „er muß ein rechtschaffener

Christ sein"; in seinen drei Katechismen, die er für den Schulgebrauch ausarbeitete, folgt er den Grundlagen des Katechismus des Jesuiten Canisius; aber das Eigenthümliche derselben ist doch eine vorwiegend moralisch-praktische Haltung und confessionelle Weitherzigkeit; die specifisch-katholischen Dogmen ließ er, so weit es gieng, auf sich beruhen.

Die Verhältnisse, unter denen Felbiger wirkte, mußten ihm die Nothwendigkeit einer bessern Bildung der Lehrer als dringendste Schulangelegenheit erscheinen lassen und die Eigenthümlichkeiten seiner Methode hatten zur unerläßlichen Voraussetzung, daß die Lehrer in dieselbe eingeweiht und eingeübt ihr Amt antreten. Schon die Schlesische Schulverordnung vom Jahr 1764 bestimmte daher auf Felbigers Wunsch, daß Schullehrerseminarien angelegt werden und daß bevor diese ins Leben getreten, die Pfarrer und Candidaten des geistlichen Standes bei Felbiger in Sagan die daselbst eingeführte Methode studiren sollten; freilich dauerten diese Lehrcurse zunächst nur 2—3 Wochen, begannen aber jeden Monat aufs neue, um die Lehrweise möglichst allgemein zu verbreiten. 1765 gründete Felbiger das katholische Seminar am Dom zu Breslau; ebenso machte er eine Anzahl centraler Schulen zu Normalschulen und kleinen Lehrerbildungsanstalten. Schon bevor er in österreichische Dienste übertrat, war in Wien eine Normalschule mit Lehrerbildungsanstalt entstanden (1770); durch ihn wurde die Institution im ganzen Lande durchgeführt.

Was endlich die Felbiger'sche Unterrichtsmethode betrifft, so beruht dieselbe auf dem Streben, den Unterricht praktisch und nützlich einzurichten. Dafür muß der Lehrer „vier Vortheile" in Anwendung bringen. Diese bestehen darin: 1) daß man die Jugend in öffentlichen Schulen nicht blos einzeln, sondern zumeist zusammen unterrichtet; 2) daß man durch fleißiges Befragen (Katechisiren) unabläßig untersucht, ob die Schüler den Unterricht recht begriffen haben; 3) daß man bei Dingen, die ins Gedächtniß sollen gefaßt werden, sich eines besondern Vortheils bedient, der sogenannten Buchstabenmethode; 4) und endlich, daß man für Alles gewisse Tabellen braucht, darin die zu erlernenden Sachen in gehöriger Ordnung und Deutlichkeit, auch so ausführlich als nöthig ist, zu finden sind.

Die Forderung des Zusammunterrichtens führte zu der Nothwendigkeit einheitlicher Schulbücher und der Durchführung einer Classeneintheilung. Das Katechisiren gehört zu den Errungenschaften des Pietismus, bei dem Felbiger in Berlin in die Lehre gegangen war. Beide Postulate kennzeichnen den allgemeinen Fortschritt, den die Ideen über Schulhaltung im 18. Jahrhundert gegenüber dem frühern Schlendrian anstrebten. Eigenthümlich und den momentanen Stand der damaligen Methodik bezeichnend sind dagegen die zwei letztgenannten Vorschriften, die der Buchstabenmethode

und des Tabellarisirens; auch sie beruhen auf den Anregungen, die Felbiger in Berlin zu Theil geworden, sind aber von ihm weiter ausgebildet worden und auf ihnen beruht das Charakteristische, wie die Schwäche der Felbiger'schen Unterrichtsweise.

Eigentlich war nämlich Felbigers Streben durchaus darauf gerichtet, an die Stelle des sinnlosen Memorirens die Weckung des Verständnisses zu setzen. „Es ist in den Schulen", sagt er, „damit gar nichts ausgerichtet, daß nur das Gedächtniß der Kinder angefüllt und sie mit Auswendiglernen gequält werden; was Kinder lernen, müssen sie verstehen und gebrauchen lernen: der Lehrmeister muß also im Stande sein, es ihnen verständlich und begreiflich zu machen; er muß zu erforschen geschickt sein, ob sie richtig begriffen haben und ob sie von dem Gelernten gehörig Gebrauch machen können. Zu dem Ende aber ist nöthig, ihnen die Merkmale der Dinge, die sie begreifen sollen, deutlich anzugeben, und sie zu bemüßigen, solche sich wol einzudrücken und auf Befragen oder im Erzählen nach einander herzusagen".

Auf der andern Seite galt es aber, durch allerlei Hülfsmittel die Unterrichtsarbeit möglichst zu erleichtern, und die Hülfsmittel, auf die Felbiger kam, waren zunächst doch wieder mechanische. Oder war es nicht wieder ein Mechanismus, wenn dem Kinde durch Tabellen, die man in solche mit oder ohne Klammern schied, dogmatisch die Begriffe in systematischem Aufbau vorgeführt werden; war nicht die Gefahr übergroß, daß nicht das Verständniß, sondern die mechanische Einprägung des Schema Endziel wurde? Und wenn, um dem Kinde Sätze und Tabellen im Wortlaut festzustellen, die Anfangsbuchstaben der Wörter an die Wandtafel geschrieben wurden, bis es dann auch ohne dieses Hülfsmittel die Sätze wortgetreu aus dem Gedächtniß wiedergeben konnte? Oder verband sich dann mit den Buchstaben, die dem Kind zum Festhalten des Satzes, „Katechismus heißt das Buch, aus dem die Jugend die christliche Religion durch Fragen und Antworten erlernt", dienen sollte:

K h d B a d d J d ch R d F u A e

irgend welcher Sinn oder auch nur ein Anhaltspunkt für sachliche Anschauung?

So sehr solche Spielereien ein Beweis der Kindheit der methodischen Kunst sind, und so sehr sie deshalb dazu dienten, den bloßen Mechanismus, den man vertreiben wollte, wieder auf den Schild zu heben, und die Anschauungs- und Denkkraft des Kindes schließlich doch unentwickelt zu lassen, — Felbigers Verdienst darf nach diesen Mißgriffen nicht beurtheilt werden. Es gieng eine mächtige Bewegung von ihm aus, die allenthalben warmen Eifer für die Volksschule und ein reformatorisches Bestreben, ihr in katholischen Landen aufzuhelfen, erzeugte — eine Bewegung, die nicht

nur das südliche Deutschland durchzog, sondern auch in der Schweiz das Kloster St. Urban[1] zu einem Mittelpunkt für Volksbildung machte, der eine Zeit lang mit Pestalozzis Versuchen in Burgdorf rivalisirte und Pestalozzi selbst als gern gesehenen Gast bisweilen zu den Mönchen von St. Urban führte.

* * *

Fragen wir nun schließlich, wie weit diese Reformgedanken, die das 18. Jahrhundert im Ausland und Inland gezeitigt, noch vor dem Schluß desselben in die Praxis des Erziehungs- und Schulwesens eingedrungen seien, so sehen wir in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts eine rege Thätigkeit, die Ergebnisse der bessern Einsicht auch zu verwirklichen, so weit es auf dem Boden dieser Zeit möglich war.

Es geschieht dies erstens durch Neuschöpfung von pädagogischen Muster-Anstalten und -Einrichtungen, bald dem Ausland vorauseilend, bald dasselbe nachahmend. Wir gedenken hiebei des Seminars in Haldenstein, der Umwandlung desselben zu einem Philanthropin in Marschlins, der Errichtung von Erziehungsinstituten in den Klöstern Bellelay und St. Urban[1] und der Lehrerbildungscurse zu St. Urban[1], sowie der Bestrebungen, neue und zeitgemäße Lehrmittel den Schulen darzubieten (Krauer*, Waser*), dem weiblichen Geschlechte eine bessere Bildung zu verschaffen (Zimmermann*, Usteri*), den Volksgesang zu heben[2], der Begründung von Armenschulen (Pestalozzi auf dem Neuhof, Abt Nikolaus Delüze*) und der Bemühungen für Erziehung nicht vollsinniger Kinder (Keller*, Ulrich*). Zweitens durch die Reform der städtischen Schulen in Anlehnung an die bessere pädagogische Einsicht der Neuzeit. Diese Reformen, die bisweilen von der Aengstlichkeit der Zeitgenossen und der Kleinlichkeit der Verhältnisse im Entstehen schon arge Verstümmelungen erlitten, finden wir namentlich in dem Schulwesen der protestantischen Städte, in Basel, Bern, Neuenburg, Winterthur, Zürich. Sie beziehen sich theils auf systematischere Gestaltung des Schulorganismus, theils auf Vermehrung der realistischen Fächer, Aufnahme des Geometrie- und Zeichnungsunterrichtes, weniger auf Verbesserung des Einkommens der Lehrer. Aber auch katholische Stände suchen, in ähnlichem Sinn, größere Anforderungen an das von geistlichen Lehrkräften geleitete Schulwesen geltend zu machen, wie Luzern. Es zeugt für weiten Horizont und die freie Auffassung, daß man sich dabei nicht scheut, die Muster in der Ferne zu suchen, wie denn Basel seine Disciplinarordnung der kurbraunschweigischen Schulordnung entnimmt und die officiöse Schilderung der Reform der

---

[1] s. Biographie „Nivard Krauer". [2] s. Monographie.

zürcherischen Schulen ausdrücklich erklärt, daß man „diejenige Lehrart befolgt habe, die der berühmte Matthias Geßner für die churfürstlich-lüneburgischen Lande verfertigt hat".

Am wenigsten vermochte in dieser Zeit noch die Reform an dem Zustand der Landschulen umzugestalten. Doch zeigt sich auch hier ein reges Streben und Interesse, das als gut Erkannte zu verwirklichen. In Gebieten, in denen das Landschulwesen sehr vernachläßigt worden war, wie im Luzernischen, mehren sich die Schulen rasch; in andern Kantonen, die sich schon einer weitergehenden Entwickelung erfreuten, entstanden neue Schulordnungen, die die Schulzeit wenigstens einigermaßen ausdehnten und die schädlichsten Gegenwirkungen beseitigten; besonders förderlich für die Pflege der Landschulen war, daß vielerorts die Geistlichen sich sowol in ihrem persönlichen Auftreten als in ihren Conferenzen mit warmem Eifer zu Wortführern der Bildungsinteressen der Landschaft machten, und es auch durchsetzten, daß für die kirchliche Mündigerklärung ein Minimum von Schulkenntnissen als Bedingung gesetzlich vorgeschrieben wurde, so in Zürich[1].

Wenn es nun freilich für das Schulwesen zu Stadt und Land zur Zeit der alten Eidgenossenschaft wahr ist, was die Darstellung „unsere Schulen vor hundert Jahren" für die Verhältnisse Basels ausspricht, „daß die Bewegung im Schulwesen die nothwendigen Verbesserungen mehr nur vorbereitete als daß sie dieselben wirklich ins Leben rief", so lag der Grund davon nicht in dem Mangel an gutem Willen, sondern in der ganzen Enge und Beschränkung der öffentlichen Verhältnisse. Schuf schon die gegenseitige Rücksichtnahme und Verherrlichung, die der Kleinstaaterei anklebte, nicht eine günstige Luft für radikale Neuerungen, so fehlte ganz besonders die allgemeine Einsicht, daß der Staat das Recht und die Pflicht habe, dem Steuercapital der Bürger für Werke der öffentlichen Wohlfahrt und also auch für Hebung des Erziehungswesens gesetzlich bedeutende Opfer aufzulegen. Man überließ die Sorge für die Volksschule den kirchlichen und halbkirchlichen Organen und begnügte sich damit, Specialfonds, die im Lauf der Zeit für Schulzwecke entstanden waren, zu äuffnen, neue zu begründen und für den Rest des Bedürfnisses die Privatwohlthätigkeit beizuziehen. War ja doch selbst in Großstaaten das Wort, welches das Wiener Hofdecret vom 13. Oktober 1770 aussprach: „Das Schulwesen ist ein Politikum", ein neues Princip, das seine Consequenzen erst noch zu entfalten hatte. Die ängstliche Rücksichtnahme auf die vorhandenen Hülfsquellen hinderte selbst in Städten wie Basel die durchgreifende

[1] Vgl. die Anmerkung der Redaction am Schluß der „Satzungen für das Landschulwesen vom Jahr 1684", S. 127.

Wirkung der wohlthätigsten Reformen; noch mehr litt darunter das Landschulwesen[1]. Hier konnte nur eine gewaltsame Erschütterung Luft schaffen; eine Explosion mußte zuvor diese Staatswesen, die die alte Eidgenossenschaft bildeten, in Trümmer werfen, ehe die Aufgabe, die Volksschule zeitgemäß zu gestalten, an Hand genommen werden mochte. Diese Explosion kam mit dem Untergang der alten Eidgenossenschaft durch den Einmarsch der Heere der französischen Republik und mit der Errichtung des helvetischen Einheitsstaates. Wie dieser alsdann zu verwirklichen begann, was die Besten des 18. Jahrhunderts geträumt und angeregt, wird Gegenstand der nächsten allgemeinen Besprechung sein.

---

[1] Diese Sinnesart damaliger Zeit findet ihren classischen Ausdruck in einer Denkschrift des für Hebung des Volksschulwesens unermüdlichen Antistes Ulrich in Zürich, mittelst der derselbe unterm 28. September 1776 eine öffentliche Sammlung zu Gunsten der Landschulmeister einzuleiten strebte. Nachdem er auseinandergelegt, wie sehr die niedrigen Besoldungen vom Lehrerberuf abschrecken und dadurch den Fortschritt hemmen oder sogar in Rückschritt verkehren, fährt er fort: „Diesem Uebel abzuhelfen ist kein ander Mittel, als wann die schlechtesten Schuldienste auf dem Land nach und nach verbessert und auf einen solchen Fuß gesetzt werden, daß ein ehrlicher Mann dabei, ich will nicht sagen: viel zurücklegen, aber doch auch wenigstens während der Zeit, wo er sich mit dem Unterricht der Jugend beschäftigen muß, ohne Kummer leben kann. Nun fragt es sich, wo man das hiezu benöthigte Geld hernehmen soll. Der sogenannte Schulfond, der aus mehr nicht als ungefähr 3000 fl. bestehet, ist darzu offenbar zu schwach. Und zu dem *ærarium publicum* (öffentlicher Schatz) seine Zuflucht zu nehmen, wer wollte sich das unterstehen! Wir kennen zwar von langem her und verehren mit dem demüthigsten Dank die landesväterliche Gesinnung unserer gnädigen Herren, vermöge welcher sie zu jeder Zeit geneigt sind, das wahre Wohl ihrer Bürger und Angehörigen bestmöglich zu befördern und sich dazu, wann es die Umstände erheischen, weder Mühe noch Kosten reuen zu lassen... Allein wir wissen auf der andern Seite doch auch, daß Hochdieselben seit einigen Jahren mit so vielen außerordentlichen und großen Ausgaben beschwert gewesen und noch sind, daß es fast nicht zu begreifen ist, wie es bei den eben nicht gar zu beträchtlichen Einkünften unsers Staats möglich sei, dieselben alle zu bestreiten. Und würde es denn nicht die größte Unbescheidenheit sein, die obrigkeitlichen Aemter ohne die dringendste Noth von Neuem belästigen zu wollen? Das wird kein gutdenkender Bürger sich jemal in den Sinn kommen lassen, so lange er noch andre Mittel weiß, seinen nothleidenden Brüdern Hülfe zu verschaffen". (Das Manuscript dieser Denkschrift befindet sich auf dem Staatsarchiv Zürich).

Monographien.

Jean Pierre de Crousaz.

1663—1750.

[Quellen: Wolf, Biographien zur Culturgeschichte der Schweiz. — Gindroz, Histoire de l'instruction publique dans le pays de Vaud (Lausanne 1853), S. 94 ff., 343, 370 ff. — Secretan, Galerie suisse I. (Lausanne 1873), S. 591 ff. — Daguet, Educateur 1879, S. 305.]

In zwiefacher Art hat J. P. de Crousaz auf dem Gebiet der Erziehung und des Unterrichts gewirkt: als Professor und Erzieher, und als pädagogischer Schriftsteller. — De Crousaz ist im April 1663 in Lausanne geboren. Schon im Alter von 13 Jahren hatte er die Classen des Collège durchlaufen und studirte dann allein Werke über Physik und Mathematik, besonders Descartes (Cartesius), der damals in Lausanne verboten war. Nachdem er in Lausanne und Genf seine theologischen Studien begonnen und dieselben in Leyden vollendet hatte, verbrachte er einige Zeit in Paris, wo er mit dem Philosophen Malebranche in Verbindung trat. Nach seiner Rückkehr in seine Vaterstadt wurde er zuerst zum Titularprofessor (prof. honoraire) der Philosophie ernannt und später (1699) zum wirklichen Professor. Mit der Philosophie, worin De Crousaz gewissermaßen Eklektiker war, war damals auch Physik und Mathematik verbunden. Seine Vorlesungen fanden vielen Beifall, besonders auch, weil er dieselben auf Französisch hielt, während seine Collegen sich des Lateinischen bedienten. Im Jahr 1706 ward er Rector und später bekleidete er diese Würde noch dreimal. — Als Bern von den Professoren der Lausanner Akademie und von den Waadtländer Geistlichen die Unterzeichnung des Consensus [1] forderte, trug De Crousaz zur Erlangung dieser Unterzeichnung bei, zog sich aber dadurch mancherlei Unannehmlichkeiten zu. Noch im Alter von 60 Jahren (1724) verließ er sein Vaterland und ward Präceptor eines Prinzen von Oranien; im gleichen Jahre übernahm er eine Professur in Gröningen, circa vier Jahre

[1] Formula Consensus Helvetica (von Heidegger in Zürich 1675 verfaßt), eng orthodoxe Formel über Glaubenslehren von nicht untergeordneter Bedeutung.

später ward er Erzieher eines hessischen Prinzen. 1735 kam er nach Lausanne zurück und erhielt aufs Neue seine Stelle an der Akademie, in welcher er bis drei Jahre vor seinem Tode (Februar 1750) thätig war.

Außer einigen 30 theologischen, philosophischen, physikalischen und mathematischen Schriften, die von ihm gedruckt erschienen, und von denen mehrere gegen Bayle gerichtet sind, hat er zwei pädagogische Werke herausgegeben, das eine unter dem Titel „Nouvelles maximes sur l'éducation des enfants" (Amsterdam 1718 — Ins Deutsche übersetzt Leipzig 1719), das andere unter dem Titel „Traité de l'Education des enfants" (2 Bde. La Haye 1722 — der Prinzessin von Wales gewidmet).

Die erstere dieser Schriften ist ironisch von Anfang bis zu Ende und richtet sich gegen die Verkehrtheiten der damaligen Erziehungsweise, besonders gegen den Grundsatz des unmittelbaren Nutzens. Ein Beispiel möge die Art des Verfassers zeigen: „Was ein Kind besitzt, soll man nur mit Gleichgültigkeit ansehen oder man soll gar nicht davon reden; aber was andere Kinder besitzen, soll man loben und bewundern. Dadurch wird ein Kind unfehlbar lernen, nie mit dem, was es besitzt, zufrieden zu sein, und es wird sich befleißen, Mittel und Wege zu suchen, das Besitzthum anderer aus ihren Händen in seine zu bringen. Und nicht nur was Vornehmere besitzen, soll das Kind beneiden lernen, sondern auch das, was Geringern angehört. Dann wird es listig und thätig werden und keine Mühe scheuen, um etwas zu erwerben. Wenn es sich dann mit dem Eigenthum der Geringern bereichert hat, wird es sich später auch gegen Seinesgleichen und gegen Höhere alles erlauben". — „Wenn Kinder ihrem Gedächtnisse solche Sachen einprägen, die sie nicht verstehen, so gewöhnen sie sich an Folgsamkeit, was für ihren Lehrer höchst vortheilhaft ist. Es steht dann nicht zu befürchten, daß sie alles bekritteln und über alles räsoniren wollen. Ohne zu fragen: Warum? werden sie als fest und gewiß annehmen, was man ihnen beibringen will."

Wie de Crousaz in der Vorrede zu seinem zweiten pädagogischen Werke sagt, wurde die Ironie seines ersten nicht von allen Lesern begriffen; deswegen veröffentlichte er sein Werk „Traité de l'éducation" (Erziehungslehre), die in neun Abschnitten (sections) (zusammen 1060 Seiten klein Octav) Folgendes behandelt: I. Wichtigkeit des Gegenstandes. II. Pflicht der Väter. III. Eigenschaften des guten Erziehers. IV. Vom Unterrichte (Kapitel 1. Allgemeines und erste Unterrichtsstunden. 2. Methode, um die Kenntnisse der jungen Leute zu vermehren. 3. Nutzen des Wissens. 4. Vom öffentlichen Unterrichte. [Der Verfasser bemerkt, daß er besonders die Privaterziehung im Auge gehabt.] 5. Ueber Geographie und Geschichtsunterricht). V. Von den Sitten. VI. Rathschläge über den Religionsunterricht. VII. Ueber die Beweggründe. VIII. Von den Erholungen. IX. Von den Reisen.

Der Stil von de Crousaz' ist bisweilen etwas schwerfällig; seine Ansichten sind immer verständig und viele verdienen heute noch Beachtung. Den Geschichtsunterricht z. B. will er mit der neuen Geschichte beginnen und dabei möglichst viel Bilder, Ansichten von Städten, Karten ꝛc. ꝛc. verwenden.

Lange wurde de Crousaz nur „der berühmte Professor“ genannt.

Reitzel.

Johann Georg Sulzer.

1720—1779.

[Quellen: Sulzers Schriften. — Joh. Georg Sulzers Lebensbeschreibung von ihm selbst aufgesetzt. Aus der Handschrift abgedruckt mit Anmerkungen von Jos. Bernhard Merian und Friedrich Nicolai. Berlin und Stettin 1809. — Hirzel an Gleim über Sulzer den Weltweisen. Zürich 1779. — J. C. Mörikofer, die schweizerische Litteratur des 18. Jahrhunderts, Leipzig 1861. — Neujahrsblatt der Hülfsgesellschaft von Winterthur.]

In seiner anmuthigen Selbstbiographie erzählt Sulzer schlicht und klar den äußern und innern Entwicklungsgang seines Lebens. Geboren zu Winterthur am 5./16. Oktober 1720, von 25 Kindern des Rathsherrn Sulzer das jüngste, wurde er von seinen Eltern dem geistlichen Stande bestimmt; in seinem 14. Jahr verlor er Vater und Mutter an Einem Tag durch ein ansteckendes Fieber und sein Vermögensantheil reichte eben hin, die Mittel zur Vollendung seiner beruflichen Ausbildung zu bieten. Weder die öffentlichen Schulen seiner Vaterstadt, noch nachmaliger Privatunterricht, noch auch der Unterricht am Carolinum in Zürich, wohin er 1736 zu Vollendung seines gelehrten Studiums abgieng, besaßen für seine Entwicklung anregende Kraft; die ersten Begriffe von Litteratur und Wissenschaft gewann er aus dem Umgange mit ältern Studenten; dem Privatverkehr mit Chorherr Geßner (nachher Stifter der naturforschenden Gesellschaft † 1790) verdankte er die Erweckung seines wissenschaftlichen Eifers, der sich zunächst freilich noch planlos auf die verschiedensten Zweige der Wissenschaft, Geometrie, Physik, Naturgeschichte, Studium der Classiker, Wolf'sche Philosophie warf. Ebenso bescheiden als feinsinnig äußert er sich über das Resultat seines Bildungsganges: „Diese auf alles zerstreute Neigung ist mir hernach bis in mein Alter und in diese meine letzten Tage geblieben; und ebenso die zwischen Geschäften, dem Genusse des Lebens und dem Studiren getheilte Neigung. Daher ist es gekommen, daß der Hang, die Annehmlichkeiten des Lebens zu genießen, mich beständig vom anhaltenden Studiren abgezogen, die Liebe zu den Wissenschaften aber mich immer gehindert hat, andern Geschäften oder der Zerstreuung mich gänzlich zu überlassen. So blieb ich mein ganzes Leben

hindurch ein Amphibium, das mit gleicher Lust in der Welt und in dem ruhigen Wohnsitze der Wissenschaften lebte. Wenn dieses nicht der Weg ist, sich in der gelehrten Welt einen Namen zu erwerben, so ist es vielleicht doch der angenehmste durch das Leben hindurchzukommen. Das Studiren hat mich nicht ungesund, und die Geschäfte, in denen ich verwickelt gewesen, haben mich nicht unruhig gemacht".

Nach seiner Ordination zum Geistlichen 1739 bekleidete er zuerst eine Hauslehrerstelle, ward dann Vicar in Maschwanden, wo er „die schönsten Tage seines Lebens" verbrachte, begab sich 1743 zur Uebernahme einer Hauslehrerstelle nach Magdeburg und wurde 1747 Professor der Mathematik am Joachimsthal'schen Gymnasium in Berlin. Das Jahr 1750 brachte ihm sowol die Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften als einen eigenen Hausstand. Leider ward die sehr glückliche Ehe, aus der zwei Töchter ihn überlebten, schon 1761 durch den Tod seiner Gattin gelöst. In verschiedenen Lebensstellungen, als Lehrer der Philosophie an der von Friedrich dem Großen neu errichteten Ritterakademie, nachher als Rector des Joachimsthal'schen Gymnasiums, als Reorganisator andrer preußischer Gymnasien blieb Sulzer bis ans Ende seines Lebens [1] in Fühlung mit dem praktischen Schuldienst; unvergänglichen Ruhm erwarb er sich als Schriftsteller durch seine Anregungen auf dem Gebiete der schönen Künste und Wissenschaften, vor allem durch seine „Allgemeine Theorie der schönen Künste" und eine Reihe philosophisch-ästhetischer Abhandlungen.

Doch es ist nicht Sulzer der Aesthetiker, dessen Wirksamkeit diese Zeilen zu beleuchten haben. Von weniger epochemachendem Einfluß, aber sachlich nicht minder bedeutsam ist Sulzers litterarische Bethätigung auf pädagogischem Gebiet.

Sulzer hat mehrere pädagogische Schriften geschrieben. Abgesehen von seiner grundlegenden Erstlingsarbeit „Versuch einiger vernünftiger Gedanken von der Auferziehung und Unterweisung der Kinder" 1745 sind es folgende:

Kurzer Inbegriff aller Wissenschaften 1745, eine Encyclopädie, die in klarer, leicht überschaulicher Anordnung Gehalt und Umfang jeder einzelnen Wissenschaft in Kürze darlegt und worin die Anleitung über Behandlung der Naturwissenschaften in der Schule besonders bemerkenswerth ist.

Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens zum Gebrauch einiger Classen des königlichen Joachimsthalischen Gymnasiums 1768; ein reichhaltiges, wol geordnetes und für die damalige Zeit treffliches Lesebuch, das mehrere Auflagen erlebte.

---

[1] Sulzer starb nach längeren Leiden am 25. Februar 1779 in Berlin.

Gedanken über die beste Art, die classischen Schriften der Alten mit der Jugend zu lesen.

Entwurf der Einrichtung des von Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht, dem Herzog von Curland, in Mitau neu gestifteten Gymnasii academici. 1772.

Anleitung zur Erziehung seiner Töchter, nach 1760 entstanden, zunächst nicht für den Druck bestimmt, sondern eine Anweisung für die Erzieherin seiner beiden Töchter. Der Aufsatz wurde nach Sulzers Tod 1781 im Druck herausgegeben, bietet in sehr anspruchsloser Weise zusammenhängende Betrachtungen über Erziehungsaufgaben und Erziehungsmittel und kann der Hauptsache nach für Erziehung von Kindern beiderlei Geschlechts verwendet und noch jetzt mit Nutzen nachgelesen werden. Der theoretische Standpunkt ist der nämliche wie in dem „Versuch einiger vernünftiger Gedanken".

Allen diesen Arbeiten geht nun aber an Interesse jene Erstlingsschrift voran, denn unter dem unscheinbaren Titel „Versuch einiger vernünftiger Gedanken von der Auferziehung und Unterweisung der Kinder" (284 Seiten) ist eine eingehende Erziehungslehre verborgen, die ihre Forderungen vom Standpunkt der Aufklärung formulirt, lange ehe Rousseau mit seinem „Emile" die Welt bezauberte. Die Schrift ist in Magdeburg ausgearbeitet, aber nach Sulzers eigener Erklärung entstand der Entwurf derselben schon in der Schweiz, also spätestens 1743. Der Ausgabe von 1745 folgte 1748 eine zweite mit mehrern ernsten und satyrischen Beigaben [1].

Der philosophische Hintergrund des Buchs ist die Wolf'sche Metaphysik; das praktische Versuchsgebiet das einer anderthalbjährigen Thätigkeit als Hofmeister und das Stillleben des 22jährigen Vicars in Maschwanden. Von Einwirkung des Pietismus zeigt sich keine Spur, dagegen allseitige und weitgehende Bekanntschaft mit den Classikern wie mit den englischen und französischen Freidenkern. Aber die Ideen derselben sind hier nun in Forderungen für eine allgemeine Praxis übersetzt. Und dies obgleich sich Sulzer sehr wohl bewußt ist, daß seine Ideen am allerwenigsten bei den Erziehern und Schulmännern gewöhnlichen Schlages Anklang finden werden. Ganz antik bezeichnet er die Erziehung eigentlich als das Werk eines Philosophen und sehr häufig begegnen uns Bemerkungen wie diese: „Allein dies ist eine Sache, die mehr Einsicht und Geschicklichkeit erfordert, als man bei Leuten, denen die Erziehung obliegt, antrifft"; im Nachwort fügt er der

[1] Diese zweite Ausgabe liegt der nachfolgenden Arbeit zu Grunde; die erste Auflage scheint sehr selten geworden zu sein.

Entschuldigung, daß er trotz gelegentlichen Versprechens nicht noch ein Capitel von der Einrichtung öffentlicher und Privatschulen anschließe, bei: „Zum wenigsten werden es mir die meisten Schulmänner nicht übel nehmen, daß ich hievon schweige; weil ihnen meine Vorschläge vermuthlich nicht würden angestanden haben. Ich habe alle Hochachtung für diese Herren, wegen ihrer schweren Arbeit, die sie insgemein bei schlechter Kost thun müssen. Indessen muß ich doch gestehen, daß mir ihre Einrichtungen der Schulen und ihre Art an der Jugend zu arbeiten, so weit ich sie kenne, nicht gefällt. Ich weiß, daß Viele unter ihnen sind, welche die Sachen wol einsehen, ohne sie verbessern zu können, weil sie die Macht nicht haben etwas zu verändern, wenn es auch gleich besser werden würde. Hiemit aber will ich mich des Rechts, meine Gedanken von der Einrichtung der Schulen öffentlich vorzutragen, nicht begeben haben."

Wie sehr das Wort auch von seinem geistigen Leben gilt, welches Sulzer im Allgemeinen über sich gesagt, daß ihn „das Studiren nicht ungesund gemacht habe", mag ein Ueberblick über den Inhalt der Schrift zeigen.

Als Zweck der Erziehung bezeichnet er: daß man die Kinder, welche kraft ihrer Geburt Menschen sind, zu vernünftigen, tugendhaften und gesitteten Menschen mache. Er betrachtet dann diese Aufgabe nach Seiten der Verstandes- und der Willensbildung.

Was zunächst die Verstandesbildung betrifft, so sind ihm das Fundament des richtigen Denkens deutliche Begriffe. Diese aber werden erlangt durch Aufmerksamkeit und durch Nachforschung d. h. durch klare und deutliche Anschauungen. Dazu müssen die Kinder mit aller Beharrlichkeit angehalten werden; den Anfang dieser Uebungen mache man mit sehr leichten Sachen, die deutlich in die Augen fallen, hernach nehme man immer etwas schwerere Sachen, bis man auf abstracte oder abgezogene Begriffe kommt. Dieser Anschauungsunterricht ist die ausschließliche Aufgabe auf dem Gebiet der Verstandesbildung bis zum 7. Jahr.

Mit der zweiten Jugendperiode beginnt nun die Anleitung der Kinder zum richtigen Urtheil, d. h. zur Untersuchung, in was für einer Verbindung zwei Begriffe zu einander stehen. Man geht dabei zunächst darauf aus, sie aus leichten und deutlichen Erklärungen Folgerungen ziehen zu lassen, und sucht sie dann durch Frag und Antwort dazu zu bringen, zusammenhängende Erzählungen zu begreifen, denselben allgemeine Sätze und Wahrheiten zu entnehmen. Zugleich ist darauf zu sehen, daß die Kinder nicht nur richtig, sondern auch gewandt und rasch urtheilen lernen; daher Uebungen des Gedächtnisses, der Aufmerksamkeit u. s. w.

Der systematische Unterricht, welcher erst mit dem 7. Jahr zu beginnen hat (was Sulzer eingehend begründet) soll auch für die Kinder, welche nicht

den Wissenschaften gewidmet sind, bis zum 16. Jahr gehen. Bei den Sprachen soll das Hauptgewicht auf die Muttersprache gelegt werden, und zwar soll das Kind hier ebensowol richtig lesen und das Gelesene nach Form und Inhalt verstehen lernen, als zu gutem schriftlichen Ausdruck in der Muttersprache angehalten werden; nur für besser situirte Kinder tritt Unterricht in fremden Sprachen hinzu; ausdrücklich betont Sulzer dabei den Werth des Uebersetzens aus fremden Sprachen und in solche für Schärfung des Sprachgefühls.

Geschichte und Geographie sind Fächer der Allgemeinbildung. Aber „da ists wahrhaftig nicht genug, daß man ihnen ein elendes Gerippe dieser Wissenschaften in Fragen und Antworten vorlegt und sie diese läßt auswendig lernen. Dieses ist ein bloßer Zeitverderb, der zu nichts nützet. Die Historie selbst mit Nutzen zu lernen, werden ausführliche Schriften erfordert und die Originalverfasser sind allemal den andern vorzuziehen“. Noch erstaunlicher klingt aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, was Sulzer über den Geographie-Unterricht sagt: „Was die Geographie betrifft, so finde ich auch sehr unnütze, daß man den Kindern das Gedächtniß mit hunderttausend barbarischen Wörtern anfüllt, die sie, wenn sie einmal aus der Schule genommen werden, vielleicht größtentheils in ihrem Leben nicht wieder hören. Die Hauptsache kommt darauf an, daß man den Kindern die Einrichtung der Landkarten recht wol begreiflich mache; daß sie wissen, wie ein jeder Ort auf der Karte seiner Lage nach determiniert wird; desgleichen, daß man ihnen einen Begriff von der natürlichen Geographie beibringt, welche von den verschiedenen Climaten und ihrem Verhältniß gegen einander handelt.“

Auf Bildung des guten Geschmacks soll durch Lectüre der besten Schriftsteller (Dichter, Redner und Moralisten) in den Sprachen, die in der Schule gelernt werden, mit Eifer hingewirkt werden.

Alsdann geht Sulzer zu denjenigen höheren Wissenschaften über, die ohne Unterschied in allen Schulen und Privatunterweisungen sollen vorgenommen werden. „Unter diesen ist die Mathematik die erste. Diese herrliche Wissenschaft dienet nicht nur dazu, daß sie den Verstand auf eine ungemeine Weise schärfet und zu gründlichem Denken führt, sondern es ist auch kein Theil der Mathematik, der nicht seinen besondern unmittelbaren Einfluß in die menschlichen Geschäfte hat. Was also Plato in seiner Schule gethan, wo er keinen hinein gelassen, der die Geometrie nicht verstund, das sollte man billig jezo in den öffentlichen Schulen umkehren und keinen heraus lassen, bis er in der Mathematik wol unterrichtet wäre“. Neben die Mathematik tritt ebenbürtig die Physik: „es gehört als ein fürnehmes Mittel zu der menschlichen Glückseligkeit die Gründe natürlicher Dinge zu wissen. —

Diese zwei Wissenschaften sind um so vielmehr den Schulen zu empfehlen, da sie die Jugend ungemein aufmuntern und ihr Lust zum Lernen machen. Ich glaube, daß junge Leute anstatt daß sie nicht selten mit Schmerzen auf ihre gänzliche Erlösung aus der Sklaverei der Schulen warten, dannzumal mit Lust ihre Zeit in den Schulen aushalten würden".

Von den andern „Theilen der Weltweisheit" gehören noch die ersten Anfänge der Moralwissenschaft und des Naturrechts zur allgemeinen Bildung.

Ueber die „Gottesgelehrtheit" d. h. den Religionsunterricht spricht sich Sulzer kurz, aber charakteristisch aus: „Ich wünschte, daß man die Kinder bis auf ein ziemliches Alter von wenigstens 12 Jahren kommen ließe, ehe man ihnen den Katechismus oder andere theologische Lehrbücher erklärte. Vernünftige Leute sehen wol ein, zu wie viel Dingen dieses würde gut sein".

An diese Erörterungen über Methode und Umfang der Verstandesbildung schließt Sulzer noch „einige besondern Regeln, die bei der Unterweisung in Acht zu nehmen sind", an, d. i. Vorschriften, welche die Förderung und Wahrung des erzieherischen Elements bei dem Unterricht betreffen. Es sind folgende:

1. Man muß das individuelle Temperament des Kindes beachten und berücksichtigen.
2. Mit ganz jungen Kindern (vor dem 7. Jahr) muß man keine vorgesetzten Stunden zum Lernen nehmen.
3. Man muß den Kindern in den Sachen, die sie lernen sollen, mit einem guten Exempel vorgehen (sich selbst eifrig zeigen zu lernen und seine Kenntnisse zu vermehren).
4. Man muß für diejenigen Uebungen, welche die Kinder treiben (ihren gegenwärtigen Lernstoff) Hochachtung zeigen.
5. Noch wichtiger ist, daß man für den Lehrer Hochachtung zeige.
6. Je weiter die Kinder anwachsen, um so mehr muß man ihrem eigenen Fleiß etwas überlassen.
7. Man hat bei der Unterweisung mehr darauf zu sehen, wie die Kinder lernen, als wie viel sie lernen.
8. Man muß den Kindern die Unterweisung angenehm machen.

Der zweite, ungleich ausführlicher behandelte Theil des Buches (circa 200 Seiten) bezieht sich auf die Erziehung des Willens. Der Wille beruht ebensowol auf der Einsicht als der Gemüthsstimmung; daher giebt Sulzer zuerst in großen Zügen die „Abbildung eines zur Tugend eingerichteten Verstandes" und die „Abbildung eines zur Tugend eingerichteten Gemüthes", und geht alsdann über zu den allgemeinen Regeln über die Art und Weise, die Gemüther der Kinder zu bilden". Es giebt zweierlei Arten, dem menschlichen Gemüthe Neigungen einzupflanzen: durch Lehre oder durch Exempel.

Das Exempel als ein lebendiges Bild wirkt nun anerkanntermaßen stärker; auch nimmt es den der Jugend innewohnenden Trieb der Nachahmung in Anspruch und giebt sich weniger als die Vorschriften den Anschein, als ob es bestimmend einwirken wollte. Daher tritt das Exempel in erste Linie. Die vorzüglichste Art des Exempels aber ist das lebendige Exempel des Umgangs; und der Erzieher hat hier speciell zu berücksichtigen, daß der Umgang dann die meiste Wirkung auf das Gemüth hat, wenn man die Personen, mit denen man umgeht, liebt. Daraus erwächst weiterhin die Pflicht, ein wachsames Auge darauf zu halten, in welcher Umgebung die Kinder aufwachsen, bei der Wahl der Lehrer und Bediensteten sorgfältig zu sein. „Wie viele", frägt nun Sulzer, „sind im Stand, solche Lehrer und Bediente aufzusuchen und zu bezahlen, wie wir hier fordern? Ich sehe die Schwierigkeit wol ein, ohne ein Mittel zu kennen, sie zu heben; denn das wären nur Träume, wenn man angeben wollte, der Staat sollte die Erziehung übernehmen, untüchtigen und armen Eltern die Kinder abnehmen und sie der Sorge vernünftiger und ausgesuchter Leute anvertrauen, und die Reichen anhalten, alles mögliche anzuwenden, rechtschaffene Leute um ihre Kinder zu haben. Ich habe schon hundertmal gewünscht, daß die heutigen Gesetzgeber doch so klug sein möchten, wie die alten Römer, um in jeder Stadt einen Censor zu setzen, der die Bürger zu solchen natürlichen Pflichten anhalten möchte, welche die bürgerlichen Gesetze schon voraussetzen. Aber es wäre vielleicht noch besser, wenn man einen Aufseher für die Kinderzucht setzte, der mit unumschränkter Gewalt den Eltern in diesem Stück zu befehlen hätte."

Als Exempel mögen ferner Historien, erdichtete oder wahre, dienen, Schauspiel-Aufführungen moralischen Inhalts, und Fabeln. Sehr energisch spricht dabei Sulzer den Wunsch aus, daß der Staat durch Veranlassung passender Jugendschriften sich ins Mittel legen sollte.

Die Lehren, mit denen man auf das jugendliche Gemüth einwirken kann, scheiden sich in solche ohne Angabe der Gründe, d. h. autoritativ ertheilte, und in solche mit Gründen. Erstere Art, Lehren zu geben, hat zwar nichts Gründliches in sich, aber sie ist doch von guter Wirkung. Dazu gehört das geflissentliche Lob der Tugend, das aber nicht an die Kinder gerichtet, sondern nur in ihrer Gegenwart geäußert werden soll (gut wäre dabei namentlich, die Kinder würden mehr in gesellschaftlichen Verkehr mit vernünftigen Erwachsenen gebracht, als dies gewöhnlich der Fall ist!), die Vermahnungen, die aber nicht zu oft in gleicher Weise zu wiederholen sind und denen das gute Beispiel zur Seite zu gehen hat.

Sehr verständig führt Sulzer die „Lehren durch Gründe", d. h. die Bestrebungen die Kinder für das Vernünftige durch Ueberzeugung von seiner

Vernünftigkeit gewinnen zu wollen, ein, indem er bemerkt: „daß man diese nicht brauchen kann, bis die Kinder etwas zum Verstand gekommen, daß sie die Gründe fassen können". Die mathematische, d. h. streng logische Lehrart wäre an sich die beste; aber factisch führt sie nicht zum Ziel, da die Kinder einer zusammenhängenden Kette von Beweisen nicht folgen können; daher ist das richtigere, die sokratische Lehrart anzuwenden, „welche darin besteht, daß man den Menschen immer durch seine eignen Empfindungen führet und ihn immer selber denken und urtheilen läßt; und nur zusiehet, daß man ihm die rechte Materie an die Hand giebt und verhütet, daß er nicht falsch urtheile. Wer diese Lehrart nicht recht kennt, der lese nur die sokratischen Gespräche, die Plato und Xenophon aufgeschrieben haben, welche alle diejenigen, die mit der Erziehung zu thun haben, Tag und Nacht lesen sollten". Dabei hat man freilich wol in Acht zu nehmen, daß man die Kinder nicht durch falsche oder unzulängliche Gründe zu gewinnen suche.

Nun gilt es aber nicht blos, gute Neigungen zu pflanzen, sondern auch bei den Kindern böse Neigungen zu unterdrücken. Wie sehr erinnert es an den Eingang zu Rousseaus Emile, wenn Sulzer zur Begründung dieses Capitels sagt: „Ich stehe zwar in den Gedanken, daß die Menschen überhaupt mit weit bessern Neigungen zur Welt geboren werden als die sind, die sie in dem Fortgang zeigen; weil gar viele durch die Erziehung erst gepflanzet, und andre verböserst werden. Daher ein Kind schon ziemlich gut sein würde, welches durch die Natur allein gezogen und durch die Menschen nicht verdorben würde. Wie aber auch bisweilen", fährt Sulzer weniger excentrisch als Rousseau fort „die Kinder Mängel des Leibes, der sonst überhaupt sehr vollkommen gebildet ist, an die Welt bringen, so giebt es auch in der That natürliche Mängel der Seele. Diese muß man durch eine gute Erziehung zu verbessern suchen." Man hat dabei vor allem zu sehen, ob diese bösen Neigungen wirklich aus einer verkehrten Willensrichtung stammen oder nur Sache der Gewohnheit sind, und danach verschieden vorzugehen. In letzterm Fall genügt die Pflanzung richtiger Einsicht; in ersterm Fall hat man durch Vorstellung, durch systematische Uebung in einem entgegengesetzten Handeln und durch Entgegensetzung widerwärtiger Dinge gegen den verkehrten Hang zu wirken.

In einem besondern Capitel behandelt Sulzer alsdann die Belohnungen und Strafen. Es ist für seinen gesunden Sinn bezeichnend, daß er der Belohnungen gleichsam nur im Vorübergehen gedenkt und vor allem die Forderung aufstellt, daß vernünftiger Weise keine Belohnung stattfindet als in Fällen einer außerordentlich guten Aufführung, da das Kind lernen soll, das Rechtthun als Pflicht und nicht als ein Verdienst aufzufassen. Jedenfalls aber dürfen die Belohnungen nur solche sein, die den guten Neigungen der

Kinder schmeicheln, und in etwas wirklich Gutem (z. B. dem Geschenk eines guten Buches) bestehen.

Was die Strafen betrifft, so giebt Sulzer zu bedenken

1) Daß Kinder von guter Art, die noch nicht verdorben sind, sich fast allemal durch vernünftige Vorstellungen bessern lassen.

2) Daß diejenigen Fehler, welche aus Mangel des Verstandes und der Erfahrung herkommen, oft sehr leicht durch bloßen Unterricht können gebessert werden.

3) Daß die Kinder oft fehlen, weil sie noch nicht Kraft genug haben, dem Fehler zu widerstehen, ungeachtet sie es gern wollten. Auch in diesem Fall soll man in der Regel das Strafen vermeiden.

4) Daß Kinder oft geringe Fehler begehen, die keinen Einfluß auf das Gemüth haben.

Aus diesen Betrachtungen leitet er nun folgende Regeln ab:

1) Kein Fehler soll das erste Mal mit Strafe belegt werden.
   Ausnahmen: wenn die Kinder noch zu jung sind, als daß man mit dem Worte an sie kommen könnte, oder wenn eine Wiederholung des Fehlers aus äußern Gründen nicht riskiert werden darf.
2) Kinder von guter Art sollen überhaupt gar nicht gestraft werden.
   Kinder im frühesten Alter kommen hier nicht in Frage, da man noch nicht sagen kann, daß sie von guter Art sind.
3) Fehler, die von dem Verstand und von der Schwachheit der Erkenntniß herrühren, sollen nicht gestraft werden.
   Man darf hier nur etwa, wenn alle andern Mittel nicht wirken, im Fall der Wiederholung der Fehler durch Strafen auf Stärkung des Willens hinarbeiten.
4) Kein Fehler soll eher gestraft werden, bis man weiß, daß es im Willen des Kindes liegt, ob es ihn lassen wolle oder nicht.
5) Kein Fehler, der ohne Einfluß auf das Gemüth kann begangen werden, soll gestraft werden.

Sehr energisch wendet sich Sulzer gegen die falsche Weichlichkeit, die Strafen von kleinen Kindern ganz fern halten will. „Die Kinder brauchen nicht aus Gründen zu wissen, was gut oder bös ist; sie sollen nicht deswegen gestraft werden, weil sie gefehlt haben, sondern deswegen, damit sie nicht wieder fehlen. Sie sollen allemal bei dem Eigensinn und Ungehorsam etwas fühlen, das ihnen nicht ansteht, damit sie davon ablassen. So viel können die kleinsten Kinder wol merken. Ihr werdet doch euerem Kind, das ein Jahr alt ist, so viel Vernunft zutrauen als einem unvernünftigen Thier? Ein solches aber hat so viel, daß es merken kann, wenn man ihm Schläge

giebt, warum es geschieht. Warum soll es euer Kind nicht merken? Aber die unmündigen Kinder darum strafen, wie ihr meistentheils die etwas erwachsenen strafet, um auch an ihnen zu rächen, daß sie etwas wider euern Willen gethan haben, dieses heiße ich im höchsten Grade unvernünftig. Die Strafen sollen nicht aus Rache, sondern aus Liebe kommen, nicht eine Plage, sondern eine Wohlthat für die Kinder sein".

Solche Betrachtungen leiten naturgemäß zu der Frage über, wie die Strafen sollen beschaffen sein. Während die staatlichen Strafen neben dem Zweck der Besserung auch den der Rache (Sühne) haben, ist Besserung der alleinige Zweck der erzieherischen Strafe; die Größe der Strafe muß daher nach der Größe des Verderbens, das in dem Uebertreter ist, bestimmt werden. Ausgenommen bleibt einzig, wenn ein Fehler so wichtig ist, daß man es nicht auf die Möglichkeit einer Wiederholung darf ankommen lassen; dann ist die Größe der Gefahr das Bestimmende. Das Strafmaß muß Rücksicht nehmen auf die Individualität der Kinder, auf die Seltenheit oder Gewohnheitsmäßigkeit, mit der dieser Fehler begangen wird, auf die Wichtigkeit, die der Fehler, wenn er nicht beseitigt wird, für die Zukunft hat; Sulzer bemerkt in letzterer Beziehung, daß es Fehler gebe, die dem Kindheitsalter speciell eigen sind, sich mit ihm von selbst verlieren, und die man deshalb übersehen müsse. Bezüglich der Art greifen die Strafen das Gemüth entweder unmittelbar oder vermittelst des Leibes an. Die unmittelbar an das Gemüth appellirende Strafe (Beschämung u. s. w.) steigert sich, je öffentlicher sie vollzogen wird; zu ihrer Wirksamkeit ist aber unbedingt nothwendig, daß sie so lange anhalten müsse, bis man Besserung spürt, daß sie überhaupt mit Consequenz durchzuführen ist. Die Leibesstrafen, als die stärksten, sollen nur angewendet werden, wenn das Verderben groß ist und durch andre Mittel nicht geheilt werden kann; aber eben deshalb müssen sie alsdann stark sein, weil sie sonst gar nicht wirken. Der Eindruck der Strafen wird dadurch sicher gestellt, daß dieselben mit einer großen Ernsthaftigkeit und mit einer Art von Solennität müssen begleitet sein; daß die Strafen erst eintreten, wenn dem Kind klar gemacht worden, wie es gefehlt hat; daß jeder Schein von Zorn und Rache vermieden wird; daß man mit nichts straft als mit Sachen, die wirklich ein Uebel sind; daß man die Strafen durch Wiederholung nicht zu gemein macht und den Kindern auch nachher Abscheu vor dem Fehler und der Strafe einzuflößen sucht.

Nach diesen allgemeinen Auseinandersetzungen erörtert nun Sulzer die Zutheilung der erzieherischen Einwirkung auf das Gemüthsleben an die verschiedenen jugendlichen Altersstufen. Er geht dabei von der Auffassung aus, daß in den ersten Jahren der Kindheit das Meiste kann verdorben oder gut gemacht werden.

Erste Altersstufe: erstes bis drittes Jahr. Die Erziehung hat schon mit dem ersten Jahr zu beginnen. Das Hauptaugenmerk ist darauf zu richten, daß das Kind nicht verzärtelt und nicht eigensinnig werde. Der Säugling soll nicht aus allzu großer Sorgfalt in viele Tücher eingewickelt werden, er soll frische Luft haben, man soll ihn nicht durch künstliche Stille oder durch Liebkosungen verwöhnen, man soll überhaupt mit den Kindern in diesem Alter nicht zu viele Umstände machen, sie etwas kurz halten, und ihnen gegenüber alles „mit einer gewissen Kaltsinnigkeit“ thun. Die Erziehung der bäurischen Bevölkerung ist in dieser Beziehung die beste und Sulzer giebt Montaigne recht, der seinen eignen Vater darum lobt, daß er ihn in frühster Jugend auf ein Dorf zu Landleuten in Pflege gegeben. Und da bei den Kindern, sobald sie ihr Verlangen durch Geberden zeigen können, der Eigensinn zu Tage tritt, so ist dessen Vertreibung gleich zu Beginn die Hauptarbeit und man hat daran so lange zu arbeiten, bis man zum Zweck gekommen.

Dies ist denn auch für die nächstfolgenden Jahre die Hauptaufgabe der Erziehung, über den Eigensinn völlig Herr zu werden. Dazu tritt als positive Aufgabe die Einpflanzung des Ordnungssinns durch Beispiel und Gewöhnung. Ist der Eigensinn vertrieben, so folgt als weiteres Hauptstück der Erziehung die Gewöhnung zu genauem Gehorsam gegen die Eltern und Vorgesetzten und zu einer kindlichen Zufriedenheit mit allem was sie thun. „Diesen Gehorsam aber den Kindern einzupflanzen“, sagt Sulzer, „ist nicht so sehr leicht. Es ist ganz natürlich, daß die Seele ihren Willen haben will, und wenn man nicht in den ersten zwei Jahren die Sache richtig gemacht hat, so kömmt man hernach schwerlich zum Zweck. Diese ersten Jahre haben unter Anderm auch den Vortheil, daß man da Gewalt und Zwang brauchen kann. Die Kinder vergessen mit den Jahren Alles, was ihnen in der ersten Kindheit begegnet ist. Kann man da den Kindern den Willen benehmen, so erinnern sie sich hernach niemalen mehr, daß sie einen eignen Willen gehabt haben, und die Schärfe, die man wird brauchen müssen, hat auch eben deswegen keine schlimmen Folgen.“ — Außerdem ist die Zeit bis zum Abschluß des dritten Jahres ganz geeignet, den Kindern Achtung für andre, namentlich erwachsene Personen, Geduld, Standhaftigkeit, aufgewecktes Wesen, Sanftmuth und die Gefühle der Barmherzigkeit und Wohlthätigkeit beizubringen. Da aber „der einzige Bewegungsgrund, den man diesen kleinen Creaturen geben kann, wenn man nicht Gewalt brauchen will, die Liebe ist“, so muß es ein Hauptgesichtspunkt der Eltern sein, diese Liebe und Hochachtung den Kindern ihnen gegenüber einzupflanzen.

Voraussetzung aller weitern Erziehung ist, daß in den drei ersten Jahren der Eigensinn gebrochen, Gehorsam und kindliche Liebe sicher gestellt sei, daß aber nun auch das Nöthige gethan werde, Biegsamkeit, Gehorsam und Liebe weiterhin zu unterhalten.

Zweite Altersstufe: viertes bis sechstes Altersjahr. Man muß nun die Kinder anhalten, in ihren kleinen Verrichtungen ordentlich, genau und fleißig zu sein, und ihnen dafür ein wenig Freiheit einräumen, die körperliche Abhärtung fortsetzen, sie lehren in Gesellschaft mit ihresgleichen sich zu bewegen, sie gewöhnen, frei und rund, aber anständig ihre Gedanken zu äußern und vor allem in ihrer Handlungsweise wahrhaft und aufrichtig zu werden. Um ihre Denkungsart kennen zu lernen, muß man sich mit ihnen abgeben, und da sie gegen Ende dieser Periode schon beginnen, aus leichten Gründen zu urtheilen, sie hier auf die richtigen Wege leiten. Besonders ist dafür zu sorgen, daß der Einblick in die gesellschaftlichen Unterschiede, der in dieser Zeit beginnt, „nicht in die fast allgemeinen Vorurtheile verfalle und die Verdienste, die Ehre und die Glückseligkeit nach den äußerlichen Umständen abgemessen werden“. Bei der Erziehung von Mädchen ist jetzt schon darauf zu achten, daß man der Eitelkeit den Eingang in die zarten Herzen versperre. — Ein Hauptmittel auf dieser Erziehungsstufe ist, daß man den Kindern die guten Eigenschaften, von denen dieses Alter einen Begriff haben kann, durch rührende und deutliche Exempel vorstelle und anpreise. „Dieses geschiehet, wenn man ihnen anstatt der alten Weiber-Märchen, Gespenster- und Mordgeschichten, womit man sie verdirbt, artige moralische Märchen und Historien erzählt, die nach ihren kindlichen Begriffen eingerichtet und folglich aus ihrer kleinen Kinderwelt genommen sind. Man muß aber hierin zwei Dinge wol bemerken: erstlich, daß man ihnen solche Historien so oft erzählt, daß sie sich derselben bei dem geringsten Anlaß erinnern können; hernach muß man fest darauf halten, daß sie diesen Exempeln folgen.“

Dritte Altersstufe: siebentes bis zehntes Altersjahr. In diesem Alter kann man nun schon anfangen, mit den Kindern Leibesübungen vorzunehmen, welche einen nicht geringen Einfluß auf die Eigenschaften der Seele haben. „Wenn ich eine öffentliche Schule nach meinem Gefallen einzurichten hätte, so müßte bei jeder Classe ein eigener Platz sein, der zu den Uebungen des Leibes bestimmt wäre. Es gefällt mir daher sehr wol, daß in meiner Vaterstadt noch die gute alte Gewohnheit beibehalten worden, daß die Kinder aus allen Classen jährlich einmal vor die Stadt auf eine große Wiese geführt werden, wo sie unter der Aufsicht ihrer Lehrer im Laufen, Springen, Spießwerfen u. dergl. geübt und wo allemal die Ueberwinder belohnt werden. Noch besser aber würde es mir gefallen,

wenn diese Uebungen, anstatt daß sie alle Jahre nur einmal vorgenommen werden, alle Wochen ordentlich gehalten würden." Hauptsächlich ist auf dieser Altersstufe zu erzielen: Abhärtung, Ordnung und Liebe zur Arbeit, sorgsame Ausfüllung der Zeit, damit der Müssiggang nicht aufkommen könne. Pflanzung deutlicher moralischer Begriffe, freilich noch nicht in systematischer Zusammenstellung, vor allem Einprägung des Grundsatzes, daß Vernunft und Tugend zwei unverletzliche heilige Sachen seien, und Beibringung der religiösen Hauptbegriffe, Gewöhnung zu überlegtem Handeln. Als Hülfsmittel für Gewöhnung an Ordnung und Liebe zur Arbeit empfiehlt Sulzer, daß die Kinder sich in einem Tagebuch Rechenschaft von ihrem Thun geben und daß bei Zutheilung der Arbeit die individuellen Neigungen berücksichtigt werden; für ausreichende Beschäftigung die Einführung von Handarbeiten. „Was die Handarbeiten betrifft, so sind diejenigen, womit man die Mädchen beschäftigen kann, bekannt genug. Die Knaben können allerhand Sachen, die zu mechanischen Künsten gehören, vornehmen. In Holz oder Messing arbeiten, aus Pappendeckel allerhand Schachteln, Häuser und Festungen bauen u. dergl., wozu man ihnen in den öffentlichen Schulen und Collegiis, wenn sie recht eingerichtet wären, müßte Anleitung geben". Als Mittel für die Läuterung der moralischen Begriffe schlägt Sulzer die Einführung eines Briefwechsels mit den Kindern, für Befestigung der sittlichen Grundsätze die Einprägung von kurzen sprüchwörtlichen Maximen vor. Ausdrücklich fügt er der ganzen Auseinandersetzung bei, daß alles bisherige den Mädchen ebensowol als den Knaben gelte.

Die vierte Altersstufe: elftes bis vierzehntes Altersjahr hat bereits den Uebergang zur Freiheit ins Auge zu fassen. Man hat den Kindern nach und nach mehr Freiheit zu lassen, soll ihre Neigungen nicht zu sehr und ohne Noth einschränken; man erlaube ihnen, ihre Gedanken und Neigungen frei durch anständige Reden an den Tag zu geben. Es gilt dafür zu sorgen, daß die Kinder jetzt selber das Wesen, die Schönheit und die Nothwendigkeit der guten Neigungen einsehen lernen; zur Förderung dieser Erkenntniß ist nunmehr systematische Uebung des Denkens an der Zeit. Ebenso ist die Jugend jetzt theoretisch und praktisch in die wahren Gründe der natürlichen und geoffenbarten Religion einzuführen und sind derselben die nothwendigen Grundbegriffe der Welt- und Menschenkenntniß beizubringen. Von hoher Bedeutung ist es, den jungen Leute auf dieser Altersstufe den Umgang mit vernünftigen Erwachsenen zu verschaffen.

Die letzte Periode endlich, vom sechszehnten Jahre an, hat als Hauptaufgaben die Pflanzung von Bescheidenheit und eines gesetzten Wesens, die Bildung des moralischen Geschmacks (d. h. „der Fertigkeit, in den moralischen Geschäften das Gründliche und Schöne von dem Falschen und Schein-

baren zu unterscheiden, jenes zu lieben und dieses zu verachten") und gründlicher Begriffe von der wahren Ehre. Besonders ist es auch nöthig bei der Mädchenerziehung hier sorgfältig vorzugehen; statt höherer Schulen tritt für die Mädchen die Anleitung und Anhaltung zum Lesen guter Bücher ein. Zum Schluß weist Sulzer dann noch darauf hin, daß der damalige Gebrauch, junge Leute vor dem 20. Jahr zur Vollendung ihrer Bildung auf Reisen ins Ausland zu senden, verfehlt und äußerst gefährlich, und daß es jedenfalls nothwendig sei, sie zuerst zur Beobachtung und Kenntniß ihrer heimatlichen Verhältnisse anzuhalten und in der Kunst, mit wirklichem Nutzen zu reisen, im Kleineren und in der Nähe zu üben.

Das abschließende Capitel giebt eine Skizze dessen „was in Ansehung der äußerlichen Aufführung, des Umganges, der Haushaltung u. s. w. bei den Kindern in Acht zu nehmen ist". Für die Vergleichung mit Rousseau ist namentlich hervorzuheben, daß die Kinder in die Werkstätten der Gewerbetreibenden geführt werden sollen, und daß Sulzer ausdrücklich die Mannigfaltigkeit der daraus resultirenden Vortheile betont: „erstlich lernen sie dadurch die Waaren kennen, die guten von den schlimmen unterscheiden und ihren Werth und Preis bestimmen. Sie sehen, wovon und wie dieselben gemacht werden; welches sie ordentlich, erfinderisch und geschickt macht. Sie sehen, durch was für verschiedene Mittel der Mensch kann zu seinem Zwecke kommen und was für Mühe und Arbeit es braucht, etwas Rechtes zu machen".

Dieses sind in allgemeinen Umrissen Sulzers „vernünftige Gedanken von der Auferziehung und Unterweisung der Kinder"; manche feine psychologische und pädagogische Bemerkung, manche interessante Parallele zu Rousseau konnte in dieser gedrängten Uebersicht nicht Aufnahme finden. Es darf um so eher auf das Studium des Werkes selbst verwiesen werden, als dasselbe auch durch die Klarheit und Gewandtheit der Darstellung in formeller Hinsicht eine meisterhafte Leistung aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ist.

Man weiß in der That nicht, was am meisten Erstaunen hervorzurufen geeignet ist: ob das Vorhandensein einer solchen Erziehungslehre vor der Einwirkung von Rousseaus Emile; oder der Umstand, daß dieses Buch von einem fünfundzwanzigjährigen Manne so wie es uns vorliegt, vollendet wurde; oder die Thatsache, daß kein einziger der Geschichtschreiber der Pädagogik, und zwar von Niemeyer an, dieses Werk gekannt zu haben scheint. O. Hr.

Jean Jacques Rousseau.

[Quellen: Rousseaus Leben ist zunächst von ihm selbst in seinem berühmten Buche „Les Confessions" beschrieben worden. Dasselbe erschien etwa drei Jahre nach Rousseaus Tod, es ist indessen unvollendet, da seine Mittheilungen nur bis zum Jahre 1765 reichen. Dieselben sind nicht immer zuverlässig. Was Rousseau z. B. über seinen Bruch mit Diderot und den Philosophen erzählt, hat sich seit dem Erscheinen von Madame d'Epinay's Denkwürdigkeiten (3 Bde. 1818) als leidenschaftliche, berechnete Entstellung erwiesen. Vergl. Rosenkranz, Leben Diderots. — Unter den französischen Biographen Rousseaus haben sich Musset-Pathay (1821), Saint-Marc Girardin (1852), Streckeisen-Moultou (1865) hervorgethan, unter den deutschen ist Brockerhoff (1863) der bekannteste. Einzelnes haben auch Raumer und Schmidt in ihren Geschichten der Pädagogik und Hauber in Schmidts Encyclopädie des Erziehungswesens (Bd. VII, 1869, Artikel: Jean Jacques Rousseau) beigebracht. — Hermann Hettner, in seiner Geschichte der französischen Litteratur im 18. Jahrhundert, 3. Aufl. 1872, hat Rousseaus Leben und Werke mit der seiner Feder eigenen Anmuth und Bündigkeit behandelt und nach Inhalt und Form eine gediegene Studie geliefert. Unter den Publicationen des Genfer Rousseaufestes (2. Juli 1878) zeichnet sich aus: J. J. Rousseau jugé par les Genevois d'aujourd'hui. Conférences faites par J. Braillard (J. J. Rousseau écrivain); Fréd. Amiel (caractéristique générale de Rousseau); André Oltramare (idées de Rousseau sur l'éducation); Jos. Hornung (les idées politiques de Rousseau); A. Bouvier (les idées religieuses de Rousseau); Marc-Monnier (Rousseau et les étrangers). Genève Sandoz, 1879. Dieses Bändchen von nicht ganz 300 Seiten concentrirt sozusagen alles Wissenswerthe über J. J. Rousseau und hält dabei die rechte Mitte zwischen Kritik und Bewunderung. Nachstehender Artikel schließt sich an Rousseaus Bekenntnisse, an Girardins und Hettners Arbeiten und an die zuletzt genannten Genfer-Vorträge an. Der Gegenstand ist zu oft behandelt worden, um mehr als eine substantielle Auswahl des schon Gesagten bieten zu können.]

Zwei französische Schriftsteller, Voltaire und Rousseau, haben mit ihrem ungeheuren Einflusse die zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts beherrscht und auch dem neunzehnten ihre tiefen Spuren eingeprägt. Während aber Voltaire ganz in der Gesellschaft und ihren brennenden Fragen aufgieng und selten sich die Zeit nahm, über sein eigenes Wesen und Treiben nachzudenken oder andern darüber zu berichten, hat Rousseau uns eine Selbstschau hinterlassen, die an verwegener Offenheit ihres Gleichen sucht. Er hat sein eigenes Ich mit mikroskopischer Genauigkeit betrachtet und seine „Bekenntnisse" stolz und trotzig der Nachwelt vor die Füße geworfen. Wir haben ihn hier vor allem als den Philosophen der Erziehung zu behandeln; wer indessen seine Werke begreifen will, der muß vorerst den Mann und sein Leben kennen.

Jean Jacques Rousseau wurde den 28. Juni 1712 in Genf geboren. Sein Vater, ein Uhrenmacher, stammte von einer jener Hugenottenfamilien,

welche zu Calvins Zeit aus Frankreich eingewandert waren. Ein tüchtiger Handwerker, nicht ohne Interesse an geistigen Dingen, aber leichtlebig und sorglos. „Meine Geburt war mein erstes Unglück", so schreibt Rousseau in den Bekenntnissen. In der That, die Mutter starb im Wochenbette, der Vater überließ den Knaben sich selbst, nichtsnutzige Kameraden verdarben ihn, dann kam er zu einem rohen und gewissenlosen Meister in die Lehre, kurz in einer ganz ungesunden Luft lernt er das Leben und die Gesellschaft kennen. Seine lebhafte Phantasie beschäftigte sich am liebsten mit Romanen und den Biographien Plutarchs. Die Verlassenheit seiner Lage, die Unlust am geregelten Gange täglicher Pflichterfüllung und die Wanderträume einer übelgeleiteten Einbildungskraft brachten den fünfzehnjährigen Jungen bald zum Entschlusse, das Weite zu suchen. Er floh (März 1728) nach Savoyen. Unweit Annecy liegt ein bescheidenes Landgut, das eine junge, neulich zum Katholicismus übergetretene Wittwe, Frau von Warens, bewohnte, als unser Wanderer hier anklopfte. Die Dame nahm ihn auf und schickte ihn zunächst nach Turin, um da zu convertiren. Rousseaus Uebertritt fand am 21. April 1728 statt. Er zählte damals sechszehn Jahre. Nach zweijährigem Vagabunden- und Dienstleben kehrte Rousseau in das Haus seiner Gönnerin zurück. Er verließ es noch mehr als einmal, bald um eine Lebensstellung sich zu suchen, bald um seinen unsteten Wandertrieb zu befriedigen. So viel steht fest, in seinem idyllischen Stillleben auf dem Gute der Frau von Warens hat sich Rousseau umfassende Kenntnisse erworben und seine geistigen Kräfte sowol nach der guten als nach der schlimmen Seite seiner Individualität entwickelt. Seine raffinirte Empfindsamkeit, seine fiebernde Phantasie, der Hang zum Träumen, die Gewohnheit, mehr nach Eindrücken als nach Thatsachen zu urtheilen, statt der Gründe Gefühle ins Feld zu führen, das Ringen nach dem Unmöglichen und der zornmüthige Aerger über des Lebens unerbittliche Wirklichkeit, jenes meisterlose Hin- und Herwogen der Stimmung zwischen Glückseligkeit und Verzweiflung, seine Sinnlichkeit und seine Melancholie, alles das keimte und entfaltete sich hier, in diesen Lehrjahren des künftigen Meisters. Ohne große Uebertreibung hat Michelet sagen können: „Savoyen und Madame de Warens haben unsern Jean Jacques gemacht".

1741 wandert Rousseau nach Paris mit dreihundert Franken in der Tasche und einem Project, die Musik durch Chiffern darzustellen. Er träumt von Ruhm und Reichthum, aber bittere Enttäuschungen harren seiner. Die Sachverständigen verwerfen sein Project. Seine Empfehlungen öffnen ihm zwar die Thore der besten Gesellschaft; aber auch hier hat er kein Glück. Sein Mangel an feiner Lebensart macht ihn schüchtern, seine Schüchternheit linkisch und wortkarg. Endlich fällt er in die Netze einer unwürdigen Liebe. Therese Levasseur schmiedet ihm eine Kette, die er sein Leben lang zu schleppen

hat; und sein Stolz raubt ihm die letzten Chancen des Erwerbs. Rousseau ist tiefunglücklich, der Verzweiflung nahe.

In diesem Augenblicke fällt ihm die Preisfrage der Akademie von Dijon in die Hände, das Zauberwort, das mit einem Male den Schriftsteller sich selbst und der Welt enthüllt.

Rousseau hatte allerdings seine ersten litterarischen Versuche hinter sich, er stand auch bei einigen Litteraten bereits im Rufe eines geistreichen Sonderlings. Namentlich hatte ihn der ebenfalls seinen Weg noch suchende Diderot gefesselt. Dieser befand sich im Sommer des Jahres 1749 gefangen im Schloßthurme von Vincennes, wohin damals schon mehr als ein Freidenker hatte wandern müssen. Rousseau besuchte ihn öfters, und es war auf einer dieser Wanderungen, daß er jene Preisfrage: „Hat der Fortschritt in Wissenschaft und Kunst den Sitten genützt oder geschadet?“ in einer Zeitung las. „Bei dieser Lesung“, so erzählt uns Rousseau selbst, „blickte ich in eine neue Welt und ward ein anderer Mensch. Als ich Vincennes erreichte, befand ich mich in einer Aufregung, die an Wahnsinn grenzte. Alle meine kleinlichen Leidenschaften giengen unter im Rausche der Wahrheit, der Freiheit, der Tugend.“ Aber auch hier zeigte er sich im Grunde, wie gewohnt, als ein Mann des ersten Eindrucks und der plötzlichen Begeisterung. Diesmal freilich hielt sie vor, diese Begeisterung. Sie ließ ihm keine Ruhe mehr und beschäftigte sein Gehirn während mancher schlaflosen Nacht. Nur langsam klärte er seine durcheinanderstürmenden Gedanken ab und es erforderte zäheste Beharrlichkeit, um jene hinreißend beredte Form zu finden, welche das Geheimniß seines ungeheuren Erfolges birgt. „Zwei fast unvereinbare Dinge“, so schreibt er einmal, „kommen bei mir zusammen, gewaltige, stürmische Leidenschaften und langsam sich bildende Gedanken. Unklar kreisen die Ideen in meinem Kopfe, sie gähren bis zur Erhitzung meines ganzen Wesens, regen mich auf und machen mir Herzpochen. Nach und nach sinkt meine Aufregung und das Chaos nimmt Gestaltung an.“

Rousseaus Abhandlung glich einem Lavaguß, der einem bisher unbekannten Krater entströmt. Gleich mit dieser ersten Arbeit faßt er Stellung zur Gesellschaft seiner Zeit, die er für eine verdorbene erklärt, durch eine Rückkehr zur Natur und Tugend erneuern will. Es ist die erste Donnerstimme der Revolution, der erste Schrei des unterdrückten Plebejers, der Rache für die Vergangenheit und Garantien für die Zukunft fordert. Die Frage der Akademie von Dijon ist für Rousseau nur Gelegenheit und Anstoß, es handelt sich um Anderes und um Wichtigeres. Daß Rousseau, ein Kind der Civilisation und ein Freund von Wissenschaft und Kunst, hier seine eigene Mutter schlägt, ist einer jener vielen Widersprüche, welche zwischen dem Leben des Menschen und den kühnen Theorien des Philosophen walten.

Man kann diese allenfalls begreifen, wenn man die menschliche Natur als eine sich selber widersprechende, ihre Widersprüche bei Rousseau als einen Hauptzug seines Wesens gelten läßt. Man höre den Anfang jener Abhandlung, er enthält das ganze Programm von Rousseaus revolutionärem Wirken.

„Römer! ans Werk! Reißt eure Theater nieder, zertrümmert euere Bildsäulen, verbrennt euere Gemälde, jagt euere Sklaven von dannen, die euch knechten, deren verderbliche Künste euch zu Grunde richten. Das einzige was Rom geziemt, ist — die Welt zu erobern und der Tugend ein Reich zu gründen".

Rousseaus bezaubernde Sprache, seine hinreißende Begeisterung für Ideen, welche bereits in der Luft lagen, ergriffen eine Gesellschaft, die neben dem frivolen und cynischen Spotte gegenüber alternden Autoritäten doch wieder die wärmste und aufrichtigste Theilnahme für die Ideale reiner Menschlichkeit im Busen trug. So ward Rousseau mit einem Schlage zum Helden des Tages.

Nun beginnt für Rousseau den Schriftsteller die Zeit der Productivität. Sie umfaßt fünfzehn Jahre, dauert vom achtunddreißigsten bis zum dreiundfünfzigsten seines bewegten Lebens, und erzeugt seine Meisterwerke: die Abhandlung vom Ursprunge der Ungleichheit unter den Menschen, die neue Heloise, den Emil und den Gesellschaftsvertrag.

Der durch jenen ersten Erfolg erlangte Ruhm bot ihm reiche Gelegenheit zu materiellem Gewinn. Aber Rousseau hatte es anders beschlossen. Die ihm gewordene Mission eines abgesagten Feindes der Civilisation und der von ihr geschaffenen Gesellschaft, eine mehr und mehr sich entwickelnde Menschenscheu und Hypochondrie, wol auch sein wachsender krankhafter Stolz legten ihm die strengste Entsagung auf und ließen ihm freiwillige Dürftigkeit als Grundbedingung künftigen Wirkens erscheinen. Etwas Schauspielerei war freilich auch dabei. Rousseau behauptete, sich mit Notenabschreiben zu ernähren. Er war indeß ein schlechter Copist, und sein Name allein war es, der ihm Kunden verschaffte. Diese befriedigten ihre Neugier und bezahlten dieselbe mit Geschenken an Rousseaus Therese, welche nicht eben an übertriebenem Stolze krankte.

1753 folgte eine Abhandlung Rousseaus, die eine zweite Preisfrage der Akademie von Dijon beantworten sollte: „Welches ist der Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen? Ist dieselbe durch das Naturgesetz beglaubigt?" Zur Stellung dieser zweiten Frage war die Akademie vielleicht durch Rousseau selbst angeregt worden; denn dieser hatte bereits in seiner ersten Schrift die Bildung auch deshalb angeklagt, weil sie die Ungleichheit unter den Menschen fördere.

In seiner neuen Schrift nun wird das Eigenthum als die Ursache der Ungleichheit unter den Menschen bezeichnet. Das Eigenthum sei überhaupt das Grundübel der Gesellschaft. „Der Erste, der ein Grundstück abgrenzte und sich einfallen ließ zu sagen: „„Das gehört mir!““ und Leute fand, die dumm genug waren, ihm zu glauben, war der eigentliche Begründer der bürgerlichen Gesellschaft. Welche Verbrechen, welche Kriege und Gräuel, welches Elend und welchen Jammer hätte nicht Derjenige den Menschen erspart, der jene Pfähle ausgerissen und jene Gräben verschüttet und seinen Mitmenschen zugerufen hätte: „„Hütet euch, diesem Schwindler zu glauben! Es ist um euch geschehen, wenn ihr vergeßt, daß die Früchte allen und die Erde keinem gehört!““ Dann schildert Rousseau die Glückseligkeit des Naturzustandes, des Wilden, der frei im Urwalde streift, weder zu arbeiten noch zu denken braucht, um sein Auskommen zu finden. Er versteigt sich bis zur Behauptung: „Der Zustand des Denkens ist ein unnatürlicher, und der Mensch, welcher nachdenkt, ist ein aus seiner Art gefallenes Thier! (L'état de réflexion est un état contre la nature et l'homme qui médite, est un animal dépravé).“ Ich führe die Stelle nicht an, um dem Verfasser des Emil einen neuen Widerspruch vorzuwerfen, sondern um bei dieser Gelegenheit daran zu erinnern, daß Rousseau, unbekümmert um die Wirklichkeit, seine Gedanken bis in ihre letzten Consequenzen verfolgt, und daß die Uebertreibung selten fehlt, wo ein großer Ideenkampf sich abspinnt. Auch diese zweite Schrift des Genfer Philosophen machte gewaltiges Aufsehen und umgab den gefeierten Namen mit neuem Glanze. Um diese Zeit begab sich Jean Jacques nach Genf und trat bei dieser Gelegenheit in den Verband der calvinistischen Kirche zurück. Von nun an nennt er sich mit Stolz „den Genferbürger“, und unterzeichnet seine nunmehrigen Publicationen: „Jean Jacques Rousseau, citoyen de Genève.“

Im Jahre 1756 verließ Rousseau Paris, um im Walde von Montmorency eine einsame, ländliche Wohnung, die Einsiedelei (l'Ermitage) genannt, zu beziehen. Dieses Landhäuschen gehörte einer Rousseau befreundeten Dame, Mme. d'Epinay. Sie bot es ihm als Wohnung an, als die Genfer ihrem Jean Jacques die Stellung eines Stadtbibliothekars anboten. Rousseau träumte von ungetrübtem Frieden und glückseliger Ruhe in jener Waldeinsamkeit von Montmorency. Er rechnete aber ohne die Feinde, die er im eigenen Busen trug. Rousseau hat uns sein Waldunglück im neunten Buche der Bekenntnisse erzählt. Nach dieser Darstellung hätten auch hier seine falschen Freunde ihm keine Ruhe gelassen, so daß sein Bruch mit Diderot, mit Grimm und Mme. d'Epinay der Nachwelt gerechtfertigt erscheinen mußte. Aber die später erschienenen Zeugnisse der Angeklagten haben dargethan, daß in Rousseaus eigenen Schwächen, besonders in seinem Miß-

trauen, seiner Gereiztheit und seinem Stolze, die Hauptursachen jener unglücklichen Zerwürfnisse zu suchen sind. Rousseau verließ die Ermitage im Jahre 1758. Von nun an ist sein Leben ein langes Unglück, ein stetes Leiden, ein fast ununterbrochenes Wandern.

Im Jahre 1758 erschien Rousseaus offener „Brief an d'Alembert gegen die Schauspiele“, seine dritte Streitschrift gegen die Civilisation als die Verderberin guter Sitten. Den Anstoß zu dieser Schrift gab zunächst Voltaire, mit welchem Rousseau noch nicht zerfallen war. Er hatte ihm seine Abhandlung vom Ursprunge der Ungleichheit zugesandt, und der große Spötter ihm dafür das zweideutige Compliment gemacht: „Wer Ihre Abhandlung liest, bekommt ordentlich Lust, auf allen Vieren zu laufen“. Voltaire nun hatte im Februar 1755 von der Genferregierung Erlaubniß erhalten, auf dem Gebiete jener Republik, vor den Thoren Genfs, eine Villa zu bauen. In dieser Villa ließ er nun auch ein Theater errichten und lud seine Genfer Freunde ein, sich an der Aufführung seiner Tragödien zu ergötzen. Drei Viertheile der calvinistischen Genfer Gesellschaft waren für Voltaire und sein Theater, während das Genfer Consistorium alles aufbot, dem Einbrechen dieses Greuels zu wehren. D'Alembert, Mitverfasser der berühmten Encyklopädie, kam auf Besuch zu Voltaire und suchte die Sache der Aufklärung zu fördern, indem er 1758 in einem Artikel seiner Encyklopädie für Genf die Errichtung eines ständigen Theaters vorschlug und als zeitgemäß verlangte. Als Antwort auf jenen Artikel erschien nun Rousseaus berühmter Brief an d'Alembert. Im Namen der Tugend — dies ist Rousseaus Schlagwort — fordert er die Unterdrückung des Theaters, weil es die Sitten verderbe. Er weist an Voltaires Stücken nach, wie gerade ein großes Talent hier am allergefährlichsten wirke. Von seinen eigenen Lustspielen und Opern spricht er freilich nicht.

Aus der Waldeinsamkeit von Montmorency ist auch Rousseaus berühmter Roman: „Julie oder die neue Heloise“ hervorgegangen. Derselbe erschien im Jahre 1761. Im neunten Buche der Bekenntnisse hat Rousseau die Entstehungsgeschichte dieses Romanes ausführlich erzählt. Wie Göthes Wilhelm Meister besteht dieser Roman aus einer Erzählung und aus einem philosophischen Theile, durch dessen Betrachtungen die Persönlichkeiten der Helden nachgerade verflüchtigt und als verblaßte Gestalten in den Hintergrund gedrängt werden. Jener erste Theil aber bleibt ein Meisterwerk hochberedter Empfindsamkeit. Nie hatte ein Romanschreiber seinen Liebenden solche Gluth der Leidenschaft und solchen Zauber des Wortes geliehen. Hier ist denn auch die erste Quelle jener Gefühlsschwärmerei zu finden, deren classischer Typus Göthes Werther ist. Ein Lieblingswort jener sentimentalen Epoche: „die schöne Seele“ ist eine Wortschöpfung Rousseaus. Der zweite Theil des

Romans ist ein philosophischer Tugendspiegel nach der Schablone der dickleibigen Sittenromane des Engländers Richardson, welche trotz ihrer unendlichen Breite Tausende von Lesern gefunden und Ströme von Thränen entlockt haben.

Das Jahr 1762 liefert uns die beiden letzten von Rousseaus berühmten Werken: den „Gesellschaftsvertrag" (contrat social) und den „Emil".

Der „Gesellschaftsvertrag oder Grundsätze des Staatsrechtes" sollte Rousseaus Ideen über die politische Neugestaltung der Gesellschaft systematisch zusammenfassen und entwickeln. Die Schrift besteht aus vier Büchern, deren erstes vom Ursprunge, die übrigen von der Einrichtung des Staates handeln. Den Staat leitet Rousseau, ohne sich um die geschichtlichen Thatsachen zu kümmern, aus einem Vertrage ab, den die Gründer zur Sicherung gegenseitiger Vortheile miteinander eingegangen hätten. Rousseaus Ideal vom Staate ist zum guten Theile aus Erinnerungen an die Genfer-Republik und ihre demokratischen Institutionen geflossen. Die kleine Schrift hat der französischen Revolution nicht nur politische Ideen und Sophismen, sondern auch eine verderbliche Abstractionssucht und klingende Schlagwörter (Liberté, Egalité, Fraternité etc.) geliefert.

Wir kommen nun zu unserem eigentlichen Thema, dem Erziehungsromane „Emil oder von der Erziehung (Emile ou de l'éducation 1762)", demjenigen Buche Rousseaus, welches man als das vollständigste Denkmal seiner philosophischen Ideen betrachten darf. Es ist wol auch diejenige Schrift Rousseaus, die von allen seinen Schriften am meisten genützt und am wenigsten geschadet hat. Wie hatte sich Rousseau für seine Aufgabe vorbereitet? Eine pädagogische Praxis hatte er nicht hinter sich. Im Jahre 1739 war er in Lyon für kürzere Zeit Hofmeister gewesen. Aber er stellt sich selbst das Zeugniß aus, daß er sein Amt nicht gut verwaltet habe, daß er ein schlechter Hauslehrer gewesen sei. Der von ihm damals entworfene Unterricht und Erziehungsplan ist noch vorhanden. Saint-Marc Girardin nennt ihn dürftig, ängstlich und gedankenarm. Tiefgehende Studien bereicherten Rousseau erst später auf pädagogischem Gebiete und weckten so seine eigenen Ideen. Man hat ihm zwar eine Menge von Entlehnungen nachgewiesen, aber niemand kann behaupten, daß seine Vorgänger im Punkte der wirksamen Form ihn von Ferne erreicht haben. Was Andere schon gedacht und ausgesprochen, das wußte Rousseau schärfer zu denken und hinreißender vorzutragen. Hierin liegt ein Hauptverdienst unsers Buches. Einer frivolen Mitwelt gegenüber sprach er mit feierlichem Ernste von der sittlichen Welt und ihren Forderungen, und dem Vorurtheile, daß die Erziehung mit der Knabenzeit vollendet sei, stellte Rousseau den Satz entgegen, daß sie im eigentlichen Leben erst recht anfangen müsse. In diesen beiden Punkten liegt ein unabweisbares

Verdienst, das keine Sophistik der Gegner wegläugnen kann und das uns mit manchen Schwächen und Fehlern des Buches und des Autors aussöhnen sollte.

Der Emil ist seiner innersten Tendenz nach eine Wiederholung von Rousseaus Kampf gegen die Gesellschaft, nur das Terrain ist ein neues, nämlich das Gebiet der Erziehung. Gleich der erste Satz führt uns auf jene Gegnerschaft zurück. „Alles ist gut, was aus den Händen der Natur stammt, alles verkommt in der Hand des Menschen." Mit andern Worten: Die Natur hat immer Recht, die Gesellschaft immer Unrecht. Nach Rousseaus Theorie gäbe es im Grunde nur eine richtige Erziehung, die natürliche, die Erziehung des Wilden durch die Bedingungen seiner Umgebung. Diese Erziehung ist nun aber unmöglich bei den Voraussetzungen unserer vorgeschrittenen Civilisation. Nach jener reinen Naturerziehung bleibt nun eine andere, die Rousseau als das Zweitbeste empfiehlt, die Erziehung zum Staatsbürger im Sinne der Alten, nach dem Recepte von Platos Republik. Diese Erziehung läßt das Individuum im Staate aufgehen, sie opfert das Individuum dem Staatsbürger. In Rousseaus Frankreich war auch diese so unmöglich wie die Erziehung der Natur. Was blieb unter solchen Verhältnissen? Ein Erziehungssystem, das so viel als möglich der Natur folgt. Dieses zu finden ist die Aufgabe unseres Philosophen.

Die Erziehung des modernen Menschen ist eine dreifache: Erziehung durch die Natur, d. h. durch die Entwicklung der anerbornen Fähigkeiten, Erziehung durch die Verhältnisse, in welchen wir leben, endlich Erziehung durch den Einfluß eines schon erzogenen Menschen. Von diesen drei Faktoren verlangt der erste die unbedingteste Berücksichtigung, aus dem zwingenden Grunde, daß die Natur sich nicht nach uns richtet, sondern umgekehrt, daß wir uns nach ihr zu richten haben. Was ist nun aber Natur? Rousseau antwortet mit Aristoteles: „Was vor jeder Entartung existirt". Daher die Behauptung, daß die Natur des Menschen nicht schlecht sein könne. Der Erzieher hat somit eine beobachtende und passive Rolle zu spielen, seine Aufgabe wird namentlich im Abwenden der schädlichen Einflüsse bestehen. Indessen giebt Rousseau zu, daß die Natur des Menschen eine schwache sei, Mutter der Trägheit und dadurch Mutter aller Laster werden könne. „Jede Schlechtigkeit entsteht aus Schwäche, ein Kind ist nur deshalb böse, weil es schwach ist. Macht es erst stark, und es wird gut sein." — Hieraus entwickelt sich die große Aufgabe der Erziehung. „Man muß dem Kinde zu geben wissen, was es bei der Geburt noch nicht besitzt, was es später bedürfen wird", d. h. man muß es zur Selbständigkeit anleiten. Diese nun aber besteht in der sittlichen Freiheit. „Die Tugend kann einem von Natur schwachen Wesen nur durch die Stärke seines Willens werden."

Dieses ideale Erziehungsresultat kann indessen nur dann erreicht werden, wenn der Erzieher vollkommen ist. Wo ist nun ein solcher zu finden? Mutter und Vater sind allerdings die natürlichen Erzieher ihres Kindes. Aber befähigt sind sie deshalb noch nicht. Eine ideale Erziehung verlangt einen idealen Erzieher. Um seinem Emil diesen zu sichern, schafft Rousseau, wie sein Vorgänger Locke, einen solchen in der Person seines Gouverneurs. Dieser wird vor allem die Natur gewähren lassen, ihr das Zugeständniß freier Entwicklung entgegen bringen. „Man lege dem Zöglinge nichts auf, man befehle ihm nie, was es immer auch sei, durchaus nichts, man leite ihn nur durch das Gesetz des Möglichen und des Unmöglichen. Es giebt hier keine Mitte. Entweder gar nichts vom Kinde verlangen, oder unbedingten Gehorsam fordern."

Wenn Emil einmal ein ganzer Mensch geworden, dann soll er lernen für seine Mitmenschen, für die Gesellschaft zu leben. Er wird ihr um so besser dienen können, je kräftiger seine Individualität sich entwickelt hat. Die Erziehung der Vergangenheit gieng vor allem darauf aus, ihren Zögling so rasch als möglich für irgend eine Stellung in der Gesellschaft zu befähigen. Im geraden Gegensatze hiezu sagt Rousseau, das Wichtigste sei nicht aus Emil einen Fachmann zu machen, sondern ihm das Menschenhandwerk beizubringen. Alles andere werde leicht erreicht, wenn jenes erlangt sei.

So viel über die allgemeinsten Erziehungsgrundsätze Rousseaus. Zu ihrer Darlegung hat er die Form der Erzählung, des Romanes, gewählt. Er sucht sich einen an Leib und Seele gesunden Normalzögling und begleitet diesen durch die verschiedenen Stadien der ganzen Erziehung bis zur Verheiratung mit Sophie. Jeder Stufe weist Rousseau eine Sonderaufgabe zu, und in dieser scharfen Trennung der körperlichen, geistigen, sittlichen, religiösen und bürgerlichen Erziehung liegt ein charakteristisches Unterscheidungsmoment von Rousseaus Pädagogik. Die Verfasserin der „Education progressive", Madame Necker de Saussure, hat später jene Idee wieder aufgenommen und auf das ganze Leben ausgedehnt.

Das erste Buch des Emil beginnt mit der Geburt und bespricht Emils physische Erziehung bis zum Augenblick, da er zu sprechen beginnt. Es umfaßt also einen Zeitraum von zwei Jahren, während welcher Emil zugleich essen, laufen und sprechen lernt. Das Leben der thierischen Triebe beherrscht ihn noch; dieses entwickelt sich nur dann in harmonischer Weise, wenn man allen Gliedern und allen Organen das freieste Spiel gönnt. Hier schon wird die unberufene und unverständige Einmischung der Menschenerziehung zurückgewiesen. Die Ungeduld der Eltern will der Natur vorgreifen, auf künstlichem Wege die Entwicklung beschleunigen, sei es, daß sie das Kind zu früh entwöhnt, daß sie es zu früh laufen lehrt, oder daß sie es Worte nachsprechen

läßt, deren Sinn es nicht verstehen kann. Ja auch die Einimpfung des Schlechten beginnt bereits schon. Um ihren Säugling zu beruhigen, unterwirft sich die Amme seinen Launen, oder sie macht aus ihm ein Spielzeug und unterwirft ihn so ihren eigenen Launen. Nach ihrer augenblicklichen Stimmung schmeichelt oder droht sie dem Pflegling. So muß das Kind eigensinnig oder furchtsam, herrisch oder knechtisch werden.

Ernste und beredte Worte hat Rousseau gegen das Einwickeln der Kinder und den Mißbrauch des Säugammenwesens gerichtet. Die Bewegungen der Glieder sollen nicht gehemmt werden und die Mutter selbst soll, wo immer möglich, die Amme ihres Kindes sein. Das Kind soll vor allem körperlich gesund und stark werden. „Je schwächer der Körper ist, um so mehr befiehlt er; je stärker er ist, um so mehr wird er gehorchen". Dies sind die leitenden Grundsätze für die erste Periode, das Erdgeschoß von Rousseaus Gebäude.

Die zweite Periode umfaßt das Alter von drei bis zwölf Jahren. Nach Rousseau ist auch dieser Lebensabschnitt fast ausschließlich von der physischen Nothwendigkeit beherrscht, kennt nur die sinnliche Wahrnehmung und das passive Urtheil. Der Knabe fühlt und begreift nur den Gegensatz des Angenehmen und des Unangenehmen, läßt sich in allen seinen Handlungen nur vom Vergnügen und vom Schmerze leiten. Was ihn regieren und beschränken soll, ist die Gewalt der Verhältnisse, mit andern Worten das Gefühl seiner Ohnmacht. Durch jenen Zwang und durch jenes Bewußtsein soll seine Freiheit begrenzt werden. Er ist noch kein sittliches Wesen, kann daher durch kein sittliches Gesetz, durch keine Forderung der Pflicht regiert werden. Gehorsam von ihm verlangen zu wollen, wäre somit unvernünftig. Da man ihm nun durchaus nicht befehlen darf, so ist sein Erzieher genöthigt, ihn entweder physisch zu zwingen oder ihn zu täuschen; Gewalt und List sind die einzigen noch übrigen Erziehungsmittel. Aber auch den Zwang weist Rousseau ab, und er läßt nur — die List, d. h. die versteckte Nöthigung gelten. Diese erhebt er zur Würde einer Stellvertreterin des sittlichen Gebotes. Der schlaue Erzieher hat die Verhältnisse so zu ordnen, daß sein Zögling von diesen sich immer auf dasjenige hingestoßen sieht, was man von ihm erlangen möchte. „Die Moral, die er in dieser Periode braucht, bestehe darin, daß er der Gewalt der Verhältnisse nachgiebt, daß er geduldig den Schmerz erträgt, sich fügen lernt. Emil wird wahrhaft bleiben, wenn man von ihm keine Versprechen verlangt, ihn niemals auffordert, die Wahrheit zu sagen; er wird das Eigenthum Anderer achten und schonen, wenn man ihm durch eine sein eigenes Interesse berührende Thatsache fühlbar macht, was Eigenthum ist. „Nur eine Lehre darf diesem Alter beigebracht werden, die nämlich, Niemandem Böses zuzufügen." Keine andern Strafen als solche, die aus den Handlungen selber fließen. Das Kind soll nur die natürlichen Folgen

seines Betragens zu dulden haben. „Es möge seine kleinen Erfahrungen auf eigene Rechnung sammeln. Das wird ihn bald von selbst bessern."

So viel über die Erziehung zur Sittlichkeit in dieser zweiten Periode. Auch die intellectuelle Erziehung soll demnach keine directe, sondern nur eine mittelbare sein. Da alle unsere Ideen aus unseren Sinnen fließen, so sollen letztere geübt und geschärft werden. In diesem Alter ist vorerst nur eine Geistesfähigkeit thätig: das Gedächtniß. Man mißbrauche sie aber nicht durch Auswendiglernen und Vortragen von Dingen, die der Zögling nicht verstehen kann oder falsch verstehen wird; selbst die Fabeln taugen nicht für dieses Alter, am wenigsten die für Erwachsene, nicht für die Jungen geschriebenen Fabeln Lafontaines. Bücher und Lectüre, Schulzwang und Schularbeit sind für dieses Alter geradezu verderblich. Auch Phantasie und Empfindsamkeit sollen unberücksichtigt und unentwickelt bleiben. Nur das Zeichnen nach der Natur, ein bischen Singen und etwas praktische Geometrie dürfen getrieben werden. Alles andere sei Körperübung und Sinnesübung in spielender Form.

Das dritte Buch behandelt die Periode vom zwölften bis zum fünfzehnten Jahre, welche der intellectuellen Erziehung in den Vordergrund zu treten gestattet. Der Moment ist da, wo die bisher unzureichende Körperstärke des Zöglings in ihr Gegentheil, das Uebermaß der Kraft umschlägt. Diesen Ueberschuß an Kraft soll der Knabe zur Erwerbung nützlicher Kenntnisse verwenden. Das Urtheil wird aus einem passiven ein thätiges auf dem Wege des Vergleichens. Emil beginnt sein Verhältniß zu Dingen und Menschen geistig zu beherrschen und zu durchdringen. Die Leidenschaften sind noch nicht erwacht, das Gleichgewicht der Kräfte ist noch nicht gestört. Somit ist dieses Alter verhältnißmäßig das Alter der größten Kraft. Die Neugier und die Wißbegier sind rege geworden, die geistige Thätigkeit folgt auf diejenige des Körpers. Da ferner unser Zögling nicht mehr unter der ausschließlichen Herrschaft der unmittelbaren Nothwendigkeit steht, beginnt der angehende Jüngling die Zukunft ins Auge zu fassen, ein neues Motiv des Denkens und Thuns erwächst für ihn aus dieser Entdeckung. Die Vorstellung des Nützlichen beginnt sein Handeln zu bestimmen.

Der Augenblick der Studien und der Reflexion ist eingetreten. Aber man soll Emil nichts vorlegen, dessen Nutzen er nicht einzusehen vermag. „Wozu wird uns das dienen?" Nach diesem Gesichtspunkte werden Lehrer und Schüler sich richten müssen. Die Wissenschaft ist ein unendliches Meer; eine Wahl muß schon deshalb getroffen werden. Emils Wissen hat sich auf das Nächste zu beschränken. Er soll die Natur seiner Umgebung und seine Stellung zu dieser erforschen und kennen lernen. Das Studium des Menschen, das schwierigste von allen Studien, soll erst zuletzt in die Linie rücken.

„Anschauung, Anschauung der Dinge selbst! Ich kann es nie genug wiederholen: Wir lassen dem bloßen Worte viel zu viel Gewalt. Mit unserer geschwätzigen Erziehung schaffen wir nur Schwätzer! Etwas Weltkunde, Ortskunde, Chemie und Mechanik, das Erforschen gewisser Naturgesetze, das soll unsern Zögling auf dieser Stufe beschäftigen, aber stets soll die angeschaute Thatsache der Abstraction und der Theorie vorangehen. Kein anderes Buch als die Welt! Braucht es dennoch ein Buch, so sei es Robinson Crusoe, die Geschichte des Mannes, der allein und auf sich selber angewiesen, seine Welt und seine Existenz zu schaffen weiß durch intelligente Ausnutzung seiner eigenen Kraft und jedes Vortheiles seiner Lage. Robinson allein wird auf lange Zeit Emils ganze Bibliothek bilden. Emil hat einen Curs der Experimentalphysik durchzumachen, in welchem er die wahre wissenschaftliche Methode lernt, wo er selbst zu beobachten und zu suchen hat, ja selbst die Maschinen erfindet, deren er bedarf! Es handelt sich nicht darum, vieles zu wissen, sondern sein Wissen auf dem rechten Wege, d. h. auf dem Wege der Induction, der Herleitung wissenschaftlicher Wahrheit aus den Thatsachen, zu erlangen. Sein Lehrer zeige ihm den Weg zum Wissen, lasse ihn auf diesem Wege die ersten Schritte thun, ohne jedoch zu gestatten, daß er weit gehe."

Mit dieser intellectuellen Erziehung soll die körperliche Fortentwicklung Hand in Hand gehen. Im Vereine mit den geistigen sollen die Leibeskräfte nach einem Ziele der praktischen Nützlichkeit hinarbeiten. Daher denn die Vorschrift, irgend eine Handwerkslehre durchzumachen, gleichviel für welche Zukunft der Zögling erzogen wurde. Diese Idee hat Rousseau seinem Vorgänger Locke entnommen. Indessen hat Rousseau dieselbe sich insofern zu eigen gemacht, als er sie mit neuen Gründen rechtfertigt, sie in seinem Sinne gestaltet und sich bei dieser Gelegenheit über die Frage verbreitet, wie dem Zöglinge seine wahren Berufsneigungen abzulauschen seien. Einen andern Vortheil erhebt er hiebei zum Erziehungsgesetz: „Das große Geheimniß der Erziehung besteht darin, daß die körperlichen und die geistigen Uebungen sich gegenseitig als Erholung dienen. Unseren Denkern ist die körperliche Arbeit, unseren Bauern die geistige unbekannt. Emil soll sie beide üben, er soll denken wie ein Philosophe und arbeiten wie ein Bauer."

Mit dem vierten Buche berühren wir die schwierigste Erziehungsepoche, die Zeit von fünfzehn bis zwanzig Jahren, wo der Verstand sich durch das Gefühl ergänzen, wo das denkende und handelnde Wesen zu einem liebenden und empfindsamen werden soll. Jetzt ist der Augenblick gekommen, das sittliche Bewußtsein am Mitmenschen zu messen, die Beziehungen nicht mehr zu den Dingen allein, sondern zu seines Gleichen ins Auge zu fassen. Das ganze Leben soll von nun an diesem Studium gewidmet sein. Hier ist,

namentlich im Beginne, die Gegenwart des Erziehers unerläßlicher als je. Bisher beschränkte er sich nur darauf, die Gelegenheiten anzuordnen, welche Emils Fähigkeiten zum Spielen brachte. Aus dieser zuwartenden Rolle tritt er nun heraus, und es beginnt das Walten einer entschiedenen Leitung. Emil braucht nicht länger nur einen Spielgenossen und einen Kameraden, sondern einen Rathgeber und einen festen Lenker. Wie unverständig ist die Routine, die Erziehung gerade da beschließen zu wollen, wo sie erst recht anzufangen hat! Daher widmet Rousseau gerade dieser Zeit die größte Sorgfalt.

Beim Uebergange aus der Knabenzeit zur Männlichkeit entflammen sich die Leidenschaften, und die Liebe zum eignen Ich wird Eigenliebe und Selbstsucht, sobald der Mensch mit Andern sich zu vergleichen beginnt; der Eindruck von Vergnügen und Schmerz, der früher an den Dingen haftete, wird zum subjectiven Gefühle der Liebe und des Hasses. Zu gleicher Zeit erwachen nun auch die Sinne: eine sitzende Lebensart und verfrühte, schädliche Lectüre betheiligt im schlimmen Sinne die Phantasie. Letztere wird je nach ihrer Leitung den Hang zum Guten oder zum Schlechten bestimmen. Die Leidenschaften müssen daher geleitet und regiert werden, da an eine Vernichtung derselben nie zu denken ist. Das Weiseste wird sein, ihnen keinen Vorschub zu leisten, ihre Entwicklung möglichst zu hemmen, damit sie in der von der Natur gewollten Stufenfolge nur allmälig zur Geltung gelangen. Man arbeite namentlich auf den gefährlichen Punkt hin, indem man die Krisis der Mannbarkeit, so viel man kann, hinausschiebt. Die Wandlung des Einsamlebenden in ein der Fortpflanzung geweihtes Wesen gleicht einer neuen Geburt und einer zweiten Existenz.

Der zum Freunde vorgerückte Mentor wird nun den Charakter seines Zöglings dadurch besonders zu bilden suchen, daß er ihm die menschlichen Beziehungen vorführt. Auch hier ist mit Wahl und Berechnung vorzugehen. Soll z. B. die Eigenliebe zur Nächstenliebe werden, so muß man dem Zöglinge nicht die Glücklichen, sondern die Armen und Unglücklichen zeigen. Dann wird das Mitleid in seinem Herzen erwachen, während die Betrachtung weltlicher Genüsse nur Eifersucht und Neid erwecken würde. Aus jenen Regungen aber werden die ersten Laute des Gewissens hervortönen, aus welchen die Vernunft allmälig die ersten Vorstellungen von Gut und Böse abstrahiren wird.

Auch der Unterricht wird der sittlichen Bildung in die Hand arbeiten. Hier ist nun ein dem früheren entgegengesetzter Weg einzuschlagen. Die eigene Erfahrung muß jetzt durch die Erfahrung Anderer ersetzt werden. Das Studium der Geschichte bietet sich aber als der bester Lehrcurs praktischer Philosophie dar. Da nun Emil aus dem Schauspiele menschlicher Schwächen und menschlicher Unvernunft nur allzu leicht den Schluß ziehen

möchte, daß er stärker und vernünftiger sei als alle jene Leute, so muß er durch ungefährliche Proben zur Erkenntniß der eigenen Schwäche geführt werden. Dieser suche man indessen nicht durch Rüge und Strafe, sondern durch das Studium der Fabeln beizukommen. Die Moral derselben wird Emil in aller Stille auf sich selbst anwenden.

Höher indeß als alle theoretischen Belehrungen stellt Rousseau die Anleitung zur Kunst des Handelns. Bis Emil eigene Angelegenheiten zu führen bekommt, soll er die Angelegenheiten Anderer mit Rath und That, mit physischen und geistigen Kräften zu fördern suchen. Die Ausübung gesellschaftlicher Tugenden wird ihm die beste Vorbereitung sein für einen Zukunftscurs der Sittenlehre; denn Andern helfen entwickelt das Gefühl der Menschlichkeit. Die Ausübung der Pflichten soll ihrer Theorie voraufgehen. Erst nachdem das Bewußtsein Gottes in seiner Seele Platz gewonnen, kann jene ihm geboten werden. Wir stoßen hier auf die Frage des Religionsunterrichts.

Mit fünfzehn Jahren weiß Emil noch nicht, ob er eine Seele besitzt. Vielleicht sogar ist es im achtzehnten Jahre zu früh. Nie ist seinem Lehrer der Name Gottes über die Lippen gekommen. Rousseau will auch hier den rechten Moment abwarten. Das Studium der Natur muß vorangehen; dieses wird den Zögling von selbst auf die Spur ihres Schöpfers leiten. „Man kennt den Arbeiter erst aus seinen Werken. Um zu beurtheilen, was er ist, muß man erst wissen, was er leistet.“ Der entgegengesetzte, von Locke empfohlene Weg kann nur zum Aberglauben, oder zum Materialismus führen. „Wenn Emil zu früh erfährt, daß er eine Seele habe, so riskirt er diese nie zu kennen.“ Rousseau behandelt übrigens die Religion mit hohem Ernste. Sie soll eine gänzliche Umwandlung im Wesen Emils hervorbringen, indem sie den Egoisten zu einem Träger der Nächstenliebe und das persönliche Ich zu einem sittlichen macht, dessen Mittelpunkt in Gott zu suchen ist. Seine Ideen über Religion hat Rousseau in einer berühmten Episode des fünften Buches, „dem Bekenntnisse des savoyischen Geistlichen“ niedergelegt, das mit staunenswerther Beredsamkeit den Atheismus hier und die Orthodoxie dort, beide im Namen der Gefühlsreligion, bekämpft.

Von nun an ist der Zögling ein Mann, und wenn sein Erzieher auch ferner bei ihm bleibt, so geschieht es nur, um ihm behülflich zu sein, sein praktisches Wissen zu ergänzen und seine Tugend zu festigen. Die hier zu beobachtende Methode muß aber das gerade Gegentheil der früheren sein; denn Autorität und Pflichtgefühl sollen von nun an das erlangen, was früher List und Ueberlegenheit. Die Leidenschaften des jungen Mannes können übrigens durch ihre gefährlichste Helferin, die Phantasie, gezügelt werden. Emil träumt von einer Gattin, während er erst mit der Welt soll bekannt

gemacht werden. Wie hilft sich Rousseau? Er führt seinen Zögling durch die Welt, indem er ihm die Auffindung dieser Gattin als letzten Zweck seiner Wanderschaft vor Augen stellt. So dient die Auffindung Sophiens zunächst als Vorwand, Emil ein Jahr in Paris hinzuhalten, wo das lebendige Ideal des gesuchten Gegenstandes ihn vor jeder Unsittlichkeit zu schützen stark genug sein wird.

Der Umgang mit feinen Geistern wird Emils Geist entwickeln, seinen Geschmack bilden und ihm den Wunsch zu gefallen einflößen; endlich ihn zum Studium der Litteratur, besonders der alten, anregen. Sprachen, Litteratur und allgemeine Grammatik werden seine freie Muße beschäftigen. Schließlich soll ihn das Theater mit dem Wesen der Poesie bekannt machen.

Aber Sophie ist nicht in Paris zu entdecken. Sie wird auf dem Lande, in ländlicher Einfachheit, von einer verständigen Mutter erzogen. Ihre Erziehung ist im Wesentlichen eine andere als diejenige Emils. Die Mutter hat ihr frühe einige religiöse Begriffe beigebracht, sie übrigens zum Alltagsleben und zum Gefühl für Kunst und Schönheit vorbereitet. Wenn der Knabe in der Freiheit und für die Freiheit aufwächst, so soll das Mädchen schon früh an das Joch gewöhnt werden, welches einst das Weib zu tragen hat. Um die Sitte und das Urtheil der Menschen soll sie sich vor allem kümmern. Wie der Knabe überall frägt: Wozu das? So soll das Mädchen immer fragen: Was wird man dazu sagen? Mit einem mäßigen Wissen ausgestattet, soll sie vor allem für die Häuslichkeit und die Familie erzogen werden. Das ist die Bestimmung ihres Geschlechtes. Ein gelehrtes Weib ist ein Unding. „Sie soll nicht der Lehrer, sondern der Schüler ihres Mannes sein. Emil soll das Vergnügen haben, sie alles zu lehren.“

Sophie ist gefunden. Sie hat sich mit ihrem Emil verlobt. Aber siehe da, Rousseau erklärt, das letzte Ziel sei noch nicht erreicht. Wol ist Emil ein kenntnißreicher und feiner junger Mann, aber es fehlt ihm noch vieles, um ein tüchtiges Familienhaupt und ein nützlicher Bürger zu sein. Diesen höheren Zwecken soll er seine Leidenschaft zum Opfer bringen und so die Taufe der Tugend empfangen. So wird denn unserem Bräutigam von seinem Erzieher zugemuthet, sich auf eine Zeit von derjenigen zu trennen, die er bereits inniger zu lieben scheint als seine Pflicht. Der dreiundzwanzigjährige Zögling widersetzt sich und muß nun zum ersten Male in seinem Leben eine lange Predigt anhören. Sein Freund und Mentor entwickelt ihm den ganzen bisher befolgten Erziehungsplan und fordert ihn auf, das fast vollendete Werk durch einen Entsagungsact zu krönen. Emil geht auf den Vorschlag ein und bringt zwei Jahre im Auslande und auf Reisen zu, erlernt ein paar lebende Sprachen und beobachtet Sitten und Völker: nach der materiellen und der sittlichen Welt muß Emil auch die bürgerliche kennen lernen. Somit

entwirft der zweite Theil des fünften Buches eine Theorie des staatsbürgerlichen Lebens, welche die Hauptgedanken von Rousseaus „Gesellschaftsvertrag" wiederholt. Emils Mentor schließt dieselbe mit den bedeutsamen Worten: „Wo findet sich die wahre Freiheit? Sie hängt an keiner Regierungsform, sondern sie wohnt im Busen des freien Mannes, der sie überall mit sich führt. Ein gemeiner Mensch ist überall ein Knecht. Er wäre Sklave in Genf; der Andere frei, selbst in Paris."

Dies die Hauptgedanken und der wesentliche Inhalt von Rousseaus Emil. Wie jedes außerordentliche Buch hat auch Rousseaus Emil begeisterte Anhänger und heftige Gegner gefunden. Wir wollen die Einwürfe der letztern anführen, die Vertheidigung der Freunde gelegentlich anreihen.

Vor allem wird der Satz angefochten, daß die Natur gut und die Gesellschaft schlecht sei. Was erstere betrifft, so behaupten Erfahrung und Wissenschaft das Gegentheil. Hat doch die neuere Naturforschung die optimistische Ansicht, daß die Natur alles zum besten eingerichtet, längst beseitigt. Und was von physischen Bedingungen gilt, wie sollte das in intellectueller und in sittlicher Beziehung weniger gelten? Zur Entschuldigung von Rousseaus Irrthum läßt sich etwa anführen, daß seine Gesellschaft weit weniger gesund war als die unsrige, und daß die Uebertreibung und das Paradoxon mit dem Berufe eines Streiters und eines Reformators wie von selbst sich einstellen. — Ein zweiter Einwurf gilt Rousseaus Grundsatz der Erziehung durch die Freiheit. Dies sei erstens nicht gut, weil die sittliche Wohlthat des Müssens, des Gebotes, der ernsten Zucht dadurch beseitigt werde. Es sei aber auch nicht möglich; das habe Rousseau selbst gefühlt, indem er die Freiheit seines Zöglings durch die Kunstgriffe und Kriegslisten seines Mentors zu einer illusorischen, also zu einem Trug und zu einer Lüge mache. „Und spielend wollt ihr einen Menschen bilden? Das Leben ist kein Spiel, sondern eine harte Schule, wie soll also eine spielende Erziehung die richtige Vorbereitung für jenen Ernst sein? Wie soll ein Tugenddilettant Ehrfurcht vor dem Pflichtgebot lernen? Basedow und andere Pädagogen, welche, nach Schlosser, Rousseaus Poesie in deutsche Prosa übersetzten, haben keine Erfolge aufzuweisen." Es muß zugegeben werden, daß Rousseau selbst nie wol zu Muthe war, wenn er von Versuchen hörte, sein Erziehungssystem als Ganzes in die Praxis umzusetzen. — Drittens wird der Einwand gemacht, daß die Zerlegung der Erziehung in eine physische, intellectuelle, moralische und religiöse, und die vollständige Trennung dieser Dinge nach Entwicklungs- und Altersperioden naturwidrig sei, da der Mensch von Anfang an eine Einheit darstelle, Phantasie und Verstand schon im zarten Alter ihre Nahrung fordern, und unsere sechs Jahre Volksschule schwerlich zur Freude der Eltern und zum Nutzen ihrer Kinder gestrichen würden. — Viertens sei Rousseaus

ganzer Plan nur auf einen Ausnahmefall berechnet, und ein Erzieher stehe wenigen Zöglingen, ein Normalmensch wie Emil wenigen Erziehern zu Gebote.

Fünftens wird hervorgehoben, daß Rousseaus träumender Rückblick auf einen Zustand uranfänglicher Glückseligkeit im Urwalde das belebende Princip jeder Erziehung, die Hoffnung auf die Zukunft und den Glauben an den Fortschritt, nicht anerkenne. Weil die Gesellschaft unvollkommen ist, so träumt er sich einen vollkommenen Urzustand, weil jeder Fortschritt seine Kehrseite hat, jede Civilisation gewisse Vorzüge früherer Zustände opfern muß, so soll weder jener noch diese eine Berechtigung haben. Wie kann er überhaupt mit Freudigkeit für eine Welt erziehen, die nach seinem Dafürhalten ihr Existenzrecht verwirkt hat?

Dies etwa sind die Haupteinwürfe gegen Rousseaus System. Was haben Rousseaus Vertheidiger zu erwiedern? Die besonnensten unter ihnen geben heute zu, daß der Irrthümer, Sophismen und Widersprüche im Emil nicht wenige sind, daß der spekulative Träumer, der von sich selber sagen mußte: „Meine Träume laufen häufig in Betrachtungen, meine Betrachtungen noch häufiger in Träume aus", sich um Erfahrung und Leben, um das Wirkliche und das Mögliche zu wenig bekümmert hat. Aber sie entgegnen mit Recht: Rousseau wollte kein Handbuch der Erziehung schreiben, sondern ein Ideal aufstellen, wie es seiner Phantasie vorschwebte, und, ins Einzelne ausgeführt, seinem philosophischen Kopfe entsprang. Die bloße Aufstellung eines solchen Ideales war ein Segen, sie wirkte befruchtend, wenn auch nur mittelbar und allmälig. Und wie viele edle Gedanken und tiefe Wahrheiten, wie viele scharfsinnige Wahrnehmungen, wie viele Seherblicke und Prophetenworte, wie manche Anregungen und zündende Funken enthält das außerordentliche Buch! Doch alles das hätte kaum hingereicht für eine so durchschlagende Wirkung, wäre nicht die Wärme, die Begeisterung, die Phantasie und die hinreißende Beredsamkeit des großen Schriftstellers dem träumenden Philosophen und dem philosophischen Denker zu Hülfe gekommen. So ist denn die litterarische Vortrefflichkeit des Buches der Schlüssel zum Geheimnisse seines Welterfolges. Ein Buch, das der große Kant zu seinem Liebling erkor, konnte in der That weder ein gewöhnliches noch ein unedles sein.

Rousseau kam später auf die wunderliche Idee eine Fortsetzung zu seinem Emil zu schreiben, und noch wunderlicher als der Gedanke ist dessen Ausführung. Er läßt nämlich Sophie ihrem Gatten untreu werden, den Emil unter die Seeräuber und in Sklaverei gerathen, durch seine Tüchtigkeit indessen zum geschätzten Rathgeber seines muselmännischen Eigenthümers sich emporschwingen. Muthmaßlich wollte er uns damit zeigen, wie eine gute Erziehung dem wackeren Manne durch alle Lebensstürme hindurchhilft. Diese

Arbeit ist als Fragment auf uns gekommen, und wie Miltons und Tassos Fortsetzungen ihrer großen Dichtungen — der Vergessenheit anheimgefallen.

Rousseaus frühere Schriften, die so kühn die Grundlagen der Gesellschaft angegriffen und so offen die kommende Umwälzung vorbereiteten, die mitunter nicht der Sittlichkeit, sondern ihrem Gegentheile in die Hände gearbeitet, waren von der Regierung und der Polizei weder verfolgt noch irgendwie behelligt worden. Anders gieng es mit dem Emil, demjenigen Buche, in welchem Rousseau Sitte und Tugend, Häuslichkeit und Gottesfurcht predigt. Im Sommer 1762 verurtheilte das Pariser Parlament den Emil zum Feuertode durch Henkershand und erließ gegen den Autor einen Verhaftsbefehl. Die Genfer folgten diesem Beispiele. Rousseau floh aus Paris und wagte es nicht, in seiner Vaterstadt Schutz zu suchen. Er ließ sich im Traversthale auf dem Gebiete von Neuchatel nieder, dessen preußischer Gouverneur, Marschall Georg Keith, ihn im Sinne seines großen Königs freundlich aufnahm. Aber die Intrigen und der Haß seiner unversöhnlichen Feinde erreichten ihn selbst hier und trieben ihn bald von dannen. Man hetzte die Bevölkerung gegen ihn auf, und diese machte Miene ihn zu steinigen. Die Bernerregierung erlaubte ihm nun, die Petersinsel im Bielersee zu beziehen, zog aber nach zwei Monaten diese Gunst wieder zurück. Schon war Rousseau im Begriffe, seine Schritte nach Berlin zu lenken, als der englische Geschichtschreiber Hume, sein philosophischer Freund, ihn bewog, seine Gastfreundschaft in England anzunehmen. Nach einem kurzen Aufenthalte in Paris, woselbst seine Gegenwart geduldet wurde, reiste er (Januar 1766) über den Canal. In einem Dorfe der Grafschaft Staffordshire wohnte er nun über ein Jahr bei seinem Freunde, aber auch da erregte er Anstoß bei der Bevölkerung; sein Argwohn erblickte in diesen Vorgängen eine heimliche Verrätherei des Freundes selbst. Es erfolgte bald ein offener Bruch, und im Mai des Jahres 1767 finden wir ihn abermals in Frankreich. Hier überwarf er sich mit seinen letzten Freunden, irrte von Ort zu Ort, ohne Ruhe oder Frieden zu finden. Seine Stimmung nahm mehr und mehr den Charakter einer Gemüthskrankheit, sein Argwohn denjenigen einer Monomanie an. Um diese Zeit schreibt er: „Wenn ich reise, wird alles vorbereitet, um allenthalben über mich verfügen zu können; man bezeichnet mich den Kutschern und Wirthen; verbreitet über mich die schauderhaftesten Dinge, damit meine Seele auf Schritt und Tritt zerrissen werde, und alles das geschieht mit Zustimmung der Nation, und nicht nur meine angeblichen Freunde, sondern selbst ehrbare Leute nehmen an diesen Verfolgungen Antheil". — Im Jahre 1770 kehrte Rousseau abermals nach Paris zurück, und bewohnte da die Straße, die heute seinen Namen führt. Er brachte sich abermals mit Notenschreiben durch und vollendete die im Traversthale begonnenen Bekenntnisse

aus seinem Leben. Dieselben reichen bis zum Jahre 1765. Sie sind höchst merkwürdig als autobiographisches und psychologisches Denkmal, empfehlen sich übrigens durch den Zauber ihrer Sprache weit mehr als durch die Zuverlässigkeit ihrer Angaben, und haben durch den Cynismus gewisser Stellen eine zweideutige Berühmtheit erlangt.

Im Mai des Jahres 1778 entschloß sich Rousseau der Einladung des Marquis von Girardin Folge zu leisten. Er ging nach Ermenonville und hier, im Umgange mit der freien Natur, erwachte in ihm zum letzten Male ein Schimmer ersterbender Lebenslust. Am dritten Juni 1778 starb Rousseau plötzlich. Das Gerücht eines Selbstmordes verbreitete sich rasch und wurde von seinen aufrichtigsten Freunden geglaubt. So heftig dasselbe später bestritten ward, ist die Sache doch weder an sich unwahrscheinlich, noch fehlen ihr gewichtige Zeugnisse. Daß ein gemüthskranker Mann seinem Leben gewaltsam ein Ziel setzt, ist eine täglich vorkommende Thatsache. In unserem Falle kann sie dem Ruhme des Schriftstellers keinen Eintrag thun, selbst den sittlichen Werth des Menschen schwerlich beeinträchtigen. Was die Zeugnisse betrifft, so sehe man dieselben in Schmidts Encyclopädie des Erziehungswesens, Artikel Rousseau, nach. Bei solcher Sachlage ist es mindestens unbesonnen, die Thatsache einfach zu läugnen. Im besten Falle darf man mit Hettner die Evidenz der Zeugnisse in Zweifel ziehen und die Frage für unentschieden erklären.

* * *

Wenn ein Schriftsteller nach seinem Einflusse zu messen ist, so behauptet Rousseau neben Voltaire den ersten Rang unter den Autoren seines Jahrhunderts. Zu diesem steht er in einem grellen Gegensatze der Lebensstellung, des inneren Wesens, des ganzen Strebens und Schaffens. Voltaire, der reiche Aristipp, lebt mit den Reichen, den Vornehmen und Großen seiner Zeit, er theilt ihre Genüsse, und es fällt ihm nicht ein, gegen die Verdorbenheit seiner Gesellschaft sich ernstlich zu empören. Auch er will eine Revolution, aber sie soll nicht durch das Volk, sondern durch den aufgeklärten Despotismus, durch die Fürsten selbst, zu Stande kommen. Seine Waffe ist der Witz und seine Handhabe der gesunde Menschenverstand. Ganz anders Rousseau, der arme Sonderling, der stolze Diogenes, der volksthümliche, demokratische Reformator. Er klagt die Gesellschaft an, fordert eine Revolution durch das Volk und richtet sein Leben äußerlich so ein, daß seine begeisterten und pathetischen Worte den Nachdruck des Beispieles, folgerichtiger Handlungsweise erhalten. Seine Waffe ist die hinreißende, glühende Beredsamkeit, seine Handhabe die Phantasie und das Gefühl. Dem Zauber seiner Sprache, dem mächtigen Reize seiner phantasievollen Darstellung und seiner schlagenden

Formeln hat er den besten Theil seines Einflusses zu danken. Man hat Voltaire den Kopf und Rousseau das Herz des achtzehnten Jahrhunderts genannt. Nicht unpassend, wenn man dabei nicht vergessen will, daß auch Voltaire sich begeistern konnte, und auch Rousseau ein Meister in der scharfsinnigen Polemik war. Gleichwol bleibt es richtig, daß Voltaires Kraft in der Verstandeswelt, diejenige Rousseaus in der Gefühlswelt ihre Wurzeln trieb. Während daher Voltaire in der Unterhaltung glänzte, fühlte sich Rousseau vom Gefühle häufig so beherrscht, daß ihm der mündliche Ausdruck versagte, und er erst dann die Form fand, wenn er die Feder in die Hand nahm oder in schlaflosen Nächten mühsam seine Gedankenreihen abklärte.

In der That, der Schriftsteller Rousseau ist vielleicht noch bedeutender als Rousseau der Philosophe. Hat er doch auf die Entwicklung der französischen Prosa einen Einfluß ausgeübt, welchen keiner seiner Zeitgenossen, nicht einmal Voltaire, erreicht hat. Und worin besteht denn das Eigenthümliche und das Wesentliche jenes Einflusses? Darin, daß Rousseau eine in seiner Litteratur bisher unbekannte Mischung, die poetische, die malerische Prosa schuf. Die größten Prosaiker späterer Zeit, Chateaubriand, Frau von Staël und George Sand stammen in gerader Linie von Rousseau dem Schriftsteller ab. Gleichwie dieser seinen erstaunten Zeitgenossen zuerst das Malerische in der Natur, die Schönheit und die Reize der Landschaft zu zeigen wußte, so enthüllte er ihnen auch den malerischen Reiz des farbigen Ausdrucks.

Rousseau der Philosophe ist der Mann des Gefühls zugleich und der Abstraction. Seine gelegentlichen Widersprüche und seine Sophismen erklären sich aus Beidem. Wurzeln sie doch ebensowol in der Einseitigkeit des Stimmungs- und Gefühlsmenschen, als in der Einseitigkeit des Theoretikers, dem jeder historische Sinn abgeht. Mit seiner Abstractionssucht, jener ächtfranzösischen Eigenschaft, welche alles auf die klare, allgemeine Formel zurückführen will, wies Rousseau den Männern der großen Revolution einen gefährlichen Weg, der oft genug durch Ströme von Blut zur leeren Phrase und zu bloßen Scheinergebnissen führen sollte. Diese Schattenseiten werden aber durch das, was Rousseau als Philosophe wirklich geleistet, weit überstrahlt. Auch im positiven Sinne erscheint uns Rousseau als eine Doppelgestalt. Hettner schildert diese in den bündigen Worten: „Religiös, der Erwecker und Schützer der gottgläubigen Gefühlsreligion, politisch der Verkündiger der unveräußerlichen Menschenrechte. Beide Richtungen wurzeln in gemeinsamer Grundstimmung. Es gilt die angeborne Menschennatur voll und ganz zu entfalten; und was sich dieser vollen und ungetrübten Entfaltung entgegenstellt, ist und bleibt vom Uebel."

Wer wie Rousseau als Tugendprediger und strenger Tadler aller Verdorbenheit, als Philosophe der Erziehung und als ernster Gegner des Materialismus und des Atheismus auftritt, sollte die Berechtigung seiner Mission vor Allem aus der tadellosen Haltung eines reinen Lebens herzuleiten, jene mit dieser zu rechtfertigen im Stande sein. Man weiß nun sattsam, daß Rousseau ein sehr unvollkommener Mensch war, daß seine schönen Gefühle und seine Begeisterung für alles Edle mit seinem Thun und Lassen oft in grellem Widerspruche standen. Gerade deshalb dürfen wir es schließlich nicht unterlassen, ein Wort über Rousseau den Menschen zu sagen, die Anklagen seiner Feinde und die Vertheidigungen seiner Freunde anzuhören.

Die Feinde werfen Rousseau vor, daß in seiner Jugend das Stehlen eine Rolle spielt, daß er seine Religion zweimal gewechselt, daß er im Concubinat gelebt, daß er seine sechs Kinder dem Findelhaus überließ, daß sein ungemessener Stolz es mit allen seinen Freunden verdarb, daß er bis ins Alter ein sinnlicher Mensch geblieben, daß er in seinen Bekenntnissen weniger der Wahrheit, als der Eitelkeit gedient, daß seine Begeisterung für Tugend und Religion nicht aus sittlicher Anlage und religiösem Bedürfnisse, sondern aus der Stimmung, dem Gefühl und der Phantasie entsprungen sei.

Nun ist es nicht zu läugnen, daß wir zwischen Rousseaus Leben und Schriften zahlreiche Widersprüche finden; wie denn Rousseaus Wesen selbst kein harmonisches und einheitliches war. Gewiß, er war ehrlich in seiner Begeisterung für die Tugend, keinerlei Berechnung dictirte ihm eine bewußte Doppelrolle. Gebete, die man in seinem Nachlasse gefunden, beweisen die Aufrichtigkeit seiner religiösen Stimmungen. Ebenso gewiß ist aber seine Selbstsucht und Eitelkeit, sein Stolz, sein Hochmuth und seine Sinnlichkeit; kurz ein Widerspruch zwischen seinen Idealen und seinem Charakter ist nicht wegzuläugnen.

Zur Erklärung dieses Widerspruches und als Milderung von Rousseaus Schuld darf nun nicht vergessen werden, daß Rousseau seine Mutter nie gekannt hat, daß ihm eine ganz vernachlässigte Erziehung zu Theil ward, daß seine mächtige Phantasie von Anfang an irre geleitet wurde, daß in dem gefährlichsten Alter des Menschen ein Vagabundenleben und eine Schäferexistenz seinen Neigungen entgegen kam, daß der offene und gutherzige Jüngling ohne alle Vermittlung mit der bösen, verdorbenen und raffinirten Pariserwelt in Berührung gerieth, die ihn allmälig zum Misanthropen umschuf. Eine gerechte Kritik hat von jeher die Fehler, die uns selbst schaden, von den Fehlern unterschieden, durch die wir andern schaden. Rousseau nun besaß vornemlich jene ersteren, während Uneigennützigkeit, Gerechtigkeitssinn, Edelmuth, Güte, Toleranz, religiöses Gemüth und neidlose Bewunderung in vielen Zügen seines Handelns als Gegengewicht in die Waagschale fallen.

Die schwerste Anklage, die ihn treffen kann, bezieht sich auf die Aussetzung seiner Kinder. Er hat indeß über diesen Punkt so unumwundene Bekenntnisse der Reue abgelegt, daß eine strenge Verurtheilung keine Berechtigung mehr hat.

Rousseaus Einfluß zeigt sich vor allem in Deutschland. Kant, Göthe, Jakobi, Schiller, Fichte, Herbart und Schleiermacher sind alle mächtig von ihm angeregt worden. Und der geniale Byron hat in Rousseau den Entdecker der Naturschönheit und der Leidenschaft gefeiert, wenn er (Childe Harold, übersetzt von Gildemeister) singt:

„Rousseau, der Grübler mit dem wilden Herzen,
Des Grams Apostel, dessen Zaubermacht
Stolze Beredsamkeit entrang den Schmerzen,
Sah hier das Licht, das ihm nur Fluch gebracht;
Und doch; er hat den Wahnsinn schön gemacht;
Die sünd'gen Thaten und des Irrthums Wähnen
Hüllt er in Worte voller Himmelspracht,
Die gleich der Sonne blenden, und vor denen
Das Auge wehmutsvoll sich füllt mit heißen Thränen.

Sein Leben war ein eigenwilliger Haß,
Der Feinde suchte, Freunde von sich stieß;
Sein Herz des Argwohns Heiligthum, für das
Die Menschheit er als Opfer bluten ließ,
Voll seltsam blinden Ingrimms. Aber dies
War Irrsinn; — niemand weiß, woher er kam;
Ursachen giebt's, die noch kein Arzt bewies,
Doch Irrsinn war es, Krankheit oder Gram,
Der ärgste Irrsinn, der Vernunft zur Maske nahm.

Und dann war er begeistert! daher stammten,
Wie von der Pythia dunklem Felsenthron,
Orakel, welche eine Welt entflammten,
Bis Königreiche sanken in den Loh'n.
That' er es nicht für Frankreich? Lange schon
Kniete das Land vor alter Tyrannei,
Gebrochen, zitternd in ererbter Frohn,
Bis sein und seiner Helfer Racheschrei
Zu viel des Grimms aufrief, — die Frucht der Sklaverei."

H. Breitinger.

Pädagogische Bestrebungen der helvetischen Gesellschaft.

[Quellen: Verhandlungen der helvetischen Gesellschaft 1763 ff. — K. Morell, die helvetische Gesellschaft, Winterthur 1863. — J. C. Mörikofer, die schweizerische Litteratur des 18. Jahrhunderts, Leipzig 1861. — Hunziker, Pestalozzi und Fellenberg, Langensalza 1879.]

Im 18. Jahrhundert waren durch die Ausbildung der kantonalen Souveränetät die Schranken, welche die Angehörigen der verschiedenen Orte von einander trennten, fast unübersteiglich geworden. Es fehlte ein allgemein schweizerisches Bewußtsein; die Schweizer fühlten sich als Zürcher, Berner, Basler, Schwyzer, aber nicht als Söhne Eines Vaterlandes. Der confessionelle Gegensatz und die Aengstlichkeit der kantonalen Regierungen verhinderten auch die Privaten, freiern Regungen ihres Herzens zu folgen.

Und doch war die allgemeine Geistesströmung so recht dazu angethan, daß der Wunsch entstehen mußte, im Gedankenaustausch mit Gleichgesinnten einen weitern Kreis zu umfassen. Die bedeutende Stellung, die die Schweizer durch Haller und Bodmer in der wissenschaftlichen und litterarischen Welt einnahmen; die Anregungen, die von Frankreich herüberkamen und vor allem die gerade durch die Kleinlichkeit der Gegenwart genährte Verehrung einer bessern vaterländischen Vorzeit, zugleich das beschämende Bewußtsein, wie wenig eigentlich der Schweizer thatsächlich von den Zuständen außerhalb der Marken seines engsten Vaterlandes wisse, halfen einer Gegenströmung zum Durchbruch, deren erstes greifbares Resultat die helvetische Gesellschaft war.

Die Art ihrer Entstehung ist sehr anspruchslos. Bei der Feier des dreihundertjährigen Bestandes der Universität Basel 1760 waren Stadtschreiber Salomon Hirzel und der Idyllendichter Geßner von Zürich als Gäste bei dem baslerischen Rathsschreiber Isaak Iselin; „am letzten Tage nun, an welchem nach dem gemeinschaftlichen Mittagsmahle die Zürcher abreisen wollten, traf der zufällig von der Frankfurtermesse heimkehrende Obmann Schinz von Zürich noch bei Iselin ein. Rasch flogen trauliche Stunden dahin, einzig getrübt durch den Hinblick auf die nach den damaligen Verkehrsmitteln weite Entfernung, als plötzlich der Gedanke auftauchte, ob die Freunde sich nicht an einem dritten Orte zwischen Zürich und Basel zuweilen begegnen könnten. Mit Begeisterung wurde dieser Gedanke ergriffen und sofort dahin erweitert, daß zu einer solchen Zusammenkunft auch die Freunde aus Bern und den andern eidgenössischen Orten eingeladen werden könnten. Die Herzen überströmten von Freude über die neue Aussicht einer freundschaftlichen Tagsatzung, wie man es schon damals nannte, und unter diesem Gedanken schieden sie mit wehmüthiger Zärtlichkeit von einander“.

Im Frühling 1761 kamen neun Freunde zum ersten Mal im Bade Schinznach zusammen; 1762 sind es ihrer fünfzehn, wobei namentlich Bern und Luzern in die Reihe gerückt waren. Jetzt erst fand eine Constituirung statt; auch tauchte nun zum ersten Male der Name „helvetische Gesellschaft" auf. An der Spitze des Programmentwurfs steht folgende Zweckbestimmung: „Die Geschichtskunde wird billig als eines der vornehmsten Mittel angesehen, die Tugend der Bürger und die Glückseligkeit der Staaten zu befördern. Nur dieser Vortheil machet dieselbe in den Augen der Weisen verehrungswürdig. Unsere vaterländische Geschichte ist noch sehr wenig in diesem Gesichtspunkte behandelt worden; obgleich es dieselbe nicht minder als die von irgend einem andern Volke verdienet. Einen so reichen Stoff nicht ferners ungenützet zu lassen, hat sich eine Gesellschaft durch die Liebe des Vaterlandes vereinigter Freunde vorgesetzet, die Gesetze und die Staatsveränderungen der Eidsgenoßschaft sowol als die Sitten und die Gelehrsamkeit ihrer Bürger in den verschiedenen Zeitaltern der Republik nach den ächten Grundsätzen der Geschichtskunde in ihr wahres Licht zu setzen und ihre Bemühungen zu dem Besten des Vaterlandes fruchtbar zu machen".

So vorsichtig und zurückhaltend diese Zweckbestimmung lautete, so enthält sie doch bereits den Kern für eine zweifache Auffassung in sich. War die Gesellschaft blos da zu historisch-theoretischen Erörterungen oder hatte sie eine praktisch reformirende Tendenz, wie dies der Endsatz von der Fruchtbarmachung ihrer Bemühungen andeutete? War die Gesellschaft eine wissenschaftlich-freundschaftliche oder eine politische Vereinigung? Das Mißtrauen, ja die theilweisen Verfolgungen, die die Gesellschaft trafen — so hat Luzern einmal den Besuch der Schinznacher Gesellschaft für seine Angehörigen mit hoher Ungnade bedroht — sowie die aristokratische Gesinnung der meisten den regierenden Familien entstammten Mitglieder drängte zu der harmloseren Auslegung des Zwecks. Die Natur der Dinge, der zufolge der Vergleich der Vergangenheit ganz von selbst zu Kritik der Gegenwart führen und die Gesellschaft — damals die einzige allgemeine schweizerische — zu einem Sprechsaal für Alles, was patriotische Herzen drückte, machen mußte, sowie das Nachwachsen einer jüngern radikalern Generation, die an die Autorität der Veteranen Bodmer, Balthasar, Zellweger sich anlehnen konnte — gab der Gesellschaft thatsächlich immer mehr das Gepräge einer mit Bewußtsein und Klarheit eine bessere Zukunft des Vaterlandes anstrebenden und für sie vorarbeitenden Kämpferschaar.

Im Verlaufe von annähernd 4 Jahrzehenden bis zum Umsturz der alten Eidgenossenschaft versammelte sich die Gesellschaft Jahr für Jahr im Frühling. Die Zahl der anwesenden Mitglieder war sehr verschieden; 1765 war sie auf 45 gestiegen, 1771 auf 10, 1772 auf 9 zurückgesunken. Aber

diese Krisis, die von politischer Aengstlichkeit in und außerhalb der Gesellschaft herrührte, wurde glücklich überwunden; der Besuch gieng in den Achtziger Jahren in die 50, in den Neunziger Jahren in die 60 Mitglieder; dazu kam noch eine sehr bedeutende Zahl von Gästen, ausländischer sowol als einheimischer (letztere deshalb so zahlreich, weil ein Schweizer nach den bereinigten Statuten erst nach zweimaligem Besuch als Mitglied vorgeschlagen werden konnte; Ausländer wurden in der spätern Zeit überhaupt nicht mehr zur Mitgliedschaft zugelassen); so zählte die letzte Versammlung im Mai 1797 im Ganzen 176 Theilnehmer. Unter diesen Verhältnissen genügten die Räumlichkeiten in Schinznach längst nicht mehr; 1785 siedelte die Gesellschaft nach Olten, 1794 nach Aarau über.

Die Verhandlungen der Gesellschaft, die regelmäßig drei Tage lang im Genuß der Freundschaft versammelt blieb, boten ohne bestimmten Plan je nach den herrschenden Ideenrichtungen und der Individualität der Sprecher sehr mannigfaltigen Stoff. Der einheitliche Grundgedanke war der patriotische. Das nachhaltigste Interesse nahmen die Reden der jeweiligen Jahrespräsidenten in Anspruch; bald theoretisch begeisterte Ansprachen, bald zu kühnen Angriffen auf bestehende Mißstände sich erhebende Erörterungen, bald Anregungen, die ganz bestimmte praktische Zwecke ins Auge faßten. Das war das Haupttractandum des ersten Tags. Am zweiten Tag folgten dann freiwillige Arbeiten und Aufsätze, wol auch Gedichte; der dritte Tag war den Gesellschaftsinteressen gewidmet. Abgesehen von den pädagogischen Thematen finden wir Anregungen zur Ausarbeitung patriotischer Biographien, zu einer systematischen Sammlung der schweizerischen Urkunden, zu Erstellung einer Volksliedersammlung, zu Ausarbeitung eines patriotischen Nationalkalenders, zu einer schweizerischen Kunstgeschichte, zur Anhandnahme der Linthcorrection; der Gesellschaft widmete Lavater seine Schweizerlieder, Pfeffel eine Reihe seiner Fabeln; Füßli erfreute sie mit einer Reihe trefflicher historischer Arbeiten; Joh. v. Müller las ihr Abschnitte seiner Schweizergeschichte vor der Veröffentlichung vor, Bridel vaterländische Gedichte. Durch ihre Verhandlungen gab die Gesellschaft den Anlaß zur Begründung der militärischen Gesellschaft und förderte den Sinn für gemeinnützige Vereinigungen, die Mitgliedern der Gesellschaft aller Orten in der Schweiz ihre Entstehung oder wenigstens die thätigste Mitarbeit verdankten; und endlich in den geselligen Stunden wechselte der fröhlichste Scherz mit den begeisterndsten Momenten der Erhebung; da führte der Idyllendichter S. Geßner einen pantomimischen Solotanz in solcher Vollendung der Komik auf, daß man ihn bitten mußte, abzubrechen, damit nicht Jemand aus der Gesellschaft durch das Uebermaß des Lachens Schaden nehme; da entzückte das unerhörte Schauspiel der Umarmung von Fürst und Bauer, Prinz Ludwig Eugen von Württemberg und

Kleinjogg (Jakob Gujer von Wermatsweil); und da wurden Freundschaften zwischen Männern der verschiedensten Lebensstellung und politischen Anschauung geschlossen, denen es wol zu großem Theil zu danken ist, daß in den erbitterten Parteikämpfen, welche die helvetische Republik erzeugten und zu Grabe legten, der Parteihaß nicht ungezügelt und unheilbar die Schweiz in zwei feindliche Lager auseinander reißen konnte; „unmöglich konnte man den Mann zum Blutgerüste schleppen, welchen man noch schweigend ehrte, und mit dem man einst unter Becherklang Gefühle reiner Zuneigung getauscht hatte“.

Daß nun in den vaterländischen Gesprächen und Verhandlungen der Wunsch eine große Rolle spielte, die künftige Generation vor den Schäden der Gegenwart zu bewahren, liegt in der Natur der Dinge, wie in dem Gepräge des „pädagogischen Jahrhunderts“. Allenthalben finden sich daher erzieherische Andeutungen, Forderungen eingestreut [1], die aus dem patriotischen Charakter der Gesellschaft und der jener Zeit eigenthümlichen Idealisirung der antiken Welt und der einfach biedern Vorzeit des eignen Volkes Richtung und Färbung erhalten. Mehrere Male aber hat sich die Gesellschaft ganz speciell mit pädagogischen Fragen beschäftigt.

Diese specielle Beschäftigung mit pädagogischen Fragen vertheilt sich nicht gleichmäßig über die Versammlungen der Gesellschaft im 18. Jahrhundert. In den Sechsziger Jahren war es die Errichtung einer „helvetischen Pflanzschule“, welche von 1763—70 ab und zu den Hauptgegenstand der Verhandlungen bildet; zu Anfang der Siebziger Jahre sind es zwei Präsidialreden, die über Erziehung sich ergehen; und endlich bildet die Versammlung von 1786 einen Nachklang zu den Bestrebungen der Sechsziger Jahre. Damit schließt die pädagogische Thätigkeit der Gesellschaft ab; nur daß noch 1790 die Einweihungsrede, die bei der Eröffnung der reorganisirten Schulen von Neuenburg gehalten worden war, vorgelegt wurde, da sie aber den Verhandlungen nicht beigedruckt ist, läßt sich für eine genauere Kenntniß der in ihr zu Tage tretenden Gesinnungen aus der bloßen Notiz nichts gewinnen.

* * *

Die pädagogischen Bestrebungen der helvetischen Gesellschaft nun, auf die näher einzugehen hier der Ort ist, tragen durchaus das Gepräge aller Bestrebungen, die in der Gesellschaft zur Sprache kamen; es konnte sich nicht

[1] Man vergleiche hiefür z. B. die Präsidialrede Füßlis von 1782 über das Thema: daß der Staat nur durch diejenigen Grundsätze erhalten werde, nach denen er gestiftet worden.

sowol darum handeln, bestimmte Gedanken von der Gesellschaft aus zu realisiren, als ihnen in der Gesellschaft den für die Vorbereitung nothwendigen Sprechsaal und den für die Ausführung nöthigen Hintergrund und Schutz zu verschaffen.

Die Männer, die es in der Mitte des 18. Jahrhunderts mit einer patriotischen Regeneration der vaterländischen Verhältnisse Ernst nahmen, mußten sich sagen, daß für die Ermöglichung derselben so ziemlich Alles fehlte. Nicht nur drängte sich der allgemeine Anblick des Verfalls der alten Freiheit auf; sondern, wo sollte denn die gegenwärtige oder auch die gegenwärtig heranwachsende Generation auch nur Gelegenheit finden, schweizerischen Nationalsinn zu gewinnen? Doch nicht etwa in fremdem Kriegsdienst oder auf den Reisen ins Ausland, die die jungen Patricier zur Vollendung ihrer Allgemeinbildung zu machen pflegten und deren blos abschleifende Resultate schon Beat Ludwig Muralt mit Schärfe gegeißelt hatte [1].

Da erschien 1758 durch Iselins Vermittlung eine Flugschrift im Druck, die Franz Urs Balthasar, Mitglied des kleinen Raths von Luzern, vierzehn Jahre früher geschrieben hatte, unter dem Titel: „Patriotische Träume eines Eidgenossen von einem Mittel die veraltete Eidgenoßschaft wieder zu verjüngen. Freistadt, bei Wilhelm Tells Erben".

Voll klarer Einsicht in die Schäden der Zeit — „man kann ja fast mit Händen fühlen, daß wir dem Ende unserer Freiheit und dem völligen Verfall ganz nahe sind" — macht er, um das Uebel an der Wurzel anzugreifen, den Vorschlag zu einer schweizerischen Erziehungsanstalt, zunächst für junge Patricier, doch nicht ausschließlich. „Verstehe auch dieses, sagt er, nur von solchen Kindern, deren Eltern in Ehre und Aemtern sitzen oder die von solchen abstammen und Hoffnung haben auch zu den Ehrenstellen zu gelangen, oder endlich auch solche, die eine besondere Fähigkeit von sich blicken ließen, daß sie dem Vaterland nutzliche Dienste zu leisten könnten angeführt werden." Es sollten ihrer vorläufig 130 — zehn aus jedem der 13 alten Orte — ausgewählt werden. Als Eintrittsalter war das 17. oder 18. Altersjahr gedacht und der Curs auf drei Jahre festgestellt. In diesen drei Jahren sollten sie eingeführt werden in eine genaue Kenntniß der politischen Verhältnisse der Eidgenossenschaft mit ihren Bundesurkunden und ihren Beziehungen zu den zugewandten Orten und zum Ausland; auch in die innern Verhältnisse der 13 Orte und in hervorragende Documente schweizerischen Sinns; darauf wäre im letzten Jahr praktische Anleitung zum öffentlichen

---

[1] Es ist bezeichnend, daß der Unfug, der sich mit diesen Reisen verband, in der Versammlung von 1769 zu dem Vorschlag führte, „die Reisen eidgenössischer Jünglinge mit Nutzen auf ihr Vaterland einzuschränken".

Auftreten im republikanischen Staatsleben gefolgt. Auch die Geschichte anderer Völker, vornemlich der Alten, sollte zur Bildung eines wahrhaft vaterländischen und republikanischen Sinns mithelfen, und die Beigabe militärischer Uebungen würde nicht nur den Sinn für Disciplin, sondern auch das Verständniß für die Nothwendigkeit einer einheitlichen Wehrverfassung wecken. Die Einfachheit des Haushalts dieses Instituts werde einerseits den Sinn für altschweizerische Einfachheit erhalten und neu beleben, anderseits die Möglichkeit geben, dasselbe auf Grund einer allgemeinen Steuer — einen Groschen von jedem Rauchfang — ins Leben zu führen.

Der Vorschlag erweckte Aufsehen. Der alte Bodmer in Zürich bemühte sich, indem er, ohne den ursprünglichen Urheber des Gedankens zu nennen, den „rohen Entwurf einer helvetischen Tischgesellschaft" ausarbeitete, ihn mit dem Gewicht seiner Autorität zu unterstützen und zugleich durch allerhand Veränderungen acceptabler zu gestalten. Nur 30 Zöglinge sollten für einmal vereinigt werden und zwar nicht auf 3 Jahre, sondern nur auf einige Monate; der Unterricht müßte in freier Weise geschehen, weniger thatsächliche Belehrung als moralisch patriotische Anregung bieten und sich nicht „mit schülerischem Zwang an abgenöthigte Stunden binden". Der Ort der Anstalt wäre in der Nähe einer Municipalstadt mit reformirtem und katholischem Gottesdienst; die Leitung käme zwei Vorstehern mit gleichem Rang zu, einem katholischen und einem protestantischen. Der Unterhalt sollte theils durch landwirthschaftliche Arbeit, deren Ehrenhaftigkeit aus dem Beispiel der alten Römer den Zöglingen klar zu machen wäre, theils durch Aufbringung von 100 Actien à fonds perdu zu 100 Thalern zu Stande gebracht werden; vielleicht dürften die Einkünfte der Grafschaft Baden, deren Verlust im Frieden zu Aarau 1712 den katholischen Orten immer noch schwer auf dem Herzen lag, für dieses auch ihnen zu Gute kommende Unternehmen flüssig gemacht werden.

Bodmer hatte auch bereits den Versuch gemacht, durch Wieland, der sich damals in Zürich aufhielt, ein Institut mit ähnlichen Gesichtspunkten zu errichten. Aber dieser Versuch war gescheitert, Wieland gieng 1760 nach Deutschland zurück und nun that sich in der Schinznacher Gesellschaft eine neue, viel bessere Gelegenheit auf, einen Hintergrund für solche Projecte zu gewinnen. So legte Bodmer denn 1763 seinen Plan der helvetischen Gesellschaft vor, der er die Initiative, sowie die bleibende Aufsicht zuweisen wollte; Dr. Zellweger in Trogen fügte ebenfalls ein derartiges Project bei. Die Gesellschaft ließ dieselben durch eine Commission prüfen, verhielt sich aber nach deren Antrag für einmal ablehnend.

1764 erfolgte ein neuer Stoß. In seinem der Gesellschaft übersandten Abschiedswort forderte der alte Zellweger dieselbe aufs neue auf, die Angelegen-

heit in Erwägung zu ziehen, indem er die Zuversicht aussprach: „Diese patriotischen Träume könnten gar wol realisirt werden, wenn man Muth und Herzhaftigkeit genug und auch die erforderliche Freigebigkeit besäße, einen Fonds zu Bestreitung der Unkosten zusammenzuschießen“. Die Gesellschaft beschloß aufs neue, die Sache in Besprechung zu ziehen; sie wählte wiederum eine Commission und gab die Sache zur Betrachtung allen Mitgliedern anheim.

Und nun schien wirklich das Project der Erfüllung nahe. Die Schinznacher Freunde correspondirten mit Interesse und Begeisterung über dasselbe, auch aus einem katholischen Orte, von Solothurn, kamen ermunternde Stimmen und als man 1765 in Schinznach wieder zusammenkam, traten am ersten Tage nur wenige Einwendungen zu Tage. Aber die Situation änderte sich rasch. Es zeigte sich, daß die Gesellschaft bei allem patriotischen Eifer doch ein zu loser Verband war und zu verschiedene Anschauungsweisen in ihrem Kreise sich beisammen fanden, als daß sie zur directen Anhandnahme einer praktischen That das geeignete Organ gewesen wäre. „Am andern Tag, da man nichts mehr dagegen erwartete, stellte man die unterweilen gesammelten Bedenken in solcher nachdringenden Stärke vor, daß sie jeden Hörer zum Erstaunen brachten; das Zimmer war für die Menge zu klein, die Hitze des schwülen Tages groß und da natürlich der gegenseitige Widerspruch nicht so gelassen, wie es kühle Ueberlegung gefordert hätte“, erzählt ein Augenzeuge dieser Verhandlungen, und resümirt den Gesammteindruck der Verhandlungen dieses Tages dahin: „man hatte erkannt, daß mit aller guten Absicht und warmem Eifer den Besten auch menschliche Schwachheiten zur Seite stehen“. So war denn das Resultat wiederum Verschiebung; „es ist“, so lautet der Bericht des Protokolls, „bei weitläufiger und reifer Berathschlagung befunden worden und zwaren mit Mehrheit der Stimmen, daß des sel. Herrn Rathsherren Balthassars Patriotische Träume die veraltete Eydgenoßschaft wieder zu verjüngen, und der vorerwehnte Plan Herrn Bodmers einer Eydgenössischen Tisch-Gesellschaft den dißjährigen Verhandlungen einverleibet, und dem Herrn Bodmer der lebhafteste Dank bezeugt werden solle, für die so liebreiche und geschickte Aufmunterung und Eröfnung eines klugen Entwurfs. Da aber gar namhafte und starke Bedenken gegen eine solche Unternehmung verhindert haben, weiters zu schreiten, ist desnahen den sammtlichen Mitgliedern übergeben worden, unter dem Jahr wohl zu überlegen, ob und wie nutzlich, auch ob und wie möglich die Ausführung dieses Plans seye und das Befinden bey der nächsten Jahrs-Versammlung zu hinterbringen“.

Das war nach dem großen Anlauf, den man genommen, so viel als ein Begräbniß des Projectes, beziehungsweise des Gedankens, daß dasselbe

von der Gesellschaft an Hand genommen werden sollte. Die Folge war eine merkliche Mißstimmung der energischeren Mitglieder gegen solche Thatlosigkeit der Gesellschaft. Aber daran knüpfte sich auch gerade bei ihnen die richtige Erkenntniß, daß der Versuch, eine Gesellschaft wie die helvetische zur Initiative zu veranlassen, ein Mißgriff gewesen. „Diese Unternehmung", schreibt Joh. Zellweger, „liegt tausendmal besser in den Händen eines einzigen Mannes, als in denen von Vielen. Der Plan ist allzu weitläufig für eine Societät. Aber wir dürfen nicht müßig sitzen, wir müssen ihm helfen, wir müssen ihm Geld und was wir können, anerbieten und dann erwarten, ob er es annehmen will."

Und dieser Einzelne, der ausführte, was die Gesellschaft ihrer Natur nach nur wünschen und begünstigen konnte, fand sich, oder vielmehr, er war schon da. Nicht zwar in Tschiffeli, der junge Leute in die Landwirthschaft einführte (so z. B. Pestalozzi) und der nach seiner Sinn- und Denkweise gar wol auch im Falle gewesen wäre, sein Unternehmen in idealem Sinn zu erweitern — Joh. Zellweger hatte in jenem Briefe zunächst ihn im Auge, — sondern in Martin Planta und dem von ihm seit 1761 geleiteten Seminar in Haldenstein. Als Planta 1766 der Gesellschaft als neu eingetretenes Mitglied von den in Haldenstein getroffenen Einrichtungen und gemachten Erfahrungen eingehend erzählte, beschloß jene, ihn zu ersuchen, über diese merkwürdige Stiftung eine kurze Geschichte zu verfassen, die den diesjährigen Verhandlungen einzuverleiben sei, und der sicherste Beweis, daß die Gesellschaft in dieser Darstellung fand, was sie wünschte, liegt darin, daß nachdem sie auch jetzt wieder Berathung über das ursprüngliche Project auf nächstes Jahr vertagt hatte, das Tractandum von nun an auf längere Zeit spurlos aus den Verhandlungen verschwindet.

Statt dessen wendet sich die Aufmerksamkeit dem blühenden bündnerischen Unternehmen zu. Im Jahr 1770 legte Planta der Gesellschaft einen Entwurf vor, mit dem Seminar eine Erziehungsanstalt für würdige Söhne dürftiger Eltern zu verbinden und berichtete Ulysses v. Salis-Marschlins über den durch die Erweiterung der Anstalt nothwendig gemachten Umzug des Instituts nach seinem Schlosse Marschlins. Die Gesellschaft nahm von diesen Eröffnungen Anlaß, es als ihre Pflicht auszusprechen, das Institut namentlich auch wegen der dort gepflegten Sorge für körperliche Uebung und Gesundheit der Zöglinge zu empfehlen; der Entwurf Plantas wurde als „der höchsten Aufmerksamkeit, Ermunterung und Beistands menschenliebender Gemüther und eines von Verbesserungen gährenden Jahrhunderts würdig erfunden; und (fügt das Protokoll bei) die Unternehmer desselben, welche bestimmt zu sein scheinen, Ideen wirklich zu machen, die Andere kaum möglich dünken, dürfen sicher auf den Eifer der helvetischen Gesellschaft zur Beförderung

ihres Unternehmens Rechnung machen". Es war ohne Zweifel der Ausdruck der herrschenden Begeisterung, daß für das nächste Jahr Salis einstimmig zum Präsidenten der Gesellschaft ernannt wurde — der erste, der aus den zugewandten Orten, nicht aus den regierenden 13 Kantonen, dieser Ehre theilhaft gemacht wurde —; man wollte offenbar zugleich aus seinem Munde in der Präsidialrede weitere Anregung für das Erziehungswesen gewinnen [1].

Ungünstige Verhältnisse — Salis selbst konnte nicht erscheinen, und es kamen auch sonst nur wenige Mitglieder nach Schinznach, — verhinderten 1771 offizielle Verhandlungen; und als 1772 Salis als Präsident die Gesellschaft eröffnete, kam er vom frischen Grabe seines Freundes Planta. Aber nur um so mehr ist seine Seele von dem Unternehmen, das er aus der Hand des Sterbenden gewissermaßen als Erbe übernommen, erfüllt. Seine Rede ist ganz der Idee seiner Anstalt gewidmet. Er bittet die Gesellschaft, indem er ihr in schön ausgeführtem Bilde die „Entsumpfung der Menschheit" ans Herz legt, sich zu überzeugen, ob in der sokratischen und soviel als möglich auf Anschauung gegründeten Art des Unterrichts, in den Spielen, in der Selbstregierung der Zöglinge, überhaupt in all den Eigenthümlichkeiten der Anstalt in Marschlins das Richtige getroffen sei, und mit Rath und That an die Hand zu gehen; und gerade in seiner Rede spricht sich mit Klarheit aus, wie innig die Anstalt mit den Ideen verwoben war, die in Folge von Balthasars und Bodmers Anregungen der helvetischen Gesellschaft bei ihren frühern Verhandlungen vorgeschwebt.

„Thun wir wohl", frägt er, „daß wir mit allem Fleiß unterlassen, unsern Zöglingen den schimmernden Anstrich der Artigkeit und des äußern Scheines zu geben, bis wir nicht zuerst ihr Herz zu der aufrichtigen Menschenliebe gebildet und so ihren Sitten den ächten Grund der allein daraus entspringenden ungeheuchelten Höflichkeit beigebracht haben; bis wir wissen, daß ihr Inneres rechtschaffen ist und wir nun nicht mehr faules Holz mit einem glänzenden Firniß überstreichen werden? Irren wir nicht, wenn wir uns eifrig bestreben, unsern jungen Bürgern den heiligen Enthusiasmus der republikanischen Tugend, der Liebe des Vaterlandes beizubringen? aber ihnen zugleich einprägen, und es ihnen durch rührende Beispiele vor die Augen malen: Vaterland ist nicht der Ort, wo ein Jeder geboren ist, sondern der Kreis, wo ein Jeder nützen kann; dies Vaterland auf ein Haus, eine Familie, eine Stadt einschränken, heißt sich dem niederträchtigen Parteigeist überlassen, heißt die Grenzen seiner eigenen Wirksamkeit verkennen, heißt aus Vorsatz klein sein wollen".

---

[1] In der gleichen Versammlung legte Planta der Gesellschaft seinen Vorschlag vor, „die Denkungsart des gemeinen Manns durch Lieder zu verbessern", der Lavater zu der Ausarbeitung seiner Schweizerlieder begeisterte.

„Ziehen wir, meine Freunde, aus dem großen Vorzug einer allgemeinen Auferziehung in einer Republik, aus dem Glück, welches unsere Schüler genießen, Jünglinge aus verschiedenen Staaten unserer Eidgenossenschaft in- und auswendig kennen zu lernen und unter sich eine Freundschaft zu stiften, die in jungen Herzen die stärksten Wurzeln schlägt, ziehen wir hieraus allen den Nutzen, den uns dieser glückliche Umstand darbietet? Und soll der Wunsch, welcher an diesem Ort schon öfters aus unsern Herzen emporgestiegen ist und auf unsern Lippen verweilet hat, der Wunsch durch eine gemeinsame Auferziehung junger Eidgenossen von verschiedenen Religionen und Ständen, die ächte uralte Einmüthigkeit, den sichersten Grundpfeiler unserer Republik wieder herzustellen und die Herzen aller Eidgenossen mit einer zärtlichen, ungeheuchelten, zutrauensvollen Bruderliebe anzuflammen, stets unerfüllt bleiben? O meine Freunde, wie vieles dürfen wir nicht von eurer Einsicht und von euerm Eifer für die Wohlfahrt unserer Eidgenossenschaft und des ganzen Menschengeschlechtes erwarten! Kommt dann und sehet, untersuchet, leitet und lenket uns; oder wenn uns ein widriges Schicksal dieses Glück mißgönnt, so unterlasset dennoch nicht, auch in der Ferne über Alles, was ich euch gesagt habe, und was ich euch vorlegen werde, ein richtiges, besserndes Urtheil zu fällen."

„Es ist (wer siehet das besser ein als ihr) nicht allein um unsere Stiftung zu thun. Betrachtet sie als einen ersten Versuch, ein Probestück einer republikanischen Erziehung: Wie vieles liegt daran, daß dieser Versuch nicht gänzlich mißlinge, wenn er anders Nacheiferung erwecken und andern den Weg bahnen soll? Auch dann, wann unsere Schule nicht mehr da ist, wenn sie bessern Einrichtungen Platz gemacht hat, werden unsere Bemerkungen, unsere Erfahrungen noch leben und andern noch nützlich sein können. Werfet eure Blicke auf das weite Feld, das vor uns ausgebreitet liegt! Wann werden wir mit vermehrten Kenntnissen, nach einer tiefsinnigen Prüfung, aus freier Wahl, zu der erhabenen Einfalt der Sitten zurückkehren, die unsere theuern Voreltern ohne Reichthümer reich, und in den unglücklichsten Zeiten groß und glücklich gemacht hat?"

Als zwei Jahre darauf 1774 Junker Obervogt Tscharner von Wildenstein, das Vorbild von Pestalozzis Arner, in seiner noch heute lesenswerthen Präsidialrede ein ideal gedachtes Gemälde von der „Bildung der patriotischen Jugend durch eine tüchtige Auferziehung" entrollte und darauf hinwies, daß körperliche Abhärtung, Einfachheit der socialen Verhältnisse und Liebe der Tugend das Kleinod der alten Eidgenossenschaft gewesen, durfte er der Ankündigung seines Themas beifügen: „Wenige von euern Vorstehern haben die Nothwendigkeit einer patriotischen Auferziehung in ihren Reden übergangen. Nicht nur hat man euch wirkliche Vorschläge zu helvetischen Tischgesellschaften

und Pflanzschulen vorgelegt, sondern in der Ausführung dieser großen Anstalt zum Besten des Vaterlands durch die Anlage der Pflanzschule zu Marschlins ein edles Beispiel gegeben. Und gesegnet seien dem ganzen Helvetien die Stifter desselben! die zu Fortpflanzung seiner Wohlfahrt die Bildung von seinen Söhnen nach dem Vorbild seiner freien, frommen und tapfern Väter in seinem eigenen Schooß unternommen haben. Ihr Ruhm soll mit dem Ruhm desselben verbunden, in der Zukunft allen Nationen, denen Freiheit und Patrioten aufbehalten sind, wie uns, theuer sein."

Leider erfüllte sich die Hoffnung auf weitere Blüthe des Instituts in Marschlins nicht. Die Umgestaltung desselben zu einem Philanthropin unter der Leitung Karl Friedr. Bahrdt's 1777 beschleunigte den Untergang, so sehr auch bei diesem Anlasse die Schinznacher Freunde ihr Interesse an der Anstalt an den Tag gelegt. Im Jahr 1777 mußte Salis, der persönlich große finanzielle Opfer gebracht, die Anstalt auflösen, die indessen bald in etwas veränderter Gestalt in Reichenau wieder auflebte.

Aber noch einmal tauchte das Project auch im Schooße der helvetischen Gesellschaft auf. Wir erinnern uns, daß dasselbe bei seinem ersten Hervortreten 1763 an eine Commission gewiesen worden. Das erste der 4 Mitglieder derselben war Prof. Fellenberg in Bern. Dieser wurde 1785, nachdem er als zweiter Nachfolger Tscharners die Vogtei Schenkenberg verwaltet, zum Präsidenten der Gesellschaft für 1786 gewählt und benützte nun die Präsidialrede, der jüngern Generation die Errichtung von Erziehungsanstalten für die sittliche und politische Bildung der künftigen republikanischen Staatsmänner zu empfehlen. Es ist der alte Gedanke Balthasars, nunmehr von dem hellsehenden Bernerpatricier aufgenommen, auch darin dem Originale nicht unähnlich, daß wie jenes in erster Linie die Söhne der regierenden Familien zur patriotisch-politischen Heranbildung berücksichtigen wollte, Fellenberg nun ausschließlich dieses Bedürfniß zum Vorwurf seiner Rede nimmt. „Wenn die in diesen zu errichtenden politischen Pflanzschulen zu ertheilende Unterweisung", so erörtert er weiterhin seinen Plan, „wie in den meisten sowol ausländischen als einheimischen Instituten dieser Art geschehen, nur auf die ersten Kenntnisse der Religion, der Sprachen, der Geographie und der Geschichte sich einschränkte, so würde uns wahrlich mit solchen Anstalten nur sehr wenig geholfen sein; und unsere eidgenössischen Staaten müßten entweder fortfahren, die für die Vervollständigung eines so mangelhaften Unterrichtes ihrer Söhne besorgten Väter zu der ebenso unzweckmäßigen, als gefährlichen und kostbaren Besuchung fremder Universitäten fernerhin ihre Zuflucht nehmen zu lassen, oder nach dem von verschiedenen Patrioten geäußerten Wunsche auf die freilich nicht schlechterdings unausführbare, aber doch unzähligen Schwierigkeiten ausgesetzte Errichtung einer allgemeinen eidgenössischen Akademie bedacht sein.

Um unsern Wünschen zu entsprechen, müssen demnach unsere Pflanzschulen ihre Lectionen auf alle oben angezeigte, unsern den Staatsgeschäften sich widmenden Jünglingen nützlich sein könnenden Kenntnisse ausdehnen, und selbige in den mathematischen, philosophischen, physischen und politischen Studien so weit zu bringen trachten, daß sie nachher auf dem bei ihnen gelegten Grund ferners fortzubauen und sich ohne Bedürfniß mehrerer fremder Hülfe selbst zu vervollkommnen im Stande seien. Doch, es ist nicht genug, daß unsere Pflanzschulen nur für eine vollständige Unterweisung unserer jungen Republikaner besorgt seien. Diese wohlthätigen Institute sollen auch für die Zucht, für die Sitten, für die Bildung der Grundsätze und Uebungsarten, für die Stärkung des Körpers derselben sorgen; sie sollen trachten eine lebhafte Abneigung gegen die herrschenden Thorheiten und Ausschweifungen unseres Zeitalters ihnen anzugewöhnen, und sie durch frühzeitige Einpflanzung entgegengesetzter Gewohnheiten vor künftigen Verführungen zu sichern suchen. Wenn wir diese Absicht erreichen, wenn wir dem Vaterlande eine bessere Nachkommenschaft hinterlassen wollen, so müssen wir uns entschließen, unsere republikanischen Jünglinge, wenigstens von dem achten oder zehnten Jahre ihres Alters an, den schädlichen Eindrücken einer verdorbenen Denkens- und Lebensart zu entziehen, und sie in den Stiftungen, von denen ich rede, bis in ihr achtzehntes oder zwanzigstes Jahr nicht nur nach einem vollständigen Unterweisungs-Entwurfe unterrichten, sondern auch nähren, einquartiren und durch eine beständige Aufsicht und Disciplin zu alle demjenigen angewöhnen zu lassen, was künftigen Staatsleuten anständig ist, und was ihnen behülflich sein kann, derjenigen Erziehung, welche ihnen die Welt mit der Zeit geben wird, desto standhafter zu widerstehen.“ [1]

Wir sehen: wenigstens nach einer Seite ist das Project größer, weiter und man darf wol auch sagen, praktischer geworden. Statt einer in den Lüften schwebenden dreijährigen patriotischen Pflanzschule oder mehrmonatlichen Tischgesellschaft tritt uns nun der Plan eines Erziehungsinstitutes entgegen, das die Knaben von früher Jugend an einheitlich und systematisch emporführen soll; und wol erkennen wir in dieser Umwandlung die Folgen

---

[1] In derselben Versammlung wurde auch durch Ausschreibung von Preisaufgaben der Versuch gemacht, Darstellungen der kantonalen Erziehungseinrichtungen zu Tage zu fördern, der sich aber nachher ohne nennenswerthe Folgen im Sande verlief; und las Dr. Rengger, der Erzieher des jungen Fellenberg und nachmalige helvetische Minister des Innern, die Anregung zur Erstellung eines helvetischen Nationalkalenders vor, die wahrlich die Abfertigung nicht verdient, die ihr Morell, S. 248, hat zu Theil werden lassen. Daß Rengger der in den Verhandlungen ungenannte Urheber dieser letztern Anregung war, sagt Fellenberg, geschichtl. Blätter von Hofwyl I, S. 23.

der günstigen Erfahrungen, die das Seminar von Haldenstein-Marschlins dargeboten. Aber auch die helvetische Gesellschaft ist praktischer geworden; sie hat erkannt, daß es nicht Sache einer Vereinigung, wie die ihrige sei, solche Anstalten von sich aus ins Leben zu führen, und so zeigt sich denn auch diesmal keine Spur, daß der Versuch gemacht worden sei, der Anregung des Hrn. v. Fellenberg von der Gesellschaft aus die That folgen zu lassen.

Und doch keimte auch diesmal die Saat auf. Unter den „einheimischen Gästen" der Versammlung von 1786 findet sich eingetragen: „Fellenberg von Schenkenberg, Sohn von Bern" ; noch als Greis gedachte aber dieser, — es ist Philipp Emanuel v. Fellenberg, der Stifter von Hofwyl — lebendigen Sinns der nachhaltigen Begeisterung, die der fünfzehnjährige Knabe bei jener Versammlung der helvetischen Gesellschaft in Olten empfieng und ganz überraschend treten die Ideen des Vaters in einzelnen Grundzügen der Schöpfung des Sohnes uns verwirklicht entgegen. Dreiundzwanzig Jahre waren seit der ersten Besprechung des Gedankens in der helvetischen Gesellschaft verflossen, als der Vater Fellenberg in Olten ihn wieder aufnahm; weitere dreiundzwanzig Jahre später erhob sich die Erziehungsanstalt für höhere Stände auf Hofwyl aus ihren Anfängen zu europäischer Berühmtheit empor und ihr gesellte sich gleichzeitig eine Armenerziehungsanstalt bei, an deren Realisation, wenn auch wol auf etwas andern Grundlagen, einst Planta die erste Hand angelegt.

Die Bestrebungen der Besten auf dem Gebiet vaterländischer Erziehung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts und im 19. Jahrhundert sind nicht ohne innern Zusammenhang; und das Organ, das diesen Zusammenhang vermittelt hat, ist die helvetische Gesellschaft! O. Hr.

Niklaus Emanuel Tscharner

1727—1794.

[Quellen: J. J. Stapfers Nekrolog auf Tscharner in den Verhandlungen der helvetischen Gesellschaft 1794. — R. Fetscherins Biographie von Tscharner im Berner Taschenbuch 1852. — Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer, S. 533. — Holzhalb, Supplement zu Leu's schweizerischem Lexicon, Bd. VI, 1795, S. 112. — Iselins Ephemeriden der Menschheit 1776 und 1777.]

Es ist ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß in den ersten fünfzehn Jahren von Pestalozzi's Aufenthalt auf dem Neuhof nach einander drei Männer als Landvögte von Schenkenberg seine Nachbarn waren, die durch humane

und aufgeklärte Gesinnung ihre Unterthanen zu heben strebten: 1767—1773 Niklaus Emanuel Tscharner, 1773—1779 Emanuel Grafenried von Burgistein, 1779—1785 Daniel Fellenberg. Der letztgenannte ist der Vater des Stifters von Hofwyl; der zweite wird von Pestalozzi mehrfach als Förderer seiner Erziehungsunternehmung auf dem Neuhof erwähnt; und der erste endlich ist, wie schon die Zeitgenossen wußten, das Urbild von Arner in „Lienhard und Gertrud".

Niklaus Emanuel Tscharner, aus einem von Graubünden her in Bern eingewanderten und daselbst regimentsfähig gewordenen patricischen Geschlechte, ward 1727 zu Bern geboren. Ein Hauslehrer leitete seine gesammte Erziehung, die auf mehrjährigen Reisen im In- und Ausland ihren Abschluß fand. Im Jahre 1764 in den Rath der Zweihundert aufgenommen, trat er im selben Jahr in die helvetische Gesellschaft ein, der sein um ein Jahr jüngerer Bruder Bernhard als Stifter angehörte. Drei Jahre später erhielt er die Landvogtei Schenkenberg.

Die Landvogtei Schenkenberg umfaßte das Unterthanenland Berns links von der Aare von den Abhängen der Gisulafluh an bis gegen Böttstein. Im Jahre 1720 hatte Bern dazu die Herrschaft Wildenstein erkauft und nun die Residenz der Landvögte auf das dicht an der Aare liegende Schloß dieses Namens verlegt, während die alte Burg Schenkenberg allmälig zur Ruine wurde. Die Vogtei zählte zur Zeit Tscharners in 9 Pfarrdörfern annähernd 6000 Seelen; hinsichtlich der Einkünfte gehörte sie zu den geringern Vogteien; die Bevölkerung war roh und arm; ein Hausvater mit 4—6000 fl. freies Eigenthum galt hier für reich; nur äußerst Wenige überstiegen diese Summe. Dazu kam nun noch, daß in Tscharners Amtsperiode die Hungerjahre 1772—73 fielen.

Vor Allem aus suchte sich der neue Landvogt eine genaue Kenntniß des Zustandes seiner Unterthanen zu verschaffen; von der „physisch-ökonomischen Beschreibung des Amtes Schenkenberg", die er 1771 in den Verhandlungen der ökonomischen Gesellschaft veröffentlichte, sagt ein Fachmann: sie verrathe eine solche Kenntniß dieser Gegenden in allen ihren Verhältnissen, daß es wirklich fast unbegreiflich sei, wie eine so eindringende Forschung nach kaum vierthalb Jahren seiner Amtsverwaltung möglich war; „nur eine treffliche Vorbereitung durch gründliches Studium heimischer und auswärtiger Verhältnisse, ein scharf beobachtender Blick, vertrauter Umgang mit allen seinen Amtsangehörigen bis zum Geringsten herab, verbunden mit rastloser Thätigkeit — nur dieses alles vereint und eng verbunden, konnten eine solche durchgreifende Kenntniß möglich machen; mit vollem Recht durfte er am Schlusse seiner Arbeit ausrufen: das allgemeine Beste zu suchen ist Weisheit und solches wirken ist Tugend".

Schon in dieser Beschreibung äußert er über das Schulwesen: „Die öffentliche Erziehung wäre besser, wenn die Kinder mehr zur Schule angehalten würden von ihren Eltern, welche sie, sobald sie etwas zu schaffen vermögen, der Schule entziehen, und wenn die Schulmeister tüchtiger wären". Um diesem letztern Uebelstand abzuhelfen, schrieb er, noch während er auf Wildenstein regierte (1772), eine „Anleitung für die Landschulmeister".

Auf das Gesuch der sämmtlichen Gemeinden seines Amts, ihre Güter einschlagen und die Gemeintrift aufheben zu dürfen, bewilligte ihnen solches der Rath von Bern um den zehnten Pfennig ihres Güterwerths, welcher ihnen sodann zu Handen ihrer Armengüter geschenkt wurde. Es ist wol nicht zu gewagt, in diesen Beschlüssen die fürsorgliche Vermittlung „Arners" zu erkennen.

In den Hungerjahren öffnete er seine eigenen Kornspeicher und verwendete seine Einkünfte und einen Theil seines Vermögens dazu, um Arme zu speisen und die allgemeine Noth zu lindern.

Schön und wahr faßt der älteste Nekrolog Tscharners (von Stapfer) seine Verdienste als Landvogt zusammen: „Die schlechte Beschaffenheit des Landes in ökonomischer und moralischer Hinsicht und die daraus entstehende Armuth seiner Bewohner waren so auffallend, daß sie auch ein minder tiefblickender Beobachter als er bald entdeckt hätte. Aber nicht ein Jeder hätte mit dem richtigen Scharfblicke auch die Quellen des Elends entdeckt und mit der unermüdlichen Thätigkeit und ausharrenden Geduld sie zu verstopfen gesucht und wirklich verstopft wie er. Keine Schwierigkeiten, weder Betrügereien von Unterbeamten, noch Eigennutz von Schreibern, noch Gewinnsucht von elenden Advokaten, noch Starrsinn und Unwissenheit von Bauern, selbst nicht schwerer zu besiegende Hindernisse konnten ihn ermüden, an der Ausführung des menschenfreundlichen Plans unabläßig zu arbeiten, den er sich zur Beglückung des Volks, das seiner Vatersorge anvertraut war, entworfen hatte. Kein Mittel blieb unversucht, aber Belehrung durch Unterricht und Beispiel, öftere Besuche in den Häusern, traulicher Umgang des Menschen mit Menschen, Zurechtweisung der Fehlenden mit Sanftmuth, Ueberzeugung der Irrenden durch Vernunft, Geldvorschüsse den nicht ganz Armen und diesen freie Geschenke, wurden mehr gebraucht als Gefangenschaft, Schläge und Geldstrafen. Bei solchen Mitteln genoß er denn oft das Seelenvergnügen, seinen Endzweck, glückliche Menschen zu machen, erreicht zu haben. Ja, er hat während seiner wohlthätigen Amtsverwaltung manches von dem gethan und realisirt, was die Welt einige Jahre nachher in dem herrlichen „Lienhard und Gertrud" an dem edeln Arner bewunderte, aber weil sie zu verdorben ist, für Roman hielt."

Die Fragen der Erziehung beschäftigten Tscharner auch, als er nach Ablauf seiner Amtsperiode in die Stille seines Landsitzes in Kehrsatz über-

gesiedelt war. Als Präsident der helvetischen Gesellschaft in Schinznach benützte er die Gelegenheit der Eröffnungsrede von 1774, über die „Bildung der patriotischen Jugend durch eine tüchtige Auferziehung“ zu sprechen, und zwei Jahre später veröffentlichte er in den Ephemeriden der Menschheit, die Iselin in Basel herausgab, 17 Briefe über die „Armenanstalten auf dem Lande“, auf welche antwortend Pestalozzi 1777 die Erziehungsideen seiner Anstalt auf dem Neuhof auseinandersetzte.

Soweit die Briefe über „Armenanstalten auf dem Lande“ sich mit der armen Landjugend befassen — und das geschieht gleich vom 2. Briefe an — lassen sie sich etwa in folgende Hauptsätze zusammenfassen:

1. Die Sorge für die Erziehung der armen Jugend ist auf dem Lande ebenso dringlich als in den Städten; physische, moralische und ökonomische Gründe rathen überdieß, die Armen eher auf dem Land als in den Städten zu erziehen. 2. Sie geschieht besser in wohleingerichteten Waisen- und Armenhäusern als durch Verdingung bei Privaten. 3. Mit der allgemeinen Erziehung muß sich zugleich die Erziehung für das Berufsleben verbinden; und hiebei faßt die Erziehung zur Landwirthschaft die zukünftige Selbständigkeit förderlicher ins Auge als die Ausbildung zum (zünftigen) Handwerk, auch steht sie innerlich und äußerlich über der Erziehung zu Manufactur- und Fabrikarbeit. 4. Die Erziehung muß zugleich Standeserziehung, d. h. den künftigen socialen Verhältnissen dieser Waisenkinder angemessen sein. 5. Namentlich vom 8. Lebensjahr an tritt das Bedürfniß von Erziehung gegenüber Kinderpflege in den Vordergrund, und für Kinder vom 8—16. Lebensjahr sind daher Erziehungsanstalten („Colonien“) zu begründen. 6. In physischer Hinsicht ist diese Erziehung eine Erziehung durch Armuth zur Ertragung der Armuth; in moralischer eine Erziehung durch Religiosität, Landarbeit und Beispiel. 7. Die Einrichtung einer Anstalt für 24 Kinder beiderlei Geschlechts dürfte das Richtige sein und auch für größere Ortschaften ausreichen; sie soll klein anfangen und allmälig auf den beabsichtigten Umfang gebracht werden; auf 1 Kind ist zirka $1^1/_2$ Juchart Land zu rechnen; zu eigentlicher Arbeit sind die Kinder erst vom 12. Jahr anzuhalten. 8. Der Unterricht ist auf 3 Stunden des Tages zu beschränken. „Unserer Lehrbücher sind wenig. Ein physischer, ein moralischer, ein christlicher Katechismus, fünfundzwanzig der schönsten Psalmen und so viel Kirchenlieder, und bei fünfzig kurzen auserlesenen Fabeln, deren Sinn richtig und moralisch ist . . . Die Kleinen lesen, die Größern schreiben in den Ruhestunden im Winter.“ 9. Die Einrichtung der Anstalt muß durch Gaben, Opfer der Gemeinden, oder Schenkungen von Privaten kommen, der Unterhalt derselben durch den Arbeitsertrag bei Sparsamkeit ohne nennenswerthe weitere Zuschüsse gewonnen werden. 10. Eine vernünftige, den Verhältnissen angemessene und

bis ins 16. Jahr ausgedehnte Anstaltserziehung sichert hinreichend einen gedeihlichen Uebergang der Zöglinge in die Freiheit des Lebens nach ihrem Austritt aus der Anstalt. — 11. Schulen sind das allgemeinste, sicherste und beste Hülfsmittel zur Hebung des Volkes; in den Landschulen sollen vorzüglich die Religion, die Sitten- und Naturlehre gelehrt werden. 12. Aber unserm Landschulwesen fehlt so ziemlich Alles was zu seiner Entwicklung nothwendig ist: ausreichende Locale, Lehrerbildung, Lehrmittel, Dauer und Regelmäßigkeit des Schulbesuchs. — Die Darstellung der Vision einer Armenerziehungsanstalt und diejenige einer Schule, wie sie nach der Idee Tscharners sein sollte (letztere im 16. und 17. Brief), sind noch heute lesenswerth.

Es ist bekannt, daß Pestalozzi in seinen „Briefen über die Erziehung der armen Landjugend" [1] Tscharners Ansichten gegenüber den Nutzen aller auf Wohlthätigkeit beruhenden Erziehungsanstalten angegriffen, daß er dem entsprechend in industrieller Arbeitsbethätigung schon der zartesten Jugend das Heilmittel gefunden haben wollte, ohne Kosten und zum Nutzen der Unternehmer in großem Maßstab die Armuthei zu entsumpfen, und daß seine Erziehungsanstalt auf dem Neuhof auf diesen abweichenden Grundsätzen beruhte, ebenso daß er den Elementarunterricht in die Hand der Mutter legen wollte. Aber nicht nur der Mißerfolg auf dem Neuhof, sondern auch die geläuterten pädagogischen Anschauungen werden bei aller Anerkennung der genialischen Auffassung Pestalozzis dahin stimmen, daß sowol nach Seite der praktischen Durchführung als nach Seiten der richtigen Schonung der Kindesnatur das Project Tscharners in den streitigen Punkten seine entschiedenen Vorzüge besitzt und der Sache entsprechender war als Pestalozzis Versuch, der aber eben darin seine Lichtseite hat, daß er ein mit Pestalozzis Herzblut unternommener Versuch war, während Tscharners Projekt auf dem Papiere blieb und erst später in Fellenbergs Armenschule und in der auf Pestalozzis Anregungen neubegründeten Volksschule praktische Verwirklichung fand.

Nur in kurzen Worten sei hier noch der weitern Thätigkeit Tscharners gedacht. Er war einer der Mitbegründer und langjähriger Präsident der bernischen ökonomischen Gesellschaft, die sich um die theoretische und praktische Hebung der Landwirthschaft große Verdienste erworben; er ist der Begründer der zweitältesten Volkssparcasse in Europa, der bernischen Dienstenzinscasse (1786); segensreich wirkte er im bernischen Schulrathe, in der Korn- und Salzverwaltung, als tüchtiger und aufgeklärter Richter, als Staatsmann bei der Genfer Vermittlung von 1781; als Mitglied des Großen und nachher (1789) des Kleinen Rathes, in welcher Stellung er namentlich die Wiedereröffnung des bernischen Bürgerrechtes betrieb, das die Engherzigkeit seiner Zeit ein für

[1] Pestalozzis sämmtliche Werke bei Seyffarth, Bd. VIII, S. 257 ff.

allemal als abgeschlossen erklärt hatte. In rascher Folge stieg er 1793 zum zweiten Amt des damaligen Bern empor, indem ihm die Stelle des Deutschseckelmeisters anvertraut wurde; aber seine unausgesetzte Thätigkeit hatte die Kräfte seines Körpers untergraben; im Frühjahr 1794 zog er sich, sein nahes Ende fühlend, auf seinen Landsitz in Kehrsatz zurück, wo er am 5. Mai allgemein betrauert starb. Tiefe und aufgeklärte Religiosität und Menschenfreundlichkeit waren die Grundzüge seines Charakters.

Ein Verzeichniß seiner Schriften und Aufsätze findet sich im 6. Supplementband zu Leu's helvet. Lexicon; außer den dort genannten und auch in Obigem berührten pädagogischen Schriften findet sich im „Schweizerischen Museum“ noch (1788, 6. Heft) von ihm ein Aufsatz über die Privaterziehung.

O. Hr.

Johann Rudolf Tschiffeli.

1716—1780.

[Quellen: S. Wagner, Lebensgeschichte von Tschiffeli, Bern 1808. Beinahe ganz abgedruckt im Schweizer. Beobachter 1809, Jahrg. II, und in Hanhart, Erzählungen aus der Schweizergeschichte Bd. IV, S. 448. — M. Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer. Aarau 1812. S. 535. — Berner Taschenbuch 1853. S. 298. — R. Schatzmann, das hundertjährige Jubiläum der ökonomischen Gesellschaft des Kantons Bern. Bern 1860. — Holzhalb, Supplement zu Leu's Lexicon Bd. VI, S. 119.]

Johann Rudolf Tschiffeli, aus patricischem Geschlechte der Stadt Bern, ward den 15. Dezember 1716 geboren und verlebte seine Jugendjahre im Rheinthale, wo sein Vater Landschreiber war. In Ermanglung eines guten höhern Unterrichts gewann er seine Bildung größtentheils durch Lectüre. Der Tod seines Vaters legte ihm die Pflicht auf, bei nicht glänzenden Vermögensverhältnissen für seine Geschwister zu sorgen und ihre Erziehung zu leiten. Seit seinem 18. Lebensjahr als Freiwilliger in der Verwaltung seiner Vaterstadt, später als Sachwalter thätig, wurde er zum Schreiber des obern Ehegerichts (Chorschreiber) gewählt, welche Stelle er bis an seinen Tod behielt, der am 15. Januar 1780 erfolgte.

Neben seiner staatlichen Thätigkeit, in der er sich namentlich um die Abfassung der Gerichtssatzungen und die Einbürgerung der Heimatlosen Verdienste erwarb, war es die Hebung der Landwirthschaft, die seine Kräfte in Anspruch nahm. Im Dezember 1758 erließ er im Wochenblatt der Stadt Bern eine Aufforderung, durch Subscription die Aufstellung einer landwirthschaftlichen Preisaufgabe (über Getreidebau) zu ermöglichen. Das Unter-

nehmen fand allgemeinen Anklang und aus der Versammlung, welche am 3. Februar 1759 zur Beurtheilung der eingelieferten Arbeiten zusammentrat, gieng die bleibende Constituirung der ökonomischen Gesellschaft hervor, deren Präsidium zu führen auch Albrecht von Haller sich nicht zu hoch hielt, die aber vor allem aus in Tschiffeli nicht nur ihren Begründer, sondern ihren geistigen Mittelpunkt verehrte. Die ökonomische Gesellschaft war nicht nur der Zeit nach die erste ihrer Art in Europa, und die älteste größere schweizerische Vereinigung; es gelang ihr nicht nur durch ihre eigne aufopfernde Thätigkeit und die Begründung von Filialgesellschaften im damaligen bernischen Gebiet einen mächtigen Aufschwung in rationeller Bewirthschaftung des Bodens und im Wohlstand der ländlichen Bevölkerung zu erzielen: durch ihre publicistischen Veröffentlichungen, zu denen die Besten ihrer Zeit, Engel, Tschiffeli, Tscharner und viele andere — ihr Bestes gaben, und die deshalb so lange Tschiffelis Anregung fortwirkte, des höchsten Ansehens genossen, ja durchweg als classische Leistungen galten, erlangte die Gesellschaft europäischen Ruhm und im In- und Auslande allseitige Unterstützung ihrer Bestrebungen.

Tschiffeli wirkte aber auch als praktischer Landwirth in großem Style. Er bewirthschaftete ein großes Gut bei Kirchberg, das er auf das Vierfache seines Werthes brachte, und gleichzeitig ein zweites bei Moosseedorf. Sein Beispiel und seine uneigennützige Nachhülfe hatten den wohlthätigsten Einfluß auf die ökonomischen und sittlichen Zustände der umgebenden Bevölkerung. Seine Unermüdlichkeit im Experimentiren brachte neue Culturen und namhafte Verbesserungen in den Arbeitsinstrumenten auf. Sobald eine Entdeckung oder Erfindung, die öffentlichen Nutzen versprach, ihm gesichert erschien, machte er sie in den Publicationen der ökonomischen Gesellschaft zum Gemeingut. Zahlreiche Einheimische und Fremde besuchten Tschiffeli auf seinen Gütern, um hier Anregung und Klarheit in landwirthschaftlichen Fragen zu gewinnen; junge Leute suchten in einer Lehrzeit bei ihm sich für die landwirthschaftliche Praxis vorzubereiten, wie Pestalozzi; ja die Männer der helvetischen Gesellschaft begrüßten mit Jubel die vorübergehend auftauchende Aussicht, daß Tschiffeli die Leitung einer patriotischen Erziehungsanstalt übernehmen werde (s. die Monographie über die pädag. Bestrebungen der helv. Gesellschaft).

Tschiffelis anerkannte Uneigennützigkeit, die ihn über seinen Bestrebungen, durch seine Experimente der Menschheit zu nützen, das Verhältniß der ausgelegten Mittel zu dem für ihn als Einzelgutsbesitzer zu erzielenden Gewinn oft zu wenig in Anschlag bringen ließ — Fellenberg hat nach seiner eignen Aussage in dieser Beziehung an ihm ein warnendes Exempel genommen [1] — hätte für ihn verhängnißvoll werden können, als ein seltener Glücksfall ihn

[1] Landw. Blätter v. Hofwyl Heft I, Bern 1808, S. 15 ff.

aus aller Verlegenheit riß; bei einer ausländischen staatlichen Verloosung gewann er 1770 den Haupttreffer, der ihm eine jährliche Rente von 1000 Louisd'or verschaffte. So konnte er aller ökonomischen Sorgen entledigt bis zu seinem Tode eine Wirksamkeit in großem Maßstabe fortsetzen, die, ohne seine Angehörigen zu schädigen, der Hebung der Volkswohlfahrt zu Gute kam.

O. Hz.

Nikolaus Deluze, Abt von Bellelay

1726—1784.

[Quellen: Actes de la Société jurassienne d'émulation 1857 (Arbeiten von Gobat, Quiquerez, Mandelert). — Bridel, Course de Bâle à Bienne par les vallées du Jura. Bâle 1789. — Helvetischer Almanach 1786. — Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer aus dem achtzehnten Jahrhundert. Aarau 1812, S. 306.]

Ueber Tavannes, in dem ehemaligen Gebiete der Bischöfe von Basel, liegt die Abtei Bellelay. Ihre Gründung wird in das Jahr 1136 verlegt; sie gehörte dem Prämonstratenser-Orden an. Von ihr aus war der Boden der Umgebung urbar gemacht worden. Die Abtei war namentlich an Landbesitz sehr reich, zeichnete sich durch Gastfreundschaft gegen Fremde und Milde gegen ihre Unterthanen aus, und die stattlichen Gebäude des Klosters, die fast durchweg im achtzehnten Jahrhundert neu aufgerichtet worden, gaben Zeugniß von dem Geschmacke ihrer Besitzer. Im Jahr 1797 wurden die Mönche durch die Franzosen, die den Jura besetzten, aus dem Kloster vertrieben; 1798 gieng das Kloster durch Kauf in Privathände über und ward bei der Restauration nicht wieder hergestellt.

In dem letzten Vierteljahrhundert seines Bestandes war Bellelay der Sitz pädagogischer Bestrebungen, die auch für weitere Kreise der Vergessenheit entrissen zu werden verdienen. Sie sind das Werk des zweitletzten Abtes, Nikolaus Deluze.

Deluze ist in Pruntrut 1726 geboren. Seine Bildung erhielt er bei den Jesuiten, denen damals die fürstbischöflichen Schulen überantwortet waren. Seit 1746 Mönch zu Bellelay, ward er 1771 zum Abt gewählt. Er verlangte und setzte durch, daß seine Conventualen eine Kunst oder ein Handwerk lernen mußten, um sich in ihren Mußestunden zu beschäftigen. Zunächst für die Klosternovizen errichtete er 1772 eine Bildungsanstalt, in welche bald auch fremde Schüler aufgenommen wurden, und welche zu so hohem Rufe kam, daß aus ganz Frankreich und den benachbarten Gebieten

Zöglinge zuströmten. Das Institut wurde auf dem Fuß der französischen Kriegsschulen eingerichtet. Die gleichen Lehrbücher, die gleiche Methode kam zur Anwendung; die Zöglinge trugen Uniform, hantierten mit Gewehren und Kanonen, bauten Befestigungen; der Endzweck war gute weltliche Bildung und so boten das Convictleben und die Erholungen keineswegs einen mönchischen Anblick. Die Zahl der Zöglinge war zunächst auf 50 festgesetzt; man nahm junge Leute im Alter von 7—12 Jahren auf; als Vorbedingung galt einzig die Kenntniß des Lesens und Schreibens; der Reichthum der Abtei gestattete, das Kostgeld ungewöhnlich niedrig zu halten; es betrug monatlich nicht über 30 Franken.

Das von Deluze für das Pensionat eigens errichtete Gebäude hatte abgesehen vom Erdgeschoß zwei Stockwerke und zählte 132 Fenster; es enthielt Eßsaal und Schlafräume, Schulzimmer, einen Musiksaal, einen Fecht- und Tanzsaal. Gegenüber der Pension befand sich ein abgegränzter Spielplatz, groß genug für die Beschäftigung mit dem Ballspiel; daran schloß sich ein Garten, in welchem jeder Zögling ein Beet nach seinem Belieben bepflanzen konnte. Zur Zeit der Aufhebung des Klosters zählte das Pensionat etwas mehr als 100 Zöglinge; neun Mönche waren ausschließlich mit Unterricht beschäftigt.

Der Unterricht des Klosters umfaßte Religion, Lateinisch, Französisch, Deutsch, Geschichte, Geographie, Mathematik, militärische Skizzen, Philosophie, Musik, Kalligraphie, Zeichnen, Tanzen, Fechten. Jeder Zögling erhielt zugleich vom Kloster Gewehr und Patrontasche, wenn die Eltern nicht Einwendungen machten. Die Waffen durften aber nur an Erholungstagen und unter Aufsicht gebraucht werden; in der Zwischenzeit wurden sie, um Zerstreuung und Unglücksfälle zu verhüten, im Arsenal aufbewahrt.

Das Leben der Zöglinge stand unter strenger Controle und militärischer Disciplin. Um 5 Uhr Morgens im Sommer, um 6 Uhr im Winter erhoben sich die Zöglinge; eine Viertelstunde nach der Reveille mußten sie gekleidet, Abends eine Viertelstunde nach dem Abendgebet zu Bette sein; vom Abendgebet an war nicht mehr erlaubt zu plaudern. „Die Zöglinge sind", berichtet ein Durchreisender 1783, „in drei große Säle, 16 in einen, vertheilt. Jeder hat seine eigne Zelle oder hölzernes Zimmerchen, in welchem sein Bett, ein Stuhl und ein Tisch stehen. Es ist ihnen verboten, einander in den Zellen zu besuchen, und der Oberaufseher jedes Saals hört alle Gespräche, die sie durch die Bretterwände führen können." In gleicher Weise waren sie bei aller Freiheit im Einzelnen jederzeit unter Aufsicht, bei den Studien, beim Spiel, auf den Spaziergängen. Auf Anstand im äußern Benehmen war großer Werth gelegt. „Die Herren Pensionärs", heißt es in einem Prospect ohne Datum, „sind verpflichtet, sich gegenseitig zu grüßen ganz in der leichten

und gefälligen Art, deren Gesetze der Tanzlehrer vorschreibt; ebenso wenn ihnen ein Lehrer begegnet; wenn ein Fremder den Unterricht besucht, soll man aufstehen und sich nicht niedersetzen, bis der Lehrer es erlaubt". Bei Bestrafungen wird das Ehrgefühl in Anspruch genommen; „man wird sie nur mit der höchsten Schonung in Anwendung bringen, damit sie einem Kinde nützen können, ohne dasselbe zurückzustoßen und zu entmuthigen". Den Zöglingen wurde sogar gestattet, unter sich eine Akademie zu bilden, die Preisaufgaben auswählte; im Jahr 1783 waren drei solcher Aufgaben gestellt: für die Ausarbeitung der besten Fabel; für die Lobschrift auf einen Weltweisen; für eine Rede auf den Frieden von Versailles. Man begreift, daß unter so gesunden pädagogischen Verhältnissen das Institut eine Reihe Schüler zählte, die ihm nachher im Leben Ehre machten; daß noch ein halbes Jahrhundert später die Ueberlebenden mit Rührung der schönen Tage in Bellelay gedachten, und daß diese Erziehungsanstalt als die beste der katholischen Schweiz galt. Ihre Trefflichkeit war übrigens auch über die Grenzen des Katholicismus anerkannt; junge Leute von Neuenburg, Biel und aus Holland wurden ihr anvertraut; es herrschte volle Toleranz, wie denn auch der Abt selbst, der den Geist und die feine Bildung eines Weltmannes besaß, mit dem protestantischen Pfarrer von Tavannes im Verhältniß intimer Freundschaft lebte.

Neben dieser Thätigkeit im höhern Unterrichtswesen verstand es der Abt, in zweckmäßiger Weise für die Armuth zu sorgen. Nicht nur daß mit großartiger Freigebigkeit das Kloster Brodvertheilungen für die dürftige Nachbarschaft auf sich nahm; Abt Nikolaus richtete auch ein Waisenhaus für arme Töchter ein. Die ausführlichste Skizze dieser Anstalt hat Bridel 1789 entworfen. „In einem besondern Gebäude", erzählt er, „nährt, kleidet, unterrichtet und bildet man in den Arbeiten ihres Geschlechts sechszehn Waisenmädchen, welche aufs Gerathewohl aus den Dörfern ausgewählt werden, die dem Kloster zehntenpflichtig sind; man sieht mit süßer Genugthuung, daß diese Mönche dem Geiste ihrer Stiftung gemäß sich nicht darauf beschränken, Gott um Wohlthaten anzuflehen, sondern daß sie selbst solche üben, und so den Ueberfluß, der allenthalben herrscht, rechtfertigen. Von den Gebäuden, den Gemälden, den Gärten dieser Abtei sind nur die Augen geblendet; das Herz aber ist von Freude hingerissen, wenn es findet, daß auch die Menschlichkeit ihr Theil hat; und mehr als alle andern Gebäude von Bellelay hat mich der kleine Saal angesprochen, wo ich diese kleinen Waisenkinder habe nähen, spinnen, Garn winden, stricken sehen, unter den wachsamen Augen ihrer Lehrerinnen, die nicht versäumten, ihnen die Grundsätze jener trostreichen Religion, der besten Freundin des Unglücks und der Armuth, einzuprägen. Ihre Nahrung ist gesund und reichlich, ihre Unterrichts- und Arbeitsstunden

sind weise durch Erholungsstunden unterbrochen und es freut mich zu denken, daß eben so sehr in Folge dieser Anstalt als der Gebete der Mönche der göttliche Segen auf ihnen ruht." Wer erinnert sich bei dieser Beschreibung nicht daran, daß ungefähr zu der gleichen Zeit (1775—1780) Pestalozzi auf dem Neuhof seine Versuche machte, eine auf industrielle Arbeit gegründete Armenerziehungsanstalt lebensfähig zu machen.

Nicht lange war es dem Abte Nikolaus vergönnt, seinem Werke vorzustehen und an den Früchten desselben sich zu erfreuen. In der zweiten Hälfte des März 1784 veranlaßte in Bellelay nasses und ungesundes Wetter große Sterblichkeit. Bei seiner Rückkehr von einer Reise hatte Abt Deluze den Schmerz, einen seiner Conventualen, den er hoch schätzte, den P. Thomas Erard von Pruntrut, nicht mehr unter den Lebenden zu finden. Nachdem er die kalte Leiche seines Freundes umarmt, wurde er selbst von der Krankheit ergriffen, der er am 24. März, im Alter von 58 Jahren erlag.

O. Hz.

Johann Jakob Bodmer.

1698—1783.

[Quellen: L. Meister, Ueber Bodmern. Zürich 1783. — Jo. Jac. Hottingeri acroama de Jo. Jac. Bodmero. Turici 1783. — J. C. Mörikofer, schweiz. Litteratur des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1861. S. 72—247. — R. Hanhart, Erzählungen aus der Schweizergeschichte, IV. Theil. Basel 1830. S. 470. — M. Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer. Aarau 1812. S. 57. — H. Morf, Vor hundert Jahren. Winterthur 1867.]

Bodmer ward 1698 im Pfarrhaus Greifensee geboren. Zuerst zum Theologen bestimmt, trat er nachher in kaufmännische Lehre; aber vom Jahr 1719 an widmete er sich ganz den schönen Wissenschaften. Sein unruhiger, kühner, nach Ehre strebender Geist ward in bester Weise durch Breitinger ergänzt, dessen Name mit dem seinen in der Litteraturgeschichte innig verbunden ist. Bodmers große Verdienste um die deutsche Litteratur sind bekannt genug: der Streit der Zürcher mit Gottsched fiel nicht zum Vortheil des letztern aus; Bodmern verdankt Deutschland die Wiederentdeckung der mittelalterlichen Dichtung; Klopstock und Wieland giengen bei ihm ein und aus und fanden durch ihn mannigfache Anregung; und wenn auch der unermüdliche Fleiß des Mannes in einer Fluth von Dramen und Patriarchaden sich ergoß, die heutzutage Niemand mehr liest, so genoß er doch bis über seinen Tod hinaus mit vollem Recht die Ver-

ehrung seiner Zeitgenossen. Wie seine Physiognomie, so erinnert auch sein inneres Wesen, theilweise selbst seine litterarische Wirksamkeit an Voltaire, nur daß in seinem ganzen Leben, selbst in den belletristisch verfehltesten Schöpfungen ein patriotisch-sittlicher Zug zu Grunde liegt, der Voltaire fehlt.

Aber der Mann, der ein europäisches Ansehen genoß (obgleich er Zeit seines Lebens an Zürich in behaglicher und arbeitsreicher Muße gebunden blieb und niemals nach Deutschland, ja nicht einmal bis nach Bern seine Reisen ausgedehnt hat) verdient auch in der Schulgeschichte der Schweiz einer Ehrenerwähnung. Er war nicht blos tonangebende Persönlichkeit in die Ferne; das junge Zürich wuchs in seinem Geiste und unter seiner Leitung auf. In freien Spaziergängen auf der Platzpromenade, in seinem gastfreundlichen Hause im obern Berg, in der helvetischen Gesellschaft zur „Gerwe", deren geistiges Haupt er war, wußte er seine Ideen von Aufklärung und republikanischer Freiheit, für die er auch im Rath seiner Vaterstadt mannhaft und bisweilen allein auftrat, seine Begeisterung für Rousseau, seinen Sinn bürgerlicher Freimüthigkeit der zürcherischen studirenden Jugend einzupflanzen; er ist der geistige Vater jener Bewegung, die im „Erinnerer" sich ein eignes Organ schuf, und aus jugendlichem Munde wirksamen Protest gegen ungerechte Landvögte, pflichtvergessene Pfarrer und ungetreue Amtsleute erhob, welcher wol bei der hohen Obrigkeit ernsthaftes Mißfallen erregte, aber doch zur Bestrafung des geschehenen Unrechts führte. Neben Lavater und den beiden Füßli ist besonders auch Pestalozzi durch ihn zu seinem ersten Auftreten in der Oeffentlichkeit angeregt worden.

Nur in Kürze sei darauf verwiesen, daß Bodmer Wieland bei seinem Aufenthalt in Zürich für das Project der Begründung eines Erziehungsinstituts zu gewinnen suchte, dem dieser durch seinen „Plan einer Akademie zu Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute" (1758) Ausdruck und Gestalt gab und daß er, als der Plan nicht zu praktischer Verwirklichung gelangte, in dem „Entwurf einer helvetischen Tischgesellschaft" auf Grund von Balthasars „patriotischen Träumen" der neu gegründeten helvetischen Gesellschaft eine große vaterländisch-erzieherische Aufgabe zuwies, deren Behandlung nicht ohne praktische Folgen blieb, wie in der Besprechung der „pädagogischen Bestrebungen der helvetischen Gesellschaft" näher auseinander gesetzt ist.

Doch auch unmittelbar praktisch suchte der schon fünfundsiebzigjährige Greis dem Bildungsbedürfniß der vaterländischen Jugend entgegenzukommen, als in Zürich bei der großen Schulreform von 1773 die Kunstschule als Zwischenglied zwischen der elementaren Schulbildung und dem Eintritt in den gewerblichen Beruf begründet wurde. Hatte er schon vorher unter dem Titel „Die Biegung und Ausbildung der deutschen Sprache" eine ganz kurze

Formenlehre als Schulbuch ausgehen lassen, das sich über ein halbes Jahrhundert im Gebrauch erhielt, und dem eine etwas eingehendere „Anleitung zur deutschen Sprache“ gefolgt war, so erschienen nun speciell für das Bedürfniß der Kunstschule berechnet von Bodmer eine Anzahl didaktisch-historischer Schriften, die „sittlichen und gefühlreichen Erzählungen“, kleine Bilder aus der Bibel und dem classischen Alterthum, die „historischen Erzählungen, die Denkungsart der Alten zu entdecken“, die „Geschichte der Stadt Zürich“ und die „Unterredungen von den Geschichten der Stadt Zürich“.

Als Bodmer am 2. Januar 1783 starb, zeigte sein Testament, daß der als sparsam bekannte Mann nicht nur für die Studirenden, für die Stadtbibliothek, für die von Usteri begründete Töchterschule, bedeutende Legate an Geld hinterließ, sondern auch der letztern sein Haus mit Garten zum Geschenke vermacht hatte.

O. Hr.

Johann Jakob Breitinger.

1701—1776.

[Quellen: Vergl. die Quellen über Bodmer. (Lutz S. 66.) — Neujahrsblatt der zürcherischen Gesellschaft auf der Chorherren 1817.]

Breitinger, geb. 15. März 1701, entwickelte sich geistig sehr früh, und erhielt bereits im 19. Jahre die Weihe zum geistlichen Amte. Schon 1722 verband er sich mit Bodmer zu litterarischen Arbeiten und die innige Verbindung beider Männer, bei der Breitinger mehr das gründliche, gelehrte Wissen und die methodische Kritik, Bodmer die Form und der kühne Gedankenflug angehört, ohne daß sich allenthalben im Einzelnen die beidseitige Arbeit ausscheiden läßt, blieb ungestört, bis der Tod den jüngern Mann am 13. Dezember 1776 plötzlich hinwegraffte. Wie in den schriftstellerischen Arbeiten, so wirkten beide auch gemeinschaftlich in geselligem Umgang mit der studirenden Jugend. „Sie waren gewohnt, des Abends auf unserer öffentlichen Promenade zu lustwandeln, und da schlossen sich ihnen jedesmal schöne Gruppen von Freunden der Litteratur und lernbegierigen Jünglingen an. Auch jeder die Gelehrsamkeit liebende Fremdling, der nach Zürich kam, fand sich in diesem Kreise ein, in welchem die lehrreichsten Gespräche mit muntern Witzen und Scherzen gewürzt wurden. In der Gegend, wo jetzt Salomon Geßners Denkmal steht (auch er war einer der fleißigsten Theilnehmer an diesen gelehrten Spaziergängen), war damals gleichsam ein ländlich-akademischer

Hörsaal, welchen keiner verließ, ohne neue und wichtige Belehrungen aus dem Munde beider Männer geschöpft zu haben."

Breitinger war aber auch zugleich praktischer Schulmann. Seit 1731 wirkte er als Professor des Hebräischen, der Vernunftlehre und der Rhetorik, von 1745 an als Professor der griechischen Litteratur, womit ein Canonicat (Chorherrenpfründe) verbunden war, an den höhern Schulanstalten seiner Vaterstadt; mehrmals bekleidete er auch das Rectorat. Eine tüchtige classische und philosophische Bildung verband er mit großer Humanität im Verkehr mit seinen Schülern; er führte diese zu einem zweckmäßigen Studium griechischer und römischer Schriftsteller und bereitete sie durch Lehre und Umgang vor zu einer höhern Geistescultur; aber er sorgte nicht nur gewissenhaft für ihre sittliche und wissenschaftliche Bildung, sondern nahm sich auch ihrer ökonomischen Angelegenheiten und weitern Versorgung wahrhaft väterlich an. Durch die Begründung des Uebungsvereins der Exspectanten (unbediensteten Candidaten des Predigtamts) und der ascetischen Gesellschaft hat er sich außerdem um die Bildungsbestrebungen der jüngern Theologen wie der im Amt stehenden Geistlichkeit weit über seinen Tod hinaus reichende Verdienste erworben. Vor allem aus aber ist der hervorragende Antheil hervorzuheben, welchen Breitinger an der Arbeit für die zürcherische Schulreform des Jahres 1773 übernommen hat und über welchen die nachfolgende Biographie des Bürgermeisters Heidegger Näheres mittheilt.

O. Hz.

Johann Jakob Steinbrüchel.

1729—1796.

[Quellen: Zürcherisches Neujahrsblatt der Gesellschaft auf der Chorherren 1818. — M. Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer. Aarau 1812. S. 510. — R. Hanhart, Erzählungen aus der Schweizergeschichte. Bd. IV, S. 490.]

In der Aufzählung der Männer, die in seiner Jugend die Studirenden ideal zu begeistern vermochten, nennt Pestalozzi in seinem „Schwanengesang" [1] neben Bodmer und Breitinger auch Steinbrüchel, und der Nachfolger Steinbrüchels im Lehramt, Joh. Jakob Hottinger, sagt geradezu: „Unter Breitingers vielen und großen Verdiensten um seine Vaterstadt ist ohne Zweifel Steinbrüchels Weckung und Bildung das größte".

[1] Pestalozzis sämmtliche Werke, bei Seyffarth Bd. XIV, S. 197; ausgewählte Werke bei Mann IV, 308.

Johann Jakob Steinbrüchel ist 1729 zu Schönholzerswylen, Kanton Thurgau, als Sohn des dortigen Pfarrers, geboren. Seine Studien machte er am Carolinum in Zürich, ward hier Breitingers Liebling, dem er sich völlig auf- und anschloß, und absolvirte mit glänzenden Zeugnissen 1751. Aber ohne Vermögen und Familienverbindungen, gelang es ihm erst 1763, nachdem er zwei Jahre lang als Prediger einer Waldensergemeinde in Württemberg und dann ein volles Jahrzehend als Privatlehrer in Zürich gewirkt, die öffentliche Stellung zu gewinnen, in der er seine reiche Lehrbegabung voll entfalten konnte, zunächst als Professor des Hebräischen, dann nach Breitingers Tod als Professor der griechischen Sprache und der biblischen Hermeneutik am Carolinum. In begeisterter Weise schildert Hottinger sowol die vorhergehende private als die nachmalige öffentliche Wirksamkeit dieses bedeutendsten zürcherischen Lehrers im 18. Jahrhundert: „Dieser seltene Mann voll Geist und Kraft, dessen Größe Alles, was ihm nahe kam, freiwillig huldigte, schien dazu ausersehen, die weisen Pläne seines Lehrers auszuführen. Schon früher durch seine Talente und durch das Feuer seiner Thätigkeit, gleichsam als durch eine öffentliche Stimme, zum allgemeinen Lehrer des Vaterlandes berufen, trat er als Jüngling auf und füllte ganz allein die Lücken aus, welche das Gedeihen des wissenschaftlichen Unterrichts aufhielten. Sein heller Vortrag und die siegende Ueberzeugungskraft seiner geistvollen Darstellung lockten bald die lernbegierige Jugend schaarenweise zu ihm. Sie ließ sich die bereits gelesenen Schriften der Griechen und Römer von ihm erklären und erstaunte, sie ganz anders zu finden als vorher. Sie hörte seinen philosophischen Unterricht und das Feuer einer regern Begeisterung ergriff alle bessern Köpfe. Das Interesse des Stoffes schränkte sich nicht auf die Stunden des Unterrichtes ein. Man fieng an selbst zu denken, man theilte sich das Gedachte mit, wendete das Erlernte an und Philosophie wurde bald der Text der freundschaftlichen Unterhaltung. — Steinbrüchel war nicht blos der allgemeine Lehrer der Jugend. Die heitere Laune seines gesellschaftlichen Umgangs versammelte bald die gebildetsten seiner Mitbürger um ihn. Seine anspruchslose Mittheilung seines Geistes und Herzens war die Würze des gesellschaftlichen Ideentausches, seine Unterhaltung eine Schule sokratischer Weisheit. Er unterrichtete, ohne es zu scheinen; man lernte von ihm, ohne es zu wollen. Der große Mann hob seine Zeitgenossen um ein paar Stufen höher. In seinem Umgange entwickelten sich die Ideen, die Begriffe wurden aufgeklärt, die Vorstellungen gereinigt, die Gesichtspunkte erweitert und berichtigt. Man ward allmälig mit neuen Ansichten vertraut; gesundere Grundsätze kamen empor, und die Sache der Vernunft fand selbst unter den Ungeweihten manchen entschlossenen Vertheidiger."

So wirkte Steinbrüchel, dessen Andenken unter der jüngern Generation noch lange nachklang, für gelehrte und philosophische Bildung, für freie Gestaltung geistigen Lebens und verständige und humane Erfassung auch der religiösen Fragen. Daneben aber war er nicht blos gelehrter, sondern auch praktischer Schulmann; sein Antheil an der Verbesserung der zürcherischen Schulanstalten (1773), sagt einer seiner Biographen, bleibt immer ein schöner Edelstein in der Krone seiner gelehrten Verdienste. Als er 1796 am Charfreitag starb, war sein Todestag ein Tag allgemeiner und tiefster Trauer.

O. Hr.

Johann Konrad Heidegger.

1710—1778.

[Quellen: Holzhalb, Supplement zu Leu's Lexicon, Bd. III, S. 71 ff. — D. H. C. Hirzel, Denkrede auf Herrn Hans Conrad Heidegger, Burgermeister der Republik Zürich. Zürich 1778. — Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer. Aarau 1812. S. 215.]

Wie Bodmer als gelehrter Kritiker und freier Denker durch ein halbes Jahrhundert der litterarische, so war Heidegger in den letzten Jahrzehenden seines Lebens der staatsmännische Mittelpunkt der reformatorischen Bestrebungen Zürichs. Geboren am 12. Januar 1710 erwarb er sich eine für seine Zeit ungewöhnliche allgemeine Bildung. „Selbsteigner Trieb machte bei ihm frühe alles aus; sein Kopf war ganz Logik; Wolf sein Lieblingsautor. Von jugendlichen Ausschweifungen war er ganz frei: er studirte alle Wissenschaften durch; auch die abstractesten machte er sich bekannt; aus der Naturlehre und Chemie machte er eine Zeit lang sein Hauptstudium". Von den damals zum Abschluß der Jugendbildung üblichen Reisen zurückgekehrt, widmete er sich dem Staatsdienst, der ihn 1768 zur Würde des Bürgermeisters emporführte, die er bis zum Ende seines Lebens, am 2. Mai 1778, bekleidete. Das letzte Decennium seines Lebens war durch seine Energie und Einsicht eine Periode umfassender Umgestaltungen für das zürcherische Staatswesen auf allen Gebieten; seine Mitbürger nannten ihn nicht ganz mit Unrecht den „großen Heidegger".

Auch für die Schulgeschichte verdient Heideggers Namen der Vergessenheit entrissen zu werden. Er gehörte zu den damals seltenen Staatsmännern, die frei von obrigkeitlichem Hochmuth in der Bildung und namentlich auch in der politischen Bildung der gesammten Bürgerschaft die sicherste Bürgschaft für das Gedeihen eines republikanischen Staatswesens sahen, und so ist er denn diejenige Persönlichkeit, die der Reform der zürcherischen Schulanstalten die

Form und mit seinem Ansehen die Möglichkeit der Durchführung verlieh. Beim Auffahrtsconvent des Carolinums 1765 wurde zuerst die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Verbesserung betont, und nun trug Heidegger, damals Mitglied der obersten Schulbehörde, der gelehrten Versammlung in eingehender Rede „die Regeln vor, nach welchen das Schulwesen eingerichtet sein müsse, wenn es sollte zu einer Nationalanstalt werden, in welcher von der ersten Kindheit an für alle Stände der Mensch sich zum nützlichen Mitglied des Staates entwickelte und mit allen Eigenschaften des Kopfs und des Herzens ausgerüstet würde, die ihm dereinst in seinem Berufe dienen könnten, an der Beförderung der Wohlfahrt des Vaterlandes arbeiten zu helfen. Nach diesen Regeln entwarf er in dem Fortgang seiner Rede den schönsten zusammenhangenden Plan, von den niedrigsten Hausschulen an, in welchen die Kinder Buchstaben lernen, bis auf den Zeitpunkt, in welchem der Knab oder Jüngling die Schule verläßt, um einen bestimmten Beruf anzutreten, wo er mit allen dazu dienenden Kenntnissen und Fähigkeiten ausgeziert sein sollte. Mit Erstaunen hörte die Versammlung unserer würdigsten Gelehrten die Weisheit dieses Gesetzgebers an". Es blieb aber nicht beim Erstaunen. Man legte sofort Hand ans Werk; Professor Breitinger anerbot sich zur Ausarbeitung eines sachbezüglichen Planes und schon im Dezember desselben Jahres wurde der erste Entwurf vom Kleinen Rathe gutgeheißen. Nun gieng es an die Detailarbeiten und an die Commissionalberathungen, bei denen Heidegger durchweg den Vorsitz führte und trotz seiner inzwischen erfolgten Erhebung zur Bürgermeisterwürde bis zum Abschluß der ganzen Reform beibehielt, der nach acht langen Jahren mühseliger Berathungen im Jahr 1773 erfolgte. Die Hauptverbesserungen bestanden in der einheitlichen Organisation des gesammten städtischen Schulwesens; in der Begründung der Kunstschule (durch welche Knaben, die sich nicht den gelehrten Berufsarten widmen wollten, eine dem Bisherigen gegenüber weitergehende und abschließende Bildung erhielten), in etwelcher Zurückdrängung des Uebergewichts der alten Sprachen auf der Mittelstufe; und in der sorgfältigen Ausarbeitung einer den Einsichten einer vorgeschrittenen Zeit entsprechenden Methode für die einzelnen Fächer. Merkwürdigerweise geschah für die Verbesserung der Töchterbildung nahezu nichts. Die Bürgerschaft wurde durch eine populär gehaltene, etwas breit angelegte, aber sehr instructive Schrift von Professor Usteri, die halb officiellen Charakter hatte, über Zweck und Inhalt der Schulverbesserung ins Klare gesetzt. Einige Jahre nachher folgte denn auch nach sorgfältiger Zuratheziehung der bestehenden Verhältnisse eine Reform des Landschulwesens [1].

---

[1] siehe die Anmerkung der Redaction zu den Satzungen betreffend das Landschulwesen vom Jahr 1684, S. 127.

Aber der eigenste Gedanke Heideggers, die Bürgerschaft namentlich auch zu gereifterm politischen Verständniß zu führen, bot ihm noch zu einer weitern Anregung Anlaß. Er gab seinem nachmaligen Biographen, dem Stadtarzt Hirzel, die Ideen an, nach denen derselbe eigens für die Kunstschulen seine „katechetische Anleitung zu den gesellschaftlichen Pflichten“ 1776 veröffentlichte, einen nach Form und Inhalt merkwürdigen Versuch des 18. Jahrhunderts, die nationalökonomischen und politischen Grundbegriffe dem Verständniß der Schuljugend nahe zu bringen, am merkwürdigsten vielleicht dadurch, daß ein Standeshaupt der alten Eidgenossenschaft selbst der intellectuelle Urheber desselben ist.

Es spricht doch mehr als das conventionelle Gefühl der Ehrfurcht vor den Magistraten der alten Zeit aus den Zeilen Salomon Geßners, die Heideggers Bild begleiten:

> Oft wird, auch in spätesten Zeiten, ein Edler
> Bei seinem Bild, von großen Entschlüssen glühend,
> Sich dem Glücke des Vaterlands weihn.

O. Hz.

Isaak Iselin,

Rathschreiber zu Basel 1756—1782 (geb. 1728).

[Quellen: Iselins eigene Schriften; namentlich: philosophische und patriotische Träume eines Menschenfreundes, 1755; — Philosophische und politische Versuche, 1760; — Träume eines Menschenfreundes, 1776; — Ephemeriden der Menschheit, 1776—1781; – Versuch eines Bürgers über Verbesserung der öffentlichen Erziehung, 1779. — W. Vischer, Programm des Pädagogiums in Basel 1841. — Mörikofer, schweizerische Litteratur im 18. Jahrhundert. 1861. — Miaskowski, I. Iselin, Beitrag zur Geschichte der volkswirthschaftlichen und politischen Bestrebungen der Schweiz im 18. Jahrhundert.]

Zu den Männern, welche sich im 18. Jahrhundert um das schweizerische Volksschulwesen verdient gemacht haben, gehört der edle Menschenfreund Isaak Iselin, Rathschreiber zu Basel, der als Begründer der bis auf den heutigen Tag segensreich wirkenden Gesellschaft zur Förderung des Guten und Gemeinnützigen in dieser Stadt eines ehrenden Andenkens genießt, aber auch durch seine zahlreichen Schriften und persönliche Beziehung zu den hervorragendsten Gelehrten und Staatsmännern seiner Zeit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus ungetheilte Anerkennung gefunden hat.

Er war zwar kein Schulmann; allein er hat sich in seinen Schriften sowol für den höheren Unterricht — siehe seine „Unvorgreiflichen Gedanken

über die Verbesserung der baselschen Hochschule" —, als auch für das Volksschulwesen und die Armenbildung so sehr interessirt und anregend gewirkt, daß ihm in diesem Buche neben den eigentlichen Schulmännern ein ebenbürtiger Rang einzuräumen ist.

Durch Bildung und Beruf war er, wie gesagt, Staatsmann. Er hatte sich zwar um den Lehrstuhl der Rechte an der Universität Basel beworben, da er in Göttingen sich dem Studium dieser Wissenschaft gewidmet und heimgekehrt sich als Lebensaufgabe gestellt hatte, geistige Regsamkeit in seine Vaterstadt zu bringen und namentlich die Universität wieder zu beleben. Damals entschied das Loos unter mehreren Bewerbern und dieses fiel zu Ungunsten Iselins aus. Es zeugt in hohem Maße von seinem Patriotismus, daß er darauf die zwar ansehnliche, aber mühevolle Stelle eines Rathschreibers annahm, indem dieses Amt dem ideal angelegten hochstrebenden Manne wenig zusagte. Mit rührender Pflichttreue verwaltete er dasselbe bis zu seinem Tode. Daß er indessen hohe Befähigung zu diesem Amte besaß, beweisen seine gesetzgeberischen Arbeiten.

Sobald er sich aber Mußezeit zu ersparen wußte, flüchtete er aus dem Kreise der Geschäfte auf das Feld philosophischer Gedanken und benützte sogar auf der Rathsstube jeden freien Augenblick zu wissenschaftlichen Forschungen oder zu seiner ausgedehnten Correspondenz mit befreundeten Männern gleicher philanthropischer Geistesrichtung.

Wenn wir seine Schriften durchblättern, so müssen wir erstaunen über die classische Bildung, den freien unbefangenen Blick, die edle, humane Gesinnung, mit der Iselin alle Gebiete menschlicher Thätigkeit, Politik und Religion, Litteratur und Unterricht, Armenwesen, Finanzen, Erziehung berührte, beleuchtete, anregend und praktisch nutzbringend zu behandeln verstand. Seine Ephemeriden, eine politisch-litterarisch-philosophische Zeitschrift, die er vom Jahr 1776 bis zu seinem Tode herausgab, und die als solche in der deutschen gelehrten Welt an und für sich schon eine epochemachende und zu ähnlichen Publicationen anregende Erscheinung war, läßt uns einen Ueberblick über die allseitige Bildung, den praktischen Sinn und edeln ächt humanen Charakter Iselins thun. Wir können nicht umhin, selbst auf die Gefahr hin, uns in zu lange Aufzählungen zu verirren, einige Gebiete zu erwähnen, über die er neue fruchtbare Gedanken äußert, die sicher bei Zeitgenossen und noch mehr bei Nachfolgern auf guten Boden gefallen und seitdem praktisch durchgeführt worden sind. Viel beschäftigt ihn die Basedow'sche Erziehungsmethode, die seine volle Zustimmung hatte; die Gründung von Armenanstalten auf dem Lande, neu erschienene Schulordnungen; er bespricht die Verfassung der Vereinigten Staaten, Vorgänge in Frankreich, Nationalökonomisches, die zürcherische Frauenzimmerschule, das Unterrichtswesen in Freiburg, die

moralische Gesellschaft im Toggenburg, die Kunstgesellschaft in Genf, den Gesang als Theil guter Erziehung; Handel, Statistik, Viehassekuranz, Erscheinungen auf dem Gebiete der Litteratur zieht er in den Bereich seiner Untersuchungen — kurz, die Ephemeriden Iselins sind ein Werk, das, abgesehen von einzelnen Mängeln, die ihm als Kind seiner Zeit anhaften (wie z. B. dem übertriebenen Enthusiasmus, womit er jeden neuen Gedanken umfaßte), auch heute noch als sehr beherzigenswerth Jedermann darf empfohlen werden, der, wie Iselin, an die Vervollkommnung der Menschheit glaubt.

Daß Iselin sich für Pestalozzi höchlich interessiren mußte, ist nach dem Gesagten selbstverständlich. Wie er schon das Basedow'sche Philanthropin thätiger gefördert, als es in Deutschland selbst geschah, und die neue Lehrweise durch die Schweizer Schweighäuser und Kaufmann, die als Lehrer in Dessau eintraten, in die Schweiz zu verpflanzen gesucht hatte, wie er auch ein Freund des bündnerischen Staatsmannes Ulysses v. Salis war, der das Philanthropin zu Marschlins begründete, so nahm er sich, wenn gleich jene Hoffnungen sich zerschlugen, treu und beharrlich Pestalozzis an, und zwar zu einer Zeit, da ein Erfolg der Bestrebungen desselben noch wenig Aussicht hatte. Und trotzdem die Ausführung der von Pestalozzi ins Leben gerufenen Armenschule sich als mangelhaft erwies, hielt Iselin Pestalozzi durch seine Freundschaft und Hochschätzung aufrecht, als Andere an ihm irre wurden. Iselin war es auch, der in Pestalozzi den Beruf zum Volksschriftsteller erkannte und ihm in der Ausführung seiner Gedanken über die Volksbildung behülflich war.

Und obschon Idealist und Anhänger der damaligen französischen Aufklärungsphilosophie, war Iselin durchaus nicht blos Theoretiker. Seine Befähigung für Erziehung zeigte sich auch in seinem nächsten Kreise. Denn er war nicht nur ein musterhafter Hausvater seines eigenen großen Hausstandes, sondern der Berather und bildende Lehrer der Familien seiner Freunde und Verwandten: diese Familien zeichneten sich vor andern durch einen wissenschaftlichen und gemeinnützigen Sinn aus. Er war auch im Allgemeinen der geistige Mittelpunkt für seine Vaterstadt, indem er alle gebildeten und gelehrten Männer des damaligen Basels um sich vereinigte. Er war es, der das erste gut ausgewählte Lesebuch für die baslerische Jugend herausgab und die kurze Uebersicht über die allgemeine Geschichte darin ist von seiner Hand verfaßt.

Ganz besonders interessant ist seine speciell pädagogische Schrift „Versuch eines Bürgers über die Verbesserung der öffentlichen Erziehung in einer republikanischen Handelsstadt“, so daß wir uns das Vergnügen nicht versagen können, dieselbe einer eingehenderen Betrachtung zu unterziehen.

Schon die Art und Weise, wie Iselin in der Vorrede den Stoff eintheilt, zeugt von seinem klaren Verstande. „Man muß", sagt er, „zuerst einen deutlichen und ausführlichen Begriff von demjenigen geben, was Unterricht und Erziehung leisten sollen. Dann müssen die Mittel erwogen werden, durch welche sie ihre Absichten erfüllen. Und endlich ist die äußerliche Gestalt und Einrichtung zu bestimmen, welche den Schulen eines Staates nach seinen besondern Umständen zu geben sind". Wir heben letztern Passus hervor, weil er zeigt, wie Iselin durchaus nicht, wie man es seinem idealen Standpunkt gemäß erwarten könnte, obwol von allgemeinen philosophischen Principien ausgehend, die daraus hervorgehenden Theorien und aprioristisch aufgestellten Sätze blindlings durchführen will, sondern sich nach den gegebenen Umständen und den jeglichem Orte eigenthümlichen Verhältnissen richtet — ein zu beherzigender Wink für ausschließliche Theoretiker!

Der erste der drei Abschnitte beweist die Nothwendigkeit der Erziehung des Menschen aus dessen Natur: „Der Schöpfer hat die Menschen als seine vorzüglichen Lieblinge einer höheren Bestimmung gewürdigt. Er versah sie mit Kräften, durch welche sie die Vollkommenheit der übrigen Geschöpfe und ihre eignen vermehren, in und um sich Vergnügen und Wohlstand erzeugen und indem sie andere glücklich machen, auch ihre eigene Glückseligkeit erhöhen können." Die Erziehung soll also des Menschen Herz vor dem Gifte des Bösen und Schlechten bewahren und es den wohlthätigen Gefühlen reiner Freuden und edler Liebe öffnen. Und was die Eltern in Erziehung und Unterricht zu leisten nicht fähig sind, soll der Staat ergänzen.

Der zweite und hauptsächliche Abschnitt gibt nun eine ausführliche Darlegung der Gestaltung des Unterrichts.

In der Periode der Kindheit, d. h. den ersten sechs oder acht Jahren des Lebens braucht die Erziehung nicht viel mehr zu thun, als der natürlichen Entwicklung zu folgen und diese zu fördern, was durch einfache und angemessene Nahrung, Verhütung aller Weichlichkeit, körperliche Bewegung, freie Luft bei jeder Witterung, Baden und Spiele zu erreichen ist. In geistiger Beziehung soll man auch der Natur nicht voreilen, sondern nur das Kind gewöhnen „Alles genau zu bemerken" (d. h. sein Anschauungsvermögen zu üben) und „seine Seelenkräfte üben, stärken und in Ordnung erhalten". In sittlicher Hinsicht ist auf die Bildung des Herzens hinzuwirken, auf die „Entwicklung des Triebes, welcher den Menschen anspornt, Vergnügen aus der Zufriedenheit seines Mitmenschen zu schöpfen, ihm Gutes zu thun und in ihm die gleiche Neigung gegenseitig zu erzeugen, zu lieben und geliebt zu werden". Liebe zu den Mitmenschen soll den Kindern eingepflanzt werden, da sie selber „nichts sind und nichts sein werden, bis sie aus eigenem Triebe und mit eigenen Kräften ihren Mitmenschen werden Gutes thun

können" [1]. Von der Liebe zu den Eltern werden sie dann zur Verehrung des himmlischen Vaters geführt, welche sie wiederum zu guten Handlungen antreibt. Schon im fünften und sechsten Altersjahr kann man die Kinder auf die Verknüpfung von That und Lohn aufmerksam machen und ihnen die große Wahrheit beibringen, daß jedes Leiden des Menschen eine Folge der Sünde ist und die Rückkehr zur Tugend und zur Rechtschaffenheit die Folgen der Sünde auslöschen und ihn zu der Vollkommenheit und Glückseligkeit erheben kann, die das Ziel seines Daseins und seiner Wünsche ist.

In diesem ersten Zeitraume des Lebens ist die Erziehung beinahe ausschließlich der väterlichen und mütterlichen Sorgfalt vorbehalten; doch soll auch die Obrigkeit sie ihrer Aufmerksamkeit würdigen, was geschehen könnte durch Verfassung von guten und gründlichen Erziehungsschriften, die man unentgeltlich den unbemittelten Bürgern zukommen ließe; durch die Aufsicht der Geistlichen und durch Gründung von Anstalten, worin die Kinder von Eltern, die zu sehr beschäftigt sind, den Tag hindurch beobachtet und nach guten Grundsätzen besorgt würden. In diesem ersten Zeitraum kann bereits auch mit den Anfängen des elementaren Unterrichts begonnen werden. Als Grundlage dafür wünscht Iselin ein Buch, das den Erziehern Stoff an die Hand gebe, die Kinder zwei oder drei Jahre lang auf eine angenehme und lehrreiche Weise zu unterhalten, ihnen die Kenntnisse beizubringen, deren ihr Alter fähig ist, aber nicht nur die wissenschaftliche, sondern auch die moralische Erziehung ermögliche, so z. B. Züge von edeln Menschen, Beispiele von Wohlthätigkeit, von den heilsamen Folgen der Rechtschaffenheit, des Fleißes u. s. w. enthalte. So beschaffen wird das Buch auch ein nützliches Handbuch für die Eltern sein.

Den zweiten Zeitraum der Erziehung bilden die folgenden drei Schuljahre (8.—10. Lebensjahr). Nach dem achten Jahre beginnt die eigentliche Schule, die den Grund zum Unterrichte der folgenden Jahre legt. „Die Schulzimmer müssen zur Unterhaltung einer frischen Luft geräumig und hoch gebaut und immer sehr reinlich gehalten werden" [2]. Das Elementarbuch dieser Stufe muß den Stoff desjenigen des ersten Zeitraumes wiederholen, aber in vollständiger und annähernd systematischer Ordnung. Zunächst sollte die Naturgeschichte an die Reihe kommen und zwar, da eine allgemeine Uebersicht der Natur vorauszugehen hat, das Mineralreich, dann die Pflanzen, die Thiere und der Mensch, zuletzt noch das Wichtigste über das Weltgebäude, wobei

[1] Wie richtig, besonders der modernen Verhätschelung und Verzärtelung der Jugend gegenüber, welche ihre krankhafte Selbstüberhebung zur Folge hat, über die schon so lange geklagt wird! [2] Wie lange hat es vielerorts gedauert, bis man die Wichtigkeit dieser Forderung eingesehen und sie praktisch durchgeführt hat!

stets „dem Kinde fühlbar zu machen sei, daß die Natur in ihren Werken immer von einer geringeren Vollkommenheit zu einer höheren hinaufsteigt und wie weit der Mensch, der wahrhaftig ein Mensch ist, über den Werth der Thiere erhaben ist". Daher soll die Arbeit, weil sie ihn vollkommener macht, als ein Vorrecht dargestellt werden, die den Menschen adelt. Bei den Naturproducten ist auch zuweilen diejenige Kunst zu erwähnen, welche sich damit beschäftigt, die elementare Mechanik, wozu Sammlungen von Naturalien und Maschinen erforderlich sind, sowie auch das Elementarbuch mit Kupfern zu versehen ist. Daß hiedurch dieses Buch einen größeren Umfang erhält, ist Iselin gerade recht; er will diese Lehrbücher sehr umständlich, drei Bände stark für diese drei Jahre.

Der zweite Theil der Darlegung hat den moralischen Unterricht des Weltbürgers zum Gegenstande; er beginnt mit der Schilderung des Menschen, seiner Fähigkeiten und Bedürfnisse und entwickelt „seine Verhältnisse gegen alle Theile der Natur, wie die Weisheit und Güte der Vorsehung den Menschen selbst zum Werkzeuge der Glückseligkeit für seinen Mitmenschen auserſehen hat". Aber es soll das Buch „angenehm und unterhaltend geschrieben sein", was durch Abwechslung des „dogmatischen Tones mit dem historischen, dialogischen" oder mit Poesie zu erreichen wäre. Bildung des Herzens soll stets dem Lehrer als wichtige Sorge obliegen; gegen die kleineren Fehler der Schüler ist mit ernsthaften Vorstellungen einzuschreiten, gegen die gröberen, wenn solche Warnungen einige Male fruchtlos angewandt wurden, mit Strafen, die der natürlichen mit solchen Fehlern verknüpften Strafe am ähnlichsten sind, wie Entziehung einer Freude, Einsperren u. dergl. Körperliche Züchtigung soll nur sehr selten und in höchst wichtigen Fällen gebraucht werden. Auch die Belohnungen sind mit Vorsicht auszutheilen.

Von den allgemeinen Grundsätzen der Ethik ist der Uebergang zur christlichen Religion sehr leicht. Dieser Unterricht „muß mit der Geschichte der Offenbarung anfangen, bis auf die Zeiten Christi fortgehen und dann die Lehre des Heilandes in einem systematischen Begriffe darstellen. Dieser Begriff soll aber nicht sehr lang sein; er soll mit den eigenen Worten des Evangeliums reden und die Zöglinge vor allem Sectengeiste und vor aller Verfolgungssucht warnen." Zu gleicher Zeit ist großer Werth auch auf die körperliche Uebung zu legen, und es ist interessant zu sehen, wie in Iselins Vorschlägen die ersten Keime der Methode liegen, welche hundert Jahre später Spieß aufgestellt hat und die nun allgemein im Schulturnen eingeführt ist.

Auch die Aesthetik zieht Iselin in den Kreis seines Unterrichtsplanes: beim Lesen soll der Lehrer auf das in der Form Schöne, die Correctheit und Eleganz im Ausdrucke aufmerksam machen, Fehlerhaftes kritisiren und corrigiren lassen. Nicht minder ist das Gedächtniß zu üben; Schreiben,

Rechnen, Zeichnen soll fleißig und einläßlich betrieben werden und im letzten der drei Jahre kommt noch Geographie hinzu, welche aber keine trockene Aufzählung von Namen sein darf, sondern den Charakter eines Landes, Sitten und Gebräuche der Einwohner, Handel, Producte u. s. w. zu schildern hat.

Der dritte Zeitraum der Erziehung (bis zum 14. Jahr), „kostbar für alle Menschen, welche ihre Glücksumstände frühe zu Arbeiten auffordern, die ihre meiste Zeit wegnehmen", wird „in einer wolüberlegten Verbindung und Stufenfolge auf die mathematischen Wissenschaften, Rechnen, Geometrie, Mechanik, Optik und die Civilbaukunst verwendet werden, auch auf Astronomie, mathematische Geographie, Chronologie und Gnomonik (?)". Und zwar wird dieselbe Methode befolgt, wie zuvor: Wiederholung des in der vorigen Periode Durchgenommenen, aber mit bedeutenden Erweiterungen, Ausführungen und Uebergang zu Schwierigerem. Hier gelangt der Schüler zu einem Einblicke in die politischen und nationalökonomischen Verhältnisse der Menschen; es wird ihm gezeigt, daß der „Tugendhafte und Rechtschaffene unter jeder Verfassung zufrieden leben könne; daß Tyrannei und Ungerechtigkeit die größten Zerstörerinnen der menschlichen Glückseligkeit, Freiheit und Gerechtigkeit aber ihre vornehmsten Schutzgottheiten sind; daß die Freiheit des republikanischen Bürgers, die Befugniß an der Regierung des Staates Antheil zu nehmen, nur alsdann gerecht sei, wenn sie gebraucht wird, die Freiheit des Menschen zu handhaben". Hieran reiht sich der Unterricht in der Geschichte, wobei man sich „nicht gar zu sehr bei Kriegen, Eroberungen und großen Revolutionen aufhalten, sondern vorzüglich erläuteren soll, was ihnen wahrhaft nützlich sein wird: Religion, Sitten, Verfassung, Gelehrsamkeit, Handel, Finanzen, Luxus, Landwirthschaft und Geschmack in den Künsten". Die vaterländische Geschichte muß einen der vornehmsten Theile des historischen Unterrichtes ausmachen; sie soll aber erst dann begonnen werden, wenn man in der allgemeinen Geschichte bis zur Zeit der Stiftung des helvetischen Bundes gekommen ist. Bei der Lectüre sollen „Lebensbeschreibungen von Landwirthen, Handwerksleuten, Künstlern und Kaufleuten" als Belege zu den Lehren der Ethik, besonders ausgewählt werden[1]. Aufsätze, Uebersetzen aus dem Lateinischen oder Französischen, Schönschreiben, Zeichnen und Gesang sind weiter zu betreiben.

Erst gegen das Ende seiner Abhandlung spricht Iselin seine Ansichten über den sprachlichen Unterricht aus. Die Bedürfnisse der Gesellschaft seien so beschaffen, „daß die Bürger einen ziemlich ausgebreiteten Unterricht nöthig

---

[1] Iselin betont mehrere Male, wie ihm das Leben des Columbus besonders lehrreich und anziehend erscheine.

haben und unter zehn immer neun seien, die ihre Zeit besser anwenden können, als zur Erlernung einer todten Sprache". Diese sei in besonderen Stunden für diejenigen abzusondern, die sich gelehrten Studien widmen wollen. Für die Nichtlateiner soll täglich eine französische Stunde gegeben werden; drei Jahre Unterricht im Französischen kann das Welschland entbehrlich machen, wo die Kinder „die Erlernung von vielen, wichtigen und nützlichen Dingen versäumen" [1].

Im folgenden Capitel wird die Einwendung widerlegt, daß es beinahe zu viel gefordert sei, der Jugend so viele Kenntnisse bis ins vierzehnte Jahr beizubringen. Ideal wäre freilich die Ausdehnung der Schulzeit bis zum sechszehnten Jahr. Aber Iselin begründet die weniger weit gehende Forderung mit der Erscheinung, daß damals in Basel die wenigsten Schüler es im Gymnasium bis ins zwölfte Jahr aushielten; für diese die Mehrzahl bildenden Zöglinge, die später auch berufen sein können, an der Regierung des Staates Theil zu nehmen, ist es daher unbedingt nothwendig, den Unterricht so eng zusammen zu drängen. Die anderen können die Mängel dieses Unterrichtsplanes durch Privatunterricht und Selbststudium schon ergänzen.

Den Schluß der Abhandlung bildet eine Aufzählung von Büchern aller Fächer, die in dieser Schule zu gebrauchen wären, bis ein Lesebuch, wie Iselin es vorschlägt, verfaßt sein würde.

Das letzte Capitel, welches die Organisation der Schulen in Basel nach seinem neuen Plane, Eintheilung, Kosten, Lehrerbesoldungen, Stundenvertheilung u. s. w. bespricht, hat zu sehr ein locales Interesse, als daß wir darauf eingehen könnten.

Und wenn wir nun zum Schlusse ein allgemeines Urtheil über Iselins „Versuch über die Verbesserung der öffentlichen Erziehung in einer republikanischen Handelsstadt" abgeben sollen, so müssen wir unsere größte Hochachtung vor der hohen Bildung, dem gesunden Urtheil und der so edeln, menschenfreundlichen Gesinnung des Verfassers aussprechen. Sind hier und da seine Vorschläge theoretisch richtig, aber praktisch unausführbar — ich erinnere z. B. an die Stelle, wo er in der Naturgeschichte mit dem Mineralreich beginnen will, u. a. m. — so enthalten sie doch eine reiche Menge vortrefflicher Ideen, die theilweise erst unsere Zeit recht aufgefaßt und praktisch durchgeführt hat. Wir schließen daher diese Skizze über Iselins pädagogische Thätigkeit mit den Gedenkversen, die ihm am fünfundsiebenzigsten Stiftungstage der Gemeinnützigen Gesellschaft von Basel sind gewidmet worden:

---

[1] Also schon vor hundert Jahren wird auf die Absurdität der Sitte, ins Wälschland zu gehen, hingewiesen — und noch heute blüht sie trotz aller Gegenvorstellungen fort!

Ihm war verliehen, was so selten nur
Dem Menschen mag verleihn ein güt'ger Gott:
Gleich klar zu sehn das Nahe wie das Ferne,
Im Kleinen wie im Großen ganz zu sein,
Und eng und weit und immer warm zu lieben.
. . . .
Ein und derselb', und immer treu und wahr,
Der Menschheit Freund und Freund des Vaterlands,
Bürger der Welt und seiner Heimat Bürger. Dr. Meißner.

Martin Planta.

1727—1772.

[Quellen: Planta's Biographie im Neuen Sammler Bd. IV, von seinem Mitarbeiter und Nachfolger J. G. Amstein. — Wolf, Biographien. — Morell, Geschichte der helvetischen Gesellschaft.]

Martin Planta wurde im März 1727 zu Süs im Unterengadin geboren. Seine Eltern waren schlichte Landleute von beschränkten Vermögensverhältnissen. Schon früh entwickelte sich bei ihm Klarheit und Schärfe des Verstandes. Ein Krämer hatte, als sich Planta noch bei seinen Eltern befand, im Dorf ein sogenanntes Zank- oder Vexireisen vorgewiesen. Niemand vermochte dasselbe auseinander zu legen. Planta kam herbei, schaute dem Krämer mit gespannter Aufmerksamkeit zu, setzte sich dann mit dem Eisen in eine Ecke und legte es nach einigen Versuchen in kurzer Zeit zur Verwunderung aller Anwesenden auseinander. Der Krämer stellte ihm beim Abschied die Aussicht, daß etwas Rechtes aus ihm werden könne, und es ist in der That etwas Rechtes aus ihm geworden.

Da seine Eltern nicht viel für seine Ausbildung zu thun vermochten, nahm ihn ein älterer Bruder Andreas Planta, damals Pfarrer zu Castasegna, zu sich ins Haus und bereitete ihn für den geistlichen Stand vor. Später schickte er ihn nach Zürich, allerdings nicht ganz ohne Besorgniß; denn bei seiner außerordentlichen Lebhaftigkeit hätte er, einmal von den Seinigen entfernt, leicht eine schlimme Richtung einschlagen können; allein sein guter Geist bewahrte ihn. Schon mit 18 Jahren 1745 kehrte er nach Bünden zurück, um sich in die Synode aufnehmen zu lassen. Es trieb ihn jedoch bald wieder in die weite Welt, denn er strebte rastlos darnach, seinen Geist durch Kenntnisse, den Charakter durch Erfahrungen zu bilden. Dazu bot sich ihm Gelegenheit zuerst als Hauslehrer bei dem Baron von Secken-

dorf in Obernzenn in Franken, dann (1750) als Prediger der deutsch-reformirten Gemeinde in London. Mathematik und Physik, dann die alten und neuen Sprachen waren sein Lieblingsstudium. Das englische Klima sagte seiner Gesundheit nicht zu und so kehrte er aus dem bewegten Getriebe der Weltstadt in sein stilleres Vaterland zurück, ausgerüstet mit einem reichen Schatze wissenschaftlicher Kenntnisse und mit jener Unbefangenheit, die die Frucht gründlicher Bildung und vielseitigen Umganges ist.

Er widmete sich nun dem Unterrichte der Jugend und wurde zunächst Hauslehrer bei Hrn. Jakob v. Planta, damaligem Commissari der Grafschaft Cläven. 1754 nahm er einen Ruf als Pfarrer von Zizers an und verheiratete sich 1755 mit Anna Katharina Sprecher von Zizers. Neun Kinder sind aus dieser Ehe hervorgegangen.

In dem Stillleben seiner pfarramtlichen Wirksamkeit gedieh bald die Idee zur Reife, deren Verwirklichung ihm eine ehrenvolle Stelle in der Geschichte des schweizerischen Schulwesens gesichert hat. Nachdem nämlich die 1538 gegründete allgemeine Landesschule zu Chur beim Beginne der in Bünden so heftig tobenden Stürme des dreißigjährigen Krieges eingegangen war, faßte er den Plan, wieder eine allgemeine und öffentliche Erziehungsanstalt in Bünden zu errichten. Schon in seinem 18. Jahre hatte er sich lebhaft mit dem Gedanken beschäftigt und ihn nach seiner Rückkehr aus England ebenso lebhaft wieder aufgenommen. Er war der Gegenstand häufiger und einläßlicher Unterredungen mit Plantas Freund, Peter Nesemann in Chur, Pfarrer Menni in Soglio und Landshauptmann Rudolf v. Salis-Soglio. Als ein Haupthinderniß zu seiner Verwirklichung erschien ihm die Unabhängigkeit und Eifersucht der Hochgerichte, indem, wenn die Anstalt durch Beiträge der drei Bünde errichtet werden sollte, jedes Hochgericht dem andern den Sitz desselben streitig machen würde. Während seines Aufenthaltes in Zizers besprach sich Planta auch mit Landammann und Podesta Ulysses v. Salis-Marschlins (späterm Minister), legte ihm 1760 einen ausführlichen Plan vor und als auch dieser ihn zur Verwirklichung desselben aufmunterte, vereinigte er sich hiefür mit seinem Freunde Nesemann und am 1. Mai 1761 sollte das „Seminarium" eröffnet werden.

Planta kündigte nun den Pfarrdienst in Zizers auf und wandte sich zugleich an den Bundestag, um sich dessen Schutz und Beifall für die Anstalt zu versichern. Derselbe ließ es an ermunternden Erklärungen nicht fehlen und beehrte die beiden Gründer mit dem Titel „Professoren". Mit einem Zögling, dem bald drei andere folgten, wurde die Anstalt in Zizers eröffnet. Mitte Juli 1761 siedelte dieselbe nach Haldenstein über. Im Herbst 1762 hatte sie bereits 52 Schüler und zwar nicht nur aus den drei Bünden, sondern auch aus dem „Auslande". Durch die Söhne der Gebrüder Doller

in Bischofszell und des Gerichtsherrn Gonzenbach von Hauptwyl, welche als die ersten „Ausländer“ eingetreten waren, verbreitete sich der gute Ruf der neuen Anstalt. Das zuerst bezogene Haus genügte nicht mehr. Mit einem Vorschusse von fl. 4200, den sie von den reichsten Mitgliedern des damals in Chur versammelten Bundestages für einige Jahre zinslos erhielten und mit Zusatz ihres eigenen Vermögens, kauften sie einen Theil des herrschaftlichen Schlosses zu Haldenstein. Der Erfolg des Seminars übertraf bald alle Erwartung.

Die helvetische Gesellschaft, die aus den bewährtesten Eidgenossen jener Zeit bestand, sah in der neuen Anstalt eine Idee verwirklicht, welcher sie schon seit Jahren ihre besondere Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Planta wurde daher auch von dieser Seite in seinen Bestrebungen ermuntert und unterstützt. 1766 trat er selbst dieser Gesellschaft bei und hielt in ihrer Versammlung zu Schinznach einen Vortrag über seine Erziehungsgrundsätze und deren bisherigen Erfolg. So mächtig war der Eindruck dieses Vortrages, daß der ebenfalls anwesende Herzog Ludwig Eugen von Württemberg Planta vor der ganzen Versammlung umarmte und ihn versicherte, daß er ihm mit Freuden seinen eigenen Sohn, wenn er einen hätte, zur Erziehung übergeben würde.

Die Aufgabe, die sich das Seminar stellte, war die: „junge Leute erstlich zum Christenthum zu bilden, hernach zu dem politischen, ökonomischen, Militär- und Kaufmannsberufe vorzubereiten“. Die Lehrfächer waren: die lateinische, deutsche, französische und italienische Sprache, Geschichte und Erdbeschreibung, Denklehre und Naturrecht, praktische Mathematik, Rechnen, Buchführung, Zeichnen, Musik und Tanz. Die Methode des Unterrichts war nicht die gewohnte blos mechanischen Auswendiglernens. Immer sollten die Schüler zur Anschauung und zu selbständigem Erfassen des zu lernenden Stoffes angeleitet und dadurch ihr Lerneifer erhöht werden. Die Methode sollte insbesondere der Eigenthümlichkeit jedes Schülers angepaßt, die Bildung des Charakters eine Hauptaufgabe der Erziehung sein. Großes Gewicht legte Planta auch auf die physische Erziehung. Gymnastische Uebungen, Spaziergänge, Ausflüge in die Alpen, wechselten mit der ernsten Geistesarbeit; aber auch die Stunden der Erholung sollten zur Förderung der Wißbegierde verwendet werden durch Sammlung und Kenntnißnahme von Pflanzen, Mineralien, Insecten u. a. Nebenbei erlernten die Zöglinge das Drechseln, Glasschleifen, Schreinern, Fertigung von Papparbeiten. Planta selbst war seinen Schülern Muster und Vorbild. Mit viel Witz und der Gabe eines gewandten Erzählers vereinigte er ein heiteres Gemüth und einen liebenswürdigen Charakter und gewann und bewahrte dadurch die Liebe aller derer, die ihm näher traten. Nicht nur lebte er mit voller Hingabe den ihm an-

vertrauten Zöglingen, sondern er suchte sich neben seinem eigentlichen Beruf auch wissenschaftlich und gemeinnützig zu bethätigen und zwar ganz besonders auf dem Gebiete der Physik und Mechanik. Er war es, der zuerst die Scheibenelektrisirmaschine construirte, er erfand eine Maschine zur Fortbewegung von Schiffen und Wägen durch Wasserdampf, ebenso einen Stoßkarren, der durch wechselnde Bewegung zweier Füße schneller und leichter geführt werden sollte. Beide Erfindungen hatte er dem Könige von Frankreich vorgewiesen und dafür eine Belohnung von 100 Louisd'or erhalten. Er verwendete sich für Einführung des neuen Kalenders durch eine Volksschrift, gründete mit Dr. Abiß in Chur eine ökonomische Gesellschaft, die noch bis in das folgende Jahrhundert viel Gutes angestrebt und gewirkt hat. Von ihm ist auch der Gedanke ausgegangen durch Lieder die Volksbildung zu fördern und die bekannte von Lavater herausgegebene Sammlung von Schweizer-Liedern ist die Frucht der Anregung Plantas.

Nichts ist natürlicher, als daß ein so edler, kenntnißreicher, strebsamer Mann sich ebenso das Vertrauen der Eltern wie der zu erziehenden Söhne erwarb. Die Zahl seiner Schüler mehrte sich von Jahr zu Jahr. Es kamen solche nicht blos aus der Schweiz, sondern auch aus Deutschland, Frankreich, Italien und Holland, selbst aus Martinique. Unter seinen Schülern werden genannt der spätere Bürgermeister Reinhard von Zürich, Girtanner von St. Gallen, Staatsrath Cäsar Laharpe von Lausanne, der Maler Fedor Iwanovitsch, Legrand von Basel, Stockar von Schaffhausen, Bundeslandammann Sprecher von Bernegg, Bürgermeister Tscharner, Charles Pictet und Lefort von Genf u. a. Bei der stets zunehmenden Frequenz der Anstalt waren bald die Räumlichkeiten im Schlosse Haldenstein nicht mehr zureichend. Planta und Nesemann wollten das Seminar nach Chur verlegen, allein es wurden ihnen da Bedingungen gemacht, die sie nicht zu erfüllen vermochten. Da stellte ihnen Karl Ulysses v. Salis, der Minister Frankreichs bei den drei Bünden, die weiten Räume seines Schlosses Marschlins zur Verfügung, führte die nöthigen baulichen Veränderungen durch und erklärte sich bereit, die ganze äußere Verwaltung des Seminars zu besorgen, damit die Directoren sich ungetheilt ihrer großen erzieherischen Aufgabe widmen könnten. Im Frühling 1771 wurde die Anstalt nach Marschlins verlegt und schien nun erst recht zur vollen Blüthe gelangen zu sollen. Die Zahl der Zöglinge stieg bis auf 96. Planta nahm sich vor, jetzt mit der Hauptanstalt noch eine Freischule zu verbinden, wodurch namentlich talentvollen Söhnen armer Eltern Gelegenheit zu ihrer Ausbildung gegeben werden sollte. Auch dieser Gedanke erfreute sich des Beifalls der helvetischen Gesellschaft, welche in jenen Jahren keine Gelegenheit versäumte, das Institut allen Freunden des Vaterlandes und einer bessern Erziehung zu empfehlen. Allein schon im März 1772 starb

Planta an einer Unterleibsentzündung, erst 45 Jahre alt. Mit ihm hatte das Unternehmen die kräftigste Stütze verloren und wie sehr Nesemann und Salis, letzterer mit Hingabe eines großen Theils seines Vermögens, sich bemühten, dasselbe zu erhalten, es gelang ihnen nicht auf die Dauer. Der berüchtigte Dr. Karl Friedrich Bahrdt, von Basedow empfohlen, wurde zur Leitung berufen; er brachte durch seine Prahlerei und Liederlichkeit die Anstalt um ihren guten Ruf, und sie mußte 1777 mit großem Verluste für Salis aufgehoben werden.

Hatte Planta mit seinem Seminar nicht zunächst die Volksschule im Auge, so hat er durch dasselbe doch wesentlich zur Hebung derselben mitgewirkt.

War es ihm gelungen, die Söhne aus den angesehensten und einflußreichsten Familien Bündens und der Schweiz um sich zu sammeln, so konnte der edle Geist, in welchem er auf dieselben einzuwirken suchte, nicht ohne Frucht für ihre künftige Laufbahn bleiben. Die Vaterlandsliebe, die in Haldenstein und Marschlins in ihren Gemüthern geweckt und gepflegt wurde, mußte sie dazu drängen, die Volksbildung zur wichtigsten Angelegenheit des Staates zu machen und nicht nur höhere Lehranstalten von Staatswegen zu gründen, sondern auch der Volksschule ihre ganze Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die gesunden sittlichen Grundsätze, die naturgemäße Lehrmethode mußten in den aus dem Seminar Plantas hervorgegangenen Männern auch in den Bestrebungen zur Geltung gelangen, welche sie der Hebung der Volksschule zuwandten.

Herold.

Johann Peter Nesemann.

1720—1802.

[Mit Benutzung von „J. A. v. Sprecher, Geschichte der Republik der drei Bünde im 18. Jahrhundert“ und „der Neue Sammler“.]

Johann Peter Nesemann wurde 1720 in Bahrendorf bei Magdeburg geboren. Er studirte Theologie in Halle, widmete sich aber, nach Absolvirung der theologischen Studien, dem Lehrfache und zwar zunächst im halle'schen Waisenhause, der Stiftung des berühmten August Hermann Franke. Zu Anfang der Fünfzigerjahre kam er in das Haus des Generals Salomon v. Sprecher, bald in Davos, bald in Como. Da sein Zögling die Rechte studiren sollte, begleitete er denselben auf die Hochschulen von Basel, Genf und Halle und machte dann mit demselben zu seiner weitern Ausbildung eine Reise durch Italien, Frankreich und die Niederlande. 1759 kehrte er

nach Bünden zurück. Hier trat er in ein engeres Freundschaftsverhältniß zu Martin Planta und gründete mit demselben das Seminar zu Haldenstein im Jahr 1761. Er stand seinem Freund in Treuen bei und behielt auch nach dessen Tode in Marschlins die erzieherische Leitung des Seminars, später Philanthropin genannt. Als nachher Bahrdt mit in die Direction berufen wurde und in Folge dessen die Anstalt 1777 zu Grunde gieng, kehrte Nesemann nach Chur zurück und ertheilte dort Unterricht an der städtischen Lateinschule; nebenbei hatte er stets Privatschüler und zwar aus der Nähe und Ferne.

Als 1793 Bürgermeister Johann Baptist v. Tscharner die Erziehungsanstalt zu Reichenau gründete, berief er auch Nesemann als Lehrer. Stand derselbe damals schon in einem hohen Alter, so war er vermöge seiner reichen Kenntnisse und seiner vielen pädagogischen Erfahrungen für die Anstalt doch ein Segen. Er war es denn auch, welcher zugleich mit dem jüngern und rüstigern H. Zschokke die Anstalt bis zu ihrer Aufhebung leitete. Als 1799 die Oesterreicher in Bünden einrückten, traf auch ihn mit vielen andern, welche der französischen Partei anzugehören verdächtig waren, das Loos, nach Tyrol deportirt zu werden. Bald nach seiner Rückkehr aus dem Exil starb er zu Chur am 26. Januar 1802 im Alter von 82 Jahren.

Herold.

Ulysses v. Salis-Marschlins.

1728—1800.

[Quelle: A. v. Sprecher, Geschichte der drei Bünde im 18. Jahrhundert.]

Ulysses v. Salis-Marschlins wurde am 25. August 1728 im Schlosse zu Marschlins bei Igis geboren. Sein Vater hielt ihm vorzügliche Privatlehrer und schickte ihn im 17. Jahre auf die Universität nach Basel, von wo er mit gründlichen Kenntnissen in den alten Sprachen, in Geschichte, sowie in den Rechts- und Staatswissenschaften in die Heimat zurückkehrte. Schon als ganz junger Mann wurde er wiederholt Landammann seines Hochgerichtes und Vertreter desselben im Bundestage. Ein begeisterter Verehrer der Freiheit und der republicanischen Tugenden, feurig, ehrgeizig, von rücksichtsloser Herrschsucht und zugleich mit seltenem Geschick zur Intrigue begabt, erhob er sich bald zum Haupt einer anti-österreichischen Partei. Wiederholt wurde er vom Bundestag mit wichtigen politischen und auch administrativen Missionen (in letzterer Beziehung hatte er z. B. 1759 die Straßen über Splügen und Septimer zu inspiciren) betraut. 1767 gab er die „graubündne-

rischen Grundgesetze“ mit einem kurzen, historischen Commentar heraus; in demselben Jahre verfaßte er sein Mémoire sur les Grisons, wodurch er den Herzog von Choiseul über die politische Lage der drei Bünde, ihre bedeutendern Staatsmänner und besonders über seine eigenen politischen und diplomatischen Fähigkeiten aufzuklären suchte. Diese Schrift hatte zur Folge, daß Salis im folgenden Jahr zum Minister Frankreichs bei der Republik der drei Bünde ernannt wurde. Er nahm die Stelle an, obgleich er ein Jahr zuvor sich dahin ausgesprochen hatte, daß es besser wäre, wenn die Mächte sich nicht mehr um unser Land bekümmern und kein Geld mehr in demselben ausgeben würden. Hätte Salis die Ministerstelle nicht angenommen, so würde sie wahrscheinlich einem Ausländer zugefallen sein, der mit den Verhältnissen weniger vertraut gewesen wäre.

In jenen Jahren war es denn auch, wo Salis dem von Planta und Nesemann gegründeten Seminar immer mehr seine volle Theilnahme zuwandte. Er richtete sein Schloß zu Marschlins für dasselbe ein und übernahm die ganze äußere Verwaltung, damit Planta und Nesemann sich ungetheilt ihrer erzieherischen Aufgabe widmen könnten. 1772 präsidirte er die helvetische Gesellschaft, gedachte in seiner Eröffnungsrede der großen Verdienste des im Jahr 1771 verstorbenen Professors Planta und hob als charakteristische Eigenschaften der Anstalt zu Marschlins hervor „die Selbstregierung der Zöglinge als Sporn der Ehrbegierde und Vorbereitung zu republicanischem Leben, die sokratische Lehrmethode und die religiöse Grundlage“, wobei die Schüler durch die bedeutenden Sammlungen, theatralischen Aufführungen und gymnastischen Uebungen unterstützt würden. Dabei drückte er die Hoffnung aus, daß mit dem Seminar der Gedanke verwirklicht werde, die Verbrüderung der gebildeten Eidgenossen anzubahnen. Seinen Eifer für die hohen Zwecke der Bildung bethätigte er auch dadurch, daß er von Zeit zu Zeit am Collegium philosophicum in Chur Vorträge hielt über Bündnergeschichte, Staatsrecht und Verfassungslehre.

Die Aufhebung des Institutes zu Marschlins 1777 war für ihn ein schwerer Schlag. Er hatte einige Jahre so zu sagen seine ganze Kraft und einen großen Theil seines Vermögens auf dasselbe verwendet. Von Schwermuth über die nicht erreichten Ziele niedergebeugt, begab er sich mit seinem Bruder auf Reisen und kehrte durch die vielen neuen Eindrücke zum Theil wenigstens wieder geheilt zurück. Während eines mehrjährigen Aufenthalts auf seinen Gütern im Veltlin bemühte er sich, durch Regulirung der Adda die Sümpfe auszutrocknen, das Land für die Cultur zugänglicher, zugleich gesunder zu machen. Allein die großen Kosten und der Widerstand derer, die in diesem Streben eigennützige Absichten witterten, vereitelten seine Hoffnungen. Er schrieb dann seine Fragmente zur Staatsgeschichte des Veltlins

und eine andere sehr zeitgemäße Schrift „Unvorgreiflicher Vorschlag zur Verbesserung des Justizwesens in den Unterthanenlanden“. Allein in den Stürmen der bereits ausgebrochenen Revolution verhallte seine Stimme. Seine Stelle als Minister Frankreichs hatte er niedergelegt. Er wurde 1794 verbannt, flüchtete sich nach Zürich, wo er ebenfalls das Bürgerrecht besaß, und als er sich dort auch nicht mehr sicher glaubte, nach Wien, wo er am 6. Oktober 1800 am Nervenfieber gestorben ist.

Zur Hebung der Volksschule hat er nur mittelbar beigetragen, indem er diejenige Anstalt fördern half, welche einer großen Anzahl vorzüglicher Männer die Grundlage zu ihrer Geistes- und Charakterbildung gab, anderseits aber auch dadurch, daß er selbst durch seine Vorträge in Chur die idealen Bestrebungen der bündnerischen Jugend zu fördern suchte

Herold.

Konrad Tanner, Abt von Einsiedeln.

1752—1825.

[Quellen: Stiftsarchiv Einsiedeln. — Tanners Schriften. Programm der Stiftsschule Einsiedeln von 1855.]

Das Benedictinerkloster Einsiedeln, im Herzen der Schweiz, in der rauhen Hochebene der Sihl über dem Zürichsee gelegen, hat in seiner mehr als tausendjährigen Geschichte auch auf dem Gebiete des Schulwesens manches schöne Blatt zu verzeichnen [1]. Fällt allerdings der Schwerpunkt seiner hieher bezüglichen Wirksamkeit naturgemäß in das höhere Schulwesen — was bei der nachstehenden Skizze nicht übersehen werden darf — so zeigt doch die Geschichte, daß es auch an den Bestrebungen zur Hebung der Volksschule den lebhaftesten Antheil genommen hat.

Als diese in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts überall kräftiger hervortraten, fanden sie eine mächtige Stütze an einem ganzen Kreise von Stiftsmitgliedern, welche seit dem Regierungsantritte des gelehrten Fürstabtes Marian Müller (1773—1780) für Hebung des Schulwesens überhaupt wie der Volksschule im besondern äußerst rührig waren. Zu ihnen zählten unter andern die Patres Johann Schreiber, Raphael Genhardt, Fintan Steinegger, Isidor Moser und unser Konrad Tanner. Wenn daher nur der letztgenannte hier zur Sprache kommt, so geschieht dies nicht

[1] Vergl. Programm der Stiftsschule Einsiedeln, 1855: Geschichtliches über die Schule in Einsiedeln.

deshalb, als ob er allein gestanden, sondern weil er theils durch seine schriftstellerische Thätigkeit, theils durch seine spätere Stellung als Abt gleichsam als der Mittelpunkt und hervorragendste Vertreter dieser gesammten Richtung angesehen werden darf.

Konrad Tanner, der 48. in der Reihenfolge der einsiedlischen Aebte, geboren 1752 in Arth, Kanton Schwyz, erhielt seine Bildung in der Schule des Klosters Einsiedeln, welchem er 1772 durch die Ablegung des Ordensgelübdes einverleibt wurde. Vorzügliche Befähigung und ausgesprochene Vorliebe wiesen ihn dem Schulfache zu. Als Lehrer am stiftischen Gymnasium (1777—1782) mit der Volksschule allerdings nicht in unmittelbarer Berührung stehend, gieng er dennoch mit dem lebhaftesten Interesse auf die von den oben genannten Männern, namentlich von Moser angebahnte Bewegung ein. Letzterer hatte bereits 1775 in der Klosterdruckerei eine „Anleitung zur Verbesserung der Schulen der Kinder" erscheinen lassen[1], wie auch eine Reihe von Schulbüchern verfaßt. Zu diesen beabsichtigte Tanner auch einen Beitrag zu liefern durch Abfassung einer Anleitung zum Briefschreiben auf Grund einer Sammlung von passenden Beispielen. Da wurde er 1782 als Professor nach Bellinzona versetzt, wo das Kloster Einsiedeln seit 1675 eine Lateinschule besorgte. Aber auch jenseits der Berge gab er seine Schulpläne nicht auf. Als er daher bereits Ende 1785 als Bibliothekar in das Stift zurückberufen wurde, erschienen sofort im folgenden Jahre 1786 seine „Versuche in Briefen unter jungen Schulfreunden aus einer Ennetbürgischen Pflanzschule"[2], Basel, bei Schweighauser, erstes Heft, dem sich 1787 ein zweites anreihte. Voraus geht eine kurze Anleitung zum Briefschreiben.

Inzwischen war auch sein Erziehungsplan zur Reife gediehen. Er hatte denselben im Manuscript einflußreichen Freunden in Schwyz mitgetheilt, und diese fanden ihn so zweckmäßig, daß sie ihn, ohne erst die Einwilligung des Verfassers abzuwarten, in Zürich (1787) im Drucke erscheinen ließen, unter dem Titel: „Vaterländische Gedanken über die mögliche gute Auferziehung der Jugend in der helvetischen Demokratie". Verfasser und Drucker sind nicht genannt[3].

In dieser Schrift, welche die Ideen des ganzen oben erwähnten Freundeskreises am getreuesten wiederspiegelt, geht Tanner von dem patriotischen Gedanken aus, daß, angesichts der Bestrebungen für Hebung des Schulwesens in den monarchischen Staaten, die demokratischen Gemeinwesen am aller-

---

[1] 1779 war P. Johannes Schreiber mit einem Schulplan in der moralischen Wochenschrift von Luzern gefolgt. [2] Bellinzona. [3] Neu abgedruckt mit einer Einleitung von P. Karl Brandes ist die Schrift im Programm der Stiftsschule, 1853.

wenigsten zurückbleiben dürfen. Die Schweizer sollten nicht ferner genöthigt sein, mit vielen ökonomischen, sittlichen und politischen Nachtheilen eine Bildung im Auslande zu suchen, welche ihnen durch bessere Schulen das Vaterland selbst verschaffen könne.

Der Schule muß schon im elterlichen Hause durch eine gut geregelte Erziehung vorgearbeitet werden. Die Schulen selbst theilt er sodann in die nothwendigen und in die nützlichen.

Die nothwendigen (Primarschulen) haben sechs Jahrescurse in drei Abtheilungen, jede mit einem Lehrer. Neben Lesen, Schreiben (Schönschreibung und Rechtschreibung), Rechnen, erscheinen bereits: etwas allgemeine und Schweizergeographie; Schweizergeschichte mit der Motivirung: „Es ist eben zu bedauern, daß man in vielen Gegenden bisher weit weniger von seiner Vaterstadt als von Amerika entdeckt hat"; eine „schwache Tinktur von der Naturgeschichte", eine Neuerung, die er mit den Worten rechtfertigt: „man sollte die Schöpfung etwas besser, als man sie gemeiniglich kennt, kennen lehren". Ausgehend von dem Zweck der Schule: gute Christen und nützliche Bürger zu erziehen, theilt er den Unterricht in den sechs Cursen in den Religions- und Wissenschaftsunterricht in der Weise, daß ersterer in stetiger Erweiterung und Vertiefung immer die unverrückbare Grundlage der Schule bildet [1].

Das Eigenartige des Tanner'schen Schulplanes tritt hauptsächlich in den sogenannten nützlichen Schulen (Secundarunterricht) zu Tage. Sie zerfallen, abgesehen von der immer nur für Einzelne bestimmten Lateinschule, in drei Abtheilungen, welche aber zusammen einen einzigen Jahrescurs bilden. Die erste Abtheilung (Montag und Donnerstag je vier Stunden) ist die eidgenössische Schule; sie lehrt das Nothwendigste über Recht, Verfassung und Geschichte des Landes. Die zweite (Dienstag und Freitag) ist Anstands- und Gesundheitsschule. Die dritte (Mittwoch und Samstag) befaßt sich mit Haus-, Landwirthschaft — ökonomische Schule. Jede der drei Abtheilungen hat einen eigenen Lehrer. Es liegen hier bereits die Keime zu dem, was sich später als Verfassungskunde, Gesundheitslehre, landwirthschaftliche Schule weiter entwickelt hat. In dem „Vorschlag zu einer kleinen Kriegsschule" ist das Cadettenwesen angedeutet; Gelegenheit in Musik, Zeichnen und Modelliren

---

[1] In Uebereinstimmung damit giebt er den aus der Schule Austretenden den Denkspruch mit auf den Lebensweg:

Nun heißest du zwar frei,
Doch frei nicht vom Gebot
Du bist zuerst ein Christ,
Und dann ein Patriot.

etwas zu lernen, sollte auch geboten werden; für die Mädchen werden Lehrerinnen, am passendsten Mitglieder weiblicher Klöster gewünscht, „denn das weibliche Geschlecht hat sonst — wenn es dazu unterwiesen ist — in der That ein vorzügliches Geschick, kleine Kinder zu unterrichten".

Das sind die Grundzüge des Tanner'schen Entwurfes, bescheiden genug im Vergleiche zu den heutigen, oft bis zum Uebermaße geschraubten Anforderungen, für die damaligen Verhältnisse in den Urkantonen aber — und nur für diese will der Verfasser schreiben — immerhin derart, daß ihre mögliche Ausführbarkeit mit Rücksicht auf Bücher, Lehrer, Kosten, locale Zustände, Nutzen, in einem eigenen Abschnitte nachgewiesen werden mußte. Noch mehr; um das Gelingen seines Werkes eher zu sichern, appellirte Tanner in eindringlichen Worten auch an die Mitwirkung des Staates, weil dieser das erforderliche Ansehen, die Macht zur Beseitigung der Hindernisse, die pecuniären Mittel besitze, und die Erziehung nützlicher Bürger schließlich doch auch dem Gemeinwesen zu Gute kommen werde [1].

Bald nach dem Erscheinen seines Schulplans wurde sein Verfasser neuerdings, und diesmal als Vorstand, an die Schule in Bellenz versetzt, wo er in den Jahren 1789—1795 seinen Ruf als tüchtiger Schulmann auf das Glänzendste bewährte. Allerdings sah er sich damit auch der Volksschule ferne gerückt, und als er wieder in das Stift zurückkehrte, schwebten bereits die Sturmwolken der Revolution über demselben und lähmten alle Unternehmungen. Die Capitularen mußten alle in die Verbannung wandern; Tanner fand im tyrolischen Kloster Fiecht eine gastliche Zufluchtsstätte, wo er bis 1802 verweilte und daselbst den größten Theil seiner mit Recht hoch geschätzten ascetischen Werke schrieb, die 1804—1808 bei Doll in Augsburg erschienen. Nachdem er sodann bis 1805 die zum Stifte gehörige Pfarrei St. Gerold in Vorarlberg versehen, wurde er in das Kloster zurückberufen, um als Novizenmeister die Heranbildung der jungen Mitglieder zu leiten. Als er nun gar im Jahre 1808 zum Abte gewählt wurde, hatte er eine Aufgabe übernommen, welche eine ganze Manneskraft vollauf erforderte, da die französische Umwälzung auch für das Kloster ganz neue und vielfach schwierige Verhältnisse geschaffen. Das alles hinderte indessen den Abt

---

[1] Diese Mitwirkung verstand Tanner freilich nicht im Sinne der Alleinherrschaft des modernen Staates über die Schule, eine Auffassung, welche in consequenter Durchführung die natürlichen und unveräußerlichen Rechte der Religion wie der Eltern zu Gunsten eines freiheitsfeindlichen Staatsabsolutismus confiscirt, und dem richtigen Princip, wonach die Schule auf einer Verständigung zwischen den an ihr berechtigten und interessirten Theilen beruhen soll, keineswegs gerecht zu werden vermag.

Tanner nicht, dem Schulwesen fernerhin seine Sympathie zuzuwenden. „Ich wünsche", schrieb er 1810, „mein Kloster in Stand zu setzen, daß es auch gemeinnütziger für die Erziehung der Jugend werden kann". Er erklärte sich auch zu finanziellen Opfern bereit, um jungen Leuten aus den Urkantonen den Unterricht in den höhern Wissenschaften (Philosophie und Theologie) zugänglich zu machen. Die Stiftsschule suchte er mit gutem Erfolge zu heben, fügte in den Stundenplan Mathematik und Physik in ausgedehnterem Umfange ein, und konnte mit einem gewissen Selbstgefühle schreiben, daß er unter seinen Capitularen „manche wirklich vortreffliche junge Talente habe, die mit Ehren auf allen öffentlichen Schulen stehen könnten". Noch am Abende seines Lebens wollte er seinem engern Vaterlande einen Beweis seiner Anhänglichkeit dadurch geben, daß er sich gegen Ueberlassung eines geringen Schulfonds zur Uebernahme der Lateinschule (Gymnasium) in Schwyz bereit erklärte, ein Plan, der sich indessen wieder zerschlug. Die Volksschule in Einsiedeln unterstützte er in wirksamster Weise durch die von ihm ernannten und in seinem Geiste arbeitenden Pfarrherren, ja im Jahr 1813 ließ er sogar seine Briefsammlung in ganz neuer Bearbeitung erscheinen, unter dem Titel: „Schulbriefe aus den Urkantonen nebst einer Anleitung zum Briefschreiben. Von einem Landmann C. T."

Abt Tanner war nicht blos zeitlebens ein eifriger Freund der Schule, sondern ein Mann von vielseitigem Verdienste, der mit gründlicher Bildung eine ausgebreitete Lebenserfahrung, mit tiefem Ernst einen ebenso liebenswürdigen und heiteren Charakter verband. Ein trefflicher Vorstand seines Stiftes, hatte er auch ein theilnehmendes Herz für die Noth Anderer, wie er denn z. B. im Hungerjahre 1817 der Waldstatt allein an baaren Geldvorschüssen zur Anschaffung der nöthigen Lebensmittel über 60,000 Fr. gab. Aufrichtig betrauert starb der verdienstvolle Mann, der seine Religion wie sein Vaterland gleich aufrichtig liebte, am 7. April 1825, im 73. Jahre seines Alters.

P. B. Kühne.

Alexandre César Chavannes.

1731—1800.

[Quellen: Gindroz, Histoire de l'instruction publique dans le pays de Vaud (Lausanne 1853) S. 328 ff. — Manuscripte von Chavannes (waadtländische Kantonal-Bibliothek).]

Alexandre César Chavannes ist 1731 in Montreux geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Nachdem er in Lausanne Theologie studirt, wurde er 1759 Pfarrer in Basel und studirte daselbst, unter Daniel Bernoulli's Leitung, die Mathematik. 1766 zum Professor der Theologie in Lausanne ernannt, wirkte er in dieser Stellung bis zu seinem Tode. Der akademischen Bibliothek leistete er als Bibliothekar große Dienste. — Gedruckt wurden von seinen Schriften nur wenige theologische und drei pädagogische. Diese sind: Conseils sur les études nécessaires à ceux qui aspirent au Saint-Ministère (Yverdon 1771). — Essai sur l'Education intellectuelle (Lausanne 1787). — Anthropologie abrégée (Lausanne 1788). — Die Lausanner Kantonalbibliothek besitzt von ihm mehrere Manuscripte: Morale chrétienne 10 Bände. — Histoire abrégée de l'académie de Lausanne. — Anthropologie 13 Bände.

In der ersten Schrift zeichnet Chavannes den Plan vor für den ganzen Studienlauf des Theologen. — Im zweiten Werke zeigt er zuerst die Hauptfehler der damaligen Unterrichtsweise und giebt dann folgende zwei Regeln: 1. Dem Kinde soll man vor Allem Thatsachen darbieten und das Einzelne vor dem Allgemeinen. — 2. Die Kinder sollen nur lernen, was sie verstehen können; jedes Wort, das ihnen noch unbekannt ist, soll genau erklärt und, wo möglich, soll die Sache vorgezeigt werden. — Hierauf wendet er seine Grundsätze, die er hauptsächlich aus Bacon, Locke und Condillac zieht, auf die verschiedenen Fächer und auf das Kind je nach den Altersstufen an und giebt einen Plan für eine „National-Erziehungsanstalt für alle jungen Leute, die sich für einen Beruf bestimmen, der Geistescultur voraussetzt". — In den 13 Bänden (von je 3—400 Seiten) seiner Anthropologie will er einen Führer für den mittlern und höhern Unterricht nach seinem Plane liefern. — Mit besonderer Sorgfalt spricht Chavannes vom Sprachunterrichte. Damals war noch für die Muttersprache von keinem eigentlichen Unterricht die Rede. Chavannes will, daß der erste Unterricht, der auf Anschauung beruhen soll, zur Sprachfertigkeit beitrage und daß später, wenn fremde Sprachen in das Unterrichtsfeld eintreten, dieselben immer vergleichend mit der Muttersprache in etymologischer und grammatikalischer Hinsicht studirt

werden, damit sich das Studium derselben nicht ausschließlich auf das Gedächtniß gründe und damit das Studium der einen Sprache das der andern erleichtere.

Zwar beschränkt sich Chavannes in seinen Schriften auf das höhere Schulwesen; aber aus Mittheilungen seiner Zeitgenossen erfahren wir, daß manche seiner Zuhörer, wenn sie später im geistlichen Amte standen, durch seine Anregungen den Anfang einer bessern Methode auch in die Volksschule brachten, welche damals im Waadtland wie anderwärts gänzlich der Leitung der Geistlichen unterstellt war. Reitzel.

P. Nivard Krauer, Conventual zu St. Urban.

1747—1799.

[Quellen: M. Lutz, Nekrolog denkw. Schweizer. Aarau 1812. — Lutz, vollständige Beschreibung des Schweizerlandes. 3 Bde. p. 379. — Verhandlungen der schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft 1825. — Helvetia Sacra, von Egb. Fr. v. Mülinen I, p. 115 ff. — Jahrbuch der luzernischen Kantonallehrerconferenz: 1858 p. 31 ff.; 1859 p. 32 ff.; 1860 p. 56 ff.; 1861 p. 122 ff., 156 ff.; 1865, p. 110 ff.; 1866 p. 65 ff.; 1867 p. 160 u. 174. — Schlußprogramm der erweiterten Bezirksschule Hitzkirch 1871 (die Ausbildung der Volksschullehrer im Kt. Luzern, v. J. St.) — Geschichte der Stadt und des Kts. Luzern von Dr. Kas. Pfyffer I. und II. Thl. an verschiedenen Stellen. — Einige handschriftliche Actenstücke aus dem Staatsarchiv in Luzern.]

Die ersten Anfänge des Klosters St. Urban sind in Dunkel gehüllt. Es soll schon 1148 an der Roth, etwa neun Stunden von Luzern, durch drei freiherrliche Brüder von Langenstein begründet, aber 1192 wegen Wassermangels in den Yonwald verlegt worden sein, wo einst die Dörfer Nieder- und Oberduntwyl standen. Nach der daselbst befindlichen Capelle, die dem heiligen Urban, Papst und Märtyrer, geweiht war, nahm das Kloster seinen Namen an. Der gegenwärtige Bau wurde 1711 begonnen, die Kirche 1717 eingeweiht. Dieser regelmäßige, große und schöne Bau, hinter welchem sich Tannenwälder amphitheatralisch erheben, mit seiner zweithürmigen Kirche, deren prächtiges Innere mit Stuccaturarbeit und Werken der Bildnerei geziert ist, mit seinen vielen dazu gehörigen Wirthschafts-, Handwerks- und Beamtengebäuden und Gartenanlagen mitten in einem fruchtbaren und angenehmen Thale, macht einen überraschenden Eindruck. Das Kloster hatte eine gut geordnete Bibliothek, reich an historischen und theologischen Werken, ein ansehnliches Naturalienkabinet, eine physikalische und eine bedeutende Münzsammlung. Wissenschaft und Kunst waren diesem Cistercienserstifte nie

fremd; außerdem übte es Gastfreundschaft und Wohlthätigkeit in musterhafter Weise, ohne Unterschied des Glaubens, aus. Nach dem Sonderbundskriege wurde es am 13. April 1848 von der luzernischen Kantonalregierung aufgehoben, und diente dann allerlei industriellen Zwecken, bis es 1870 von der Regierung zurückgekauft und nun in eine herrlich eingerichtete, seit 1873 eröffnete Irrenanstalt umgewandelt ward.

Seit dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts hat sich St. Urban große Verdienste um das Volksschulwesen erworben. Es geschah dies unter der Verwaltung der für Jugendbildung begeisterten Aebte Benedict Pfyffer von Altishofen (1768—1781), Martin Balthassar von Luzern (1781—1787) und Karl Ambrosius Glutz-Ruchti (1787—1825). Der praktische Schulmann aber, der die Seele dieser Bestrebungen war, ist P. Nivard Krauer.

Schon Abt Benedict, ein Mann von großem Wissen, wahrer Frömmigkeit und höchst leutseligem Charakter, hatte, von dem Grundsatz ausgehend, daß den vielen Gebrechen der Zeit am besten durch eine tüchtige Volkserziehung, und zwar sowol der Regenten als der Unterthanen, zu begegnen sei, im Kloster eine Erziehungsanstalt für Jünglinge adeligen und bürgerlichen Standes der Stadt Luzern begründet. Der „Einrichtung des adelichen Seminarii in dem Hochwürdigen Stift St. Urban“ vom Jahr 1785 entnehmen wir: 1. Zweck dieser neu errichteten Pflanzschule war: der Kirche eifrige Diener und dem Staate nützliche Glieder und Bürger zu bilden. 2. Als Lehrgegenstände traten auf: Religion, Deutsch, Latein, Recht- und Schönschreiben, Rechenkunst, Geographie, Historie, Musik, Zeichnen und Tanzen. 3. Lehrbücher und Lehrplan bestimmte der Lehrer und er hatte dieselben am Anfang des Schuljahres vorzulegen. Die Schulbücher bezahlten die Schüler, Lesebücher gab der Büchersaal. 4. Die Kost war gut und genügend; jeder Schüler zahlte dafür monatlich 6 Gulden. 5. Es war genau vorgeschrieben, was jeder Schüler an Kleider und Wäsche mitzubringen hatte. 6. Kein Schüler wurde unter dem 9. oder 10. Jahr seines Alters aufgenommen. Alle sollten von unschuldigen Sitten und guter Gesundheit sein, auch vollkommen schreiben und lesen können. 7. Ein Lehrer hatte die Zöglinge stets genau in ihrem Betragen zu beobachten. 8. Tagesordnung, Schulordnung, Lectionstabellen, wöchentliche und monatliche Repetitionen, Belohnungen und Strafen, Verhalten des Aufsehers und der Lehrer waren im Detail geregelt. 9. Am Ende des Schulcursus mußten die Lehrer auf die Prüfung genau den Stoff, der in den einzelnen Fächern behandelt worden, bezeichnen. Die Prüfungen wurden feierlich, in Gegenwart des Abtes, abgenommen und mit einer Preisvertheilung geschlossen. — Nimmt man zu dieser Sorgfalt der Organisation hinzu in Betracht, daß die Lehrer der Anstalt, die von den Söhnen der vornehmsten Familien Luzerns zahlreich

besucht wurde, sich für ihre Schulfächer mit den besten Lehrbüchern des In- und Auslandes vertraut machten, so kann man dieser Thätigkeit des Klosters für das höhere Schulwesen hohe Achtung nicht versagen.

Abt Benedict war aber auch ganz besonders thätig für die Hebung des Volksschulwesens. Als im Jahr 1773 der Jesuitenorden aufgehoben wurde, dem bis dahin auch die höhern Schulen der Stadt Luzern anvertraut gewesen, fanden vielseitige Berathungen der Staatsbehörde statt, wer von nun an in die Lücke eintreten sollte. Die Regierung machte zunächst den Versuch, das höhere Schulwesen den Cistercienserklöstern St. Urban, Wettingen und Haute-Rive zu übergeben. Da aber die letztern zwei Klöster auf diesen Plan nicht eingiengen, wurde St. Urban zu einer Steuer von 40,000 fl. für den Unterhalt der Professoren in Luzern aufgefordert. Der Abt machte dagegen die lebhaftesten und triftigsten Einwendungen, und errichtete zum Ersatz dafür, da er wol einsah, daß die Hebung der Volksbildung das größte Bedürfniß der Zeit sei, 1778 eine Trivialschule, „Normalschule" oder „Musterschule" genannt. Dieselbe war freilich zunächst noch nicht eine Bildungsstätte für künftige Lehrer, sondern lediglich Jugendschule. Die Conventualen verfaßten Wandfibeln und Schulbücher; das Kloster trug die Kosten des Druckes und theilte die Bücher unentgeltlich unter die Armen aus. Zugleich ließ St. Urban in den von ihm abhängigen Pfarreien neue Schulhäuser bauen und daselbst die Kinder unterrichten. Der Abt hatte um jene Zeit Kunde erhalten von den Bestrebungen und Arbeiten seines Amtsbruders Felbiger in Oesterreich; er ordnete im Jahr 1780 die Anschaffung aller Lehrbücher der Normalschule, die in den österreichischen Staaten gebraucht wurden, an, und beauftragte die PP. Nivard Krauer, Wilhelm Willimann, Konrad Guggenbühler und Emerik Mahler sich mit der Normalmethode in allen Theilen bekannt zu machen. So gieng, wie der Geschichtschreiber Melchior Schuler sagt, die Verbesserung der Schulen im Kanton Luzern damals vom Kloster St. Urban aus. Im Jahr 1781 wurde die Schule eröffnet und die Direction derselben dem P. Krauer übertragen.

Krauer, geb. 1747, gehörte einer angesehenen bürgerlichen Familie der Stadt Luzern an; in der Taufe erhielt er die Namen „Karl Rudolf Fidelis". Seine erste Bildung erhielt er wahrscheinlich an der dortigen Stadtschule, nicht an der Stiftsschule, die mehr nur den speciellen Zwecken des Stiftes diente, und trat dann an das von den Jesuiten geleitete Gymnasium über, in dessen Schülerlisten er 1759/60—1763/64 erscheint. 1765 trat er als Novize in St. Urban ein und legte den 11. November 1766 das Gelübde ab. Seine rhetorisch-philosophischen Studien machte er nach der damaligen Sitte der Ordensleute im Kloster. Die priesterlichen Weihen empfieng er in der Hauscapelle des Nuntius in Luzern; 1769 wurde er zum Subdiakon,

1770 zum Diakon und 1771 zum Priester geweiht. Specielle Nachrichten über seinen Charakter und sein Leben im Kloster fehlen vollständig; doch zeigen seine Leistungen als Schulmann und das Vertrauen, mit dem ihm verschiedene Beamtungen von seinen Klosterobern übertragen wurden (1779—1780 war er Subcustos und Vicepfarrer der Pfarrei St. Urban [nominell war bei solchen incorporirten Gemeinden der Abt Pfarrer], 1781—82 Subcustos, Director und Lehrer der Normalschule, 1783—86 wieder Vicepfarrer, 1787—88 Adjunct des Statthalters des St. Urban'schen Schlosses Herdern im Thurgau, 1789—92 Pfarrer der zu St. Urban gehörenden Kirchgemeinde Pfaffnau, 1794—99 Subprior und 1799 Director des wieder ins Leben gerufenen Lehrerseminars), daß Krauer ein sehr gebildeter, gewandter und überaus thätiger Mann gewesen sein muß, der bei längerer Lebensdauer wol noch höherer Aemter würdig befunden worden wäre. Er starb aber schon in seinem 52. Lebensjahre, den 8. September 1799, nachdem er nur wenige Tage an einer Art Dysenterie krank gelegen hatte.

Die Normalschule in St. Urban, unter der Direction Krauers, dem als Gehülfen P. Wilhelm und P. Konrad beigegeben waren, konnte ihrer ursprünglichen Bestimmung, nur Kinder zu unterrichten, gleich anfangs insofern nicht treu bleiben, als bald auch ältere Zöglinge, nicht blos aus dem Kanton Luzern, sondern auch aus Solothurn und Bern erschienen, die sich im Schreiben, Lesen, Rechnen u. s. w. gründlich unterrichten lassen wollten. „Als nun diese Schule", sagt die Denkschrift von St. Urban, „mit bestem Erfolge fortgesetzt wurde, raffte zwar der Tod ihren würdigen Stifter (Abt Benedict) im Jahre 1781 weg. Aber sein Nachfolger, Abt Martin Balthassar, ließ die gute Sache nicht ins Stocken gerathen. Obwol er den damaligen verdienstvollen Normalvorsteher Krauer von einer so gemeinnützigen Arbeit nach den Bedürfnissen des Klosters zu einem andern Amte bestimmte, so setzte er doch an seine Stelle einen nicht minder fähigen, thätigen und für das Schulwesen ganz eingenommenen Mann, P. Konrad Guggenbühler, der schon als Gehülfe die schönsten Beweise seines unverdrossenen Eifers für die Volkscultur abgelegt hatte; ihm ward nebst dem schon benannten P. Wilhelm Willimann P. Emerik Mahler beigegeben, der gleichfalls ein Freund der Jugend und jedes bessern Unterrichts war... Von allen Seiten her strömten lernbegierige Jünglinge, Männer und auch Priester dem Kloster St. Urban zu, die entweder von ihren Gemeinden in der Absicht dahin geschickt wurden, blos die Routine zu lernen und sie dann bei ihren Schülern auszuüben, oder, wie es besonders der Fall bei den Geistlichen war, um die Methode nach ihrem ganzen Umfang einzusehen und sie nachher in einer eigenen Lehranstalt jener Behörden, von denen sie hieher gesandt waren, angehenden Candidaten mitzutheilen, die zu künftigen Lehrern bestimmt waren."

Die Anstalt, die Tausende in verschiedenen Berufslagen hätte glücklich machen können, löste sich 1785 auf, da die Theilnahmlosigkeit der Regierung und die Gleichgültigkeit des Volks den Abt und die Lehrer entmuthigten. Doch hörte damit nicht alle Thätigkeit für Heranbildung von Lehrern und für Hebung der Landschulen in St. Urban auf, um so weniger als bereits die wohlthätigen Früchte der Normalschule in dem verhältnißmäßig blühenden Zustande der Schulen der Umgebung sich zu zeigen begannen. Mit ganz bedeutenden Opfern wurden bis 1799 mehrere Lehrervorbereitungscurse im Kloster abgehalten, welche von fähigen Jünglingen aus den Kantonen Luzern (vorzüglich aus den Aemtern Willisau und Sursee) und Solothurn besucht waren. In den ältesten Lehrertabellen des Kantons Luzern begegnet man nicht selten solchen Lehrern, die unter den Aebten Martin und Karl Ambros in St. Urban entweder ihre Bildung erhalten oder zur Wiederholung und Fortbildung dem Unterrichte der „Präparanden" beigewohnt hatten; ihre Schulen zeichneten sich auch vor allen übrigen aus.

Obgleich P. Krauer schon 1781 durch anderweitige Bethätigung der unmittelbaren Leitung dieser Schulbestrebungen entrückt worden war, scheint er doch das geistige Haupt derselben geblieben zu sein; nicht nur daß er während seiner pfarramtlichen Wirksamkeit als Schulinspector der Landschulen warm und eifrig sich annahm, sondern gerade in dieser Zeit sind seine meisten Schulbücher erschienen. Und noch einmal sollte für ihn die Zeit kommen, wo er selbst in den Mittelpunkt dieser Bestrebungen trat. Als nämlich die helvetische Regierung die Heranbildung guter Lehrer als eine der wichtigsten Culturaufgaben des neuen Staatswesens erkannte, bemühte sich der neugeschaffene Erziehungsrath des Kantons Luzern, dem Minister der Künste und Wissenschaften, Stapfer, geeignete Männer als Lehrer und Leiter der Normalschule vorzuschlagen, und erhielt am 15. Januar 1799 die Ermächtigung, die Normalschule in dem unter staatliche Leitung gestellten Kloster St. Urban einzurichten und einen Plan darüber dem Vollziehungsdirectorium einzureichen. In Folge davon wurde das längst eingegangene Seminar den 14. April 1799 wieder eröffnet und unter Krauers Leitung gestellt, dem auf ein verbindliches Ansuchen des Erziehungsrathes P. Urs Victor Brunner als Gehülfe und Mitlehrer zur Seite trat. Die Zahl der Candidaten belief sich auf 26, nicht nur Jünglinge, sondern auch verheiratete Männer, die schon Schulen vorgestanden hatten. Aber die kriegerischen Ereignisse jener stürmischen Zeit brachten viel Furcht und Besorgniß und vereitelten theilweise die schönen Hoffnungen, die man auf die Eröffnung des neuen Instituts gesetzt hatte. Die Schule mußte, ohne irgend welche Prüfungen, am 29. Juni desselben Jahres geschlossen und die Zöglinge entlassen werden, und noch im Herbst desselben Jahres starb Krauer. Erst

1801 konnten diese Bestrebungen wieder aufgenommen werden; ein neuer Kurs begann mit 24 Präparanden und dauerte bis zum 28. Oktober; ein dritter, der am 8. August 1802 begann, wurde durch den Stecklikrieg unterbrochen, aber vom 9. Oktober an wieder fortgesetzt. Der vierte Curs wurde vom 16. Juli bis 11. Oktober 1804, ein fünfter im August 1805 abgehalten, alle unter Leitung P. Brunners, des Freundes und einstigen Mitarbeiters von P. Nivard Krauer. Nun aber erklärte der Abt, unmuthig und mißstimmt theils durch die Behandlung, welche das Kloster von Seite der Regierung erfuhr, theils durch den Mangel an Anerkennung für seine Bestrebungen seitens des Volkes, daß es ihm erwünscht wäre, wenn das „Seminar" anderswohin verlegt würde, daß er dagegen bereit sei, zur Herstellung besserer Straßen in der Umgebung des Klosters mitzuwirken. Der Vollständigkeit wegen fügen wir bei, daß noch einmal in späterer Zeit, in den Jahren 1841—47, das luzernische Lehrerseminar in St. Urban gastliche Aufnahme gefunden hat.

Ueber die Einrichtung der von Krauer selbst geleiteten Curse war kein Actenstück zu finden. Aber einestheils lassen die Lehrbücher Krauers ziemlich sicher erschließen, welches die Bedürfnisse waren, die er vorfand, und der Weg, den er zur Befriedigung derselben einschlug; und anderseits bekommen wir mit der von Brunner durchgeführten Einrichtung wol auch das Bild dessen, wie es sein Vorgänger und Vorbild gehalten. Allerdings hatte Brunner bald nach Krauers Tod, ehe er selbst die Leitung des Seminars übernahm, auf Kosten des Klosters „sich für einige Zeit nach Burgdorf begeben, um die Pestalozzische Lehrart zu beobachten und dann nach Thunlichkeit die Vortheile derselben auch den Schulen des Kantons zu verschaffen. Weil aber diese Anstalt damals selbst noch mehr ein Versuch als ein wirkliches Institut war, indem die Lehrbücher und eine stabile Ordnung in mehrern Theilen des Unterrichts noch vermißt wurde, und weil überdies der Anknüpfungspunkt dieser Lehrart an den Normalunterricht schwer zu finden ist, so ließ sich auch keine enge Verbindung bei so ungleichartigen Methoden treffen." So wurden dann die Curse von 1802 und in den folgenden Jahren ausdrücklich nach Krauers Normalmethode gehalten und wir dürfen annehmen, daß auch die frühern ungefähr ebenso gestaltet gewesen.

Unterrichtsgegenstände waren: 1) Buchstabiren aus dem Namenbüchlein oder nach Overbergs Anleitung. 2) Lesen in Krauers Lesebuch oder in dem allgemeinen Lesebuch für katholische Schulen. 3) Schreiben nach Anleitung der Mustervorschriften von Bern und Winterthur. 4) Rechtschreiben nach Reinhards Rathgeber in der Schreibstube. 5) Sprachlehre nach Braun oder Konrad Schweizers Anleitung. 6) Aufsätze nach Anleitung des Lehrers oder dem Briefmuster von St. Urban. 7) Katechisiren. 8) Methodenlehre nach

Krauer oder Overbergs Anleitung. 9) Erdbeschreibung nach dem Atlas von Walch. 10) Rechnen nach Krauers Rechenbuch. 11) Vaterlandsgeschichte. 12) Naturlehre. 13) Religionsunterricht nach Krauers Katechismus und der biblischen Geschichte für bairische Schulen. 14) Singen nach dem Gesangbuch von St. Urban. Die wöchentliche Unterrichtszeit wurde für die Hauptfächer folgendermaßen vertheilt: Schulmethode 6, deutsche Sprache 6, Gutlesen 3, Schönschreiben 8, Religionslehre 4, Rechnen 8, Erdbeschreibung und allgemeine Geschichte 6, Vaterlandsgeschichte 6, Gesang 3, Summa 50 Stunden. Nach Maßgabe der Krauerschen Lehrbücher war der Unterricht für die Lehramtscandidaten vielfach derselbe wie für die Schulkinder, und für jedes einzelne Fach wurde die Methodik praktisch eingeübt. Wie die Schulkinder, so mußten auch die Seminaristen durch Buchstabiren und Syllabiren zum geläufigen Lesen gelangen. Für Begriffs-, Verstands- und Gedächtnißbildung waren besondere Uebungen angesetzt. Die Gewöhnung des Auges an das richtig geschriebene Wort bildete die Grundlage der Orthographie. Zu dem schriftlichen Gedankenausdrucke führte folgender Weg: zu angegebenen Hauptwörtern mußten alle passenden Beiwörter genannt werden, sodann Ursache und Wirkung (nach Rochows und Steinmüllers Anleitung), was zum Nachdenken nöthigte; dann folgten Erläuterungen durch passende Beispiele und endlich die Einkleidung in kleinere Briefe und Aufsätze. Um dem Lehrer einige Sicherheit im Gebrauche der deutschen Sprache zu geben, kam in jedem Curse die Satzlehre und aus der Wortlehre die Declination und Conjugation zur Behandlung.

Da die Curse gewöhnlich nur kurze Zeit dauerten, ungefähr 8—12 Wochen, und man doch in dieser kurzen Zeit ein ordentliches Resultat erreichen wollte, so herrschte in dem Institute eine sehr stramme, auf das Kleinste sich erstreckende Disciplin, sehr ähnlich derjenigen, welche wir früher für das „adelige Seminar“ erwähnten. Von Morgens 5 Uhr an, wo das Tagewerk gemeinsam begonnen wurde, bis Abends 9 Uhr war die Beschäftigung für jede Stunde vorgeschrieben. Von 8—12 Uhr Vormittags und 2—6 Uhr Nachmittags dauerte der Unterricht. Je zwei Wochner hatten die Schlafzimmer zu besorgen und zwei Aufseher wachten über die genaue Befolgung aller Vorschriften. Keiner durfte sich vom Kloster entfernen, ein fremdes Zimmer betreten, mit den Dienstboten oder Religiosen sprechen; selbst die Reinigung der Kleider, das Waschen von Mund und Zähnen, das Binden der Servietten war genau vorgeschrieben. Ueber Verwendung des Sackgeldes mußten die Zöglinge zu jeder Zeit Rechnung ablegen können. Wer sich bei Vergehen nicht unaufgefordert stellte und Abbitte leistete, von dem wurde angenommen, er habe ein böses Herz und seiner wartete doppelte Züchtigung.

Das Stift aber brachte für diese Curse nicht blos in seinen Lehrkräften ein geistiges, sondern auch namhafte materielle Opfer. Bis 1802 waren die Zöglinge im Kloster selbst untergebracht; das Kostgeld (für Kost, Logis, Wäsche, Bücher, Schreibmaterialien) war sehr gering; viele Zöglinge waren aber auch unentgeltlich gehalten und von andern konnte das geringe Kostgeld nur theilweise oder gar nicht erhoben werden. Daneben warf das Stift jährlich eine bedeutende Summe für Prämien aus. Nimmt man hinzu, daß gleichzeitig die Schulbücher an ärmere Schulkinder unentgeltlich ausgetheilt wurden und daß das Kloster den Bau von Schulhäusern in seinen Ortschaften eifrig befürwortete und durch Beiträge an Geld und Baumaterialien unterstützte (Pfaffnau 1785, Roggliswyl 1786) so kann man solcher Opferwilligkeit für erzieherische Zwecke hohe Achtung nicht versagen.

Wenden wir uns nun der litterarischen Thätigkeit Krauers zu, so finden wir ihn als Verfasser folgender Schulschriften:

1. ABC- oder Namenbüchlein nach Anleitung der Normalschule in St. Urban. (6. Aufl. 1798; „neuste Auflage" 1819).

   Das Büchlein beginnt mit den Buchstaben des deutschen und lateinischen Alphabets nach gewöhnlicher alphabetischer Ordnung (8 Alphabete, 4 in Druckschrift, 4 in Schreibschrift) und schließt mit kleinern Erzählungen in Druck- und Schreibschrift und einem Anhang von Gebeten.

2. Erstes Stück des Lesebuchs (neueste Auflage 1802).
   a. Tabelle über die hl. Schrift (Aufzählung der sämmtlichen Bücher mit Angabe ihres Endzweckes und Einführung einiger Erläuterungen).
   b. Erstes Stück der biblischen Geschichte: 15 Lectionen aus dem Alten, 13 aus dem Neuen Testament.
   c. Sittenlehre in 30 Erzählungen.
   d. Lebensregeln für Kinder.

   Die biblischen Lectionen sind knapp und kindlich gehalten und im Verein mit den moralischen Erzählungen, die durch Einfachheit, Frische und Leichtfaßlichkeit noch besonders ansprechen, recht geeignet, den starren, trockenen Unterricht in den „Tabellen" einigermaßen vergessen zu machen. Die Geschichtsbilder aus der Bibel vermeiden strenge die Vorführung wüster, den Frommsinn und das Schicklichkeitsgefühl des Kindes verletzender Scenen, worin sich heute noch manche biblische Geschichte bei Krauer ein Vorbild nehmen könnte

3. Zweites Stück des Lesebuches (3. Aufl. 1808).

   Dieses zweite Stück des Lesebuches bildet ein ziemlich dickes Buch und enthält in tabellarischer Form eine sehr erschöpfende Darlegung

der katholischen Glaubens- und Heilslehre. Einzelne Abschnitte erschienen auch separat, wahrscheinlich weil das Buch zu wenig handlich und zu theuer im Preise war.

In obigen Schriften lag der gesammte Lese- und religiöse Unterrichtsstoff für die damalige Schule. Welch erdrückendes Uebergewicht weist dabei die religiöse Belehrung auf!

4. Auszug aus dem tabellarischen Katechismus in Fragen und Antworten (1812. 1819. 1839. 1849).

Dieser Auszug verdrängte bald den tabellarischen Katechismus, aus den gewöhnlichen, resp. aus den Landschulen, und wurde von der Geistlichkeit auch fast ausschließlich bei der Kinderlehre gebraucht, da die Tabellenform sich als unpraktisch erwies. Daß der „Auszug" auf dem Gebiete der religiösen Lehrmittel das für die damalige Zeit Beste bot, beweist einerseits seine große Verbreitung, andererseits der Umstand, daß er sich so lange in den Schulen behauptete; denn 1830 wurde er noch in Luzern, 1849 in Zug ganz unverändert — zum wie vielten Male konnten wir nicht in Erfahrung bringen — neu aufgelegt.

5. Muster und Beispiele zur Schreibübung für die Jugend (2. Aufl. 1803).

Erste Abtheilung: Briefe.

1. Tabelle von Briefen (Begriff, Eintheilung, Erfordernisse, Theile des Briefs, Postscripte, Titulaturen, Gestalt des Briefes, Unterschrift, das Siegeln, das Adressiren).
2. Briefmuster (Bittschreiben, freundschaftliche Briefe, Berichte, Empfehlungen, Gesuche, Denkbriefe, Mahnbriefe, Bewerbungsbriefe, Hochzeitsbriefe, Gevatter-, Trauer- und kaufmännische Briefe, Glückwünsche, Bestellungen).

Zweite Abtheilung: Rechnungen, Voranschläge, Haushaltungsrechnungen, Ertragsberechnungen.

Dritte Abtheilung: bürgerliche und rechtliche Aufsätze: Scheine, Billets, Frachtbriefe, Verträge, Codicill.

Der Unterricht in der schriftlichen Gedankendarstellung beschränkte sich also lediglich auf Briefe und Geschäftsaufsätze und bestund ausschließlich in der Einübung der bezüglichen, sehr detaillirten „Tabellen", sowie im Lesen, Abschreiben und Nachahmen der „Muster und Beispiele". Die letztern selbst sind meistens gut und praktisch, des Stoffs aber offenbar zu viel; das Lehrmittel war eben auch auf den häuslichen Gebrauch berechnet.

6. Rechtschreibung (1785).

Das Büchlein giebt die allgemeinen und speciellen Regeln, sowie Beispiele zur Uebung in der Rechtschreibung und enthält am Schluß ein alphabetisch geordnetes orthographisches Verzeichniß der zweifelhaften Wörter.

7. Neues Rechenbuch zum Gebrauche der Jugend (1. Auflage 1782, 3. Aufl. 1801, 7. Aufl. 1807, neuste Auflagen 1819, 1825).

Das Buch enthält die vier Rechnungsarten mit ganzen und gebrochenen Zahlen, und schließt mit Kettenregel, Gesellschaftsregel, Quadrat- und Kubikwurzel ab. Es war unter Krauers Schulbüchern das beliebteste.

8. Rechentabellen.
9. Anleitung zum Schönschreiben.
10. ABC-Blätter.
11. Methodenbuch (Solothurn 1786).

Das Methodenbuch ist gewidmet den „Hochgeachten, Hoch- und Wohledelgebohrnen Herren Herren Präsident und Räthen über das Schulwesen der Stadt und Republik Solothurn" und also wahrscheinlich in deren Auftrag verfaßt und dem Druck übergeben. In dieser Methodik folgt Krauer durchaus den Felbiger'schen Ideen; die Durchführung zeugt einerseits von großem Fleiß und Ausdauer wie von gründlicher Einsicht in die Bedürfnisse des Volks und speciell der Schule. Er legt darin dar, nach welchen methodischen Grundsätzen und Kunstgriffen er den Unterricht überhaupt in jedem Unterrichtsfache insbesondere ertheilt wissen will.

Der Unterrichtsgang gestaltet sich nach dieser „verbesserten Lehrart" in allen Fächern folgendermaßen:

1. Anschreiben des Unterrichtspensums an die Wandtafel nach der Buchstabenmethode.
2. Lesenlernen der Tabelle, erst Wort für Wort, dann Satz für Satz, endlich Abschnitt für Abschnitt.
3. Lesen von Seite der Schüler ohne Nachhülfe des Lehrers, einzeln und im Chor.
4. Auswendiglernen der Tabelle.
5. Repetition derselben bis zu größter Geläufigkeit.
6. Wiederholtes Abfragen des Inhaltes der Tabelle.
7. Uebungen über das Pensum nach den Regeln der Tabelle.

Bei Besprechung der einzelnen Unterrichtsfächer findet sich Schatten und Licht neben einander. So wird einerseits bei der Rechtschreibung großer Werth gelegt auf das Ablesen und Verbessern unrichtig an die Tafel geschriebener

Pensen mit jedesmaliger Angabe der Regel, gegen welche gefehlt worden; im Rechnen bezeichnet Krauer die Uebungen mit unbenannten Zahlen als reinen Zeitverlust; beim Religionsunterricht ist ausdrücklich vorgeschrieben: „Niemals soll sich der Schulmeister anmaßen, Erklärungen und Erläuterungen aus seinem Kopfe zu machen, welches der Pfarrer selbst thun wird". Daneben aber stehen eine große Anzahl von Vorschriften und Fingerzeige, die den umsichtig auch das Detail ins Auge fassenden praktischen Schulmann bewähren:

beim Lesen: es soll auch im Chor gelesen werden, aber nicht schreiend;
keinen Fehler soll der Lehrer uncorrigirt lassen, jedoch nicht selbst alles machen;
der Lehrer soll nicht so willfährig nachhelfen und nur im Nothfalle etwas vorsagen;
er soll den singenden Lehrton nicht aufkommen lassen;

beim Schönschreiben: eine neue Aufgabe darf nicht vorgenommen werden, bis die frühere von den meisten Schreibschülern gut dargestellt ist;
der Lehrer soll fleißig nachgehen und die Schriftzüge corrigiren;
er soll die Correctur allgemeiner Fehler an der Wandtafel fleißig betreiben;
die Schüler schreiben anfänglich auf eine, dann ohne Linie, zuerst auf ein Oktav-, hernach auf ein gebrochenes Quartblatt;
der Lehrer soll auf eine richtige Haltung des Körpers und der Feder dringen;
alles beim Schreiben Entbehrliche soll vom Tische entfernt werden;
jeder Schüler besitze ein Fließblatt;
wenigstens alle Monate einmal soll eine Probeschrift abgenommen werden;
die vorgerücktern Schüler sollen auch zum Federschneiden angehalten werden;

beim Rechtschreiben: Betonung des Auswendigbuchstabirens;

beim Rechnen: der Lehrer halte strenge auf deutliche, große, in gehöriger Reihe stehende Ziffern;
er lasse viele Rechnungen auch auf Papier darstellen.

So mangelhaft diese fast ausschließlich das Gedächtniß in Anspruch nehmende und die übrigen Geisteskräfte brachlassende Methode war, so bezeichnete sie für die damalige Zeit doch einen großen Fortschritt. Sie gab

zum ersten Mal bestimmte Vorschriften, die früher gänzlich fehlten, bot Fingerzeige, die manchem Lehrer das Lehrgeschäft bedeutend erleichterten und für die er sehr dankbar war; kurz, sie brachte System in den Unterricht, der bis dahin ein reines Chaos gewesen. Etwas besseres kannte jene Zeit überhaupt nicht, und dazu tritt, daß Krauer mancher Verbesserung in Schule und Unterricht vergeblich rief, die noch Jahrzehente auf sich warten ließ.

Die äußern Vorzüge von Krauers Schulbüchern faßt Tillier in seiner Geschichte der helvetischen Republik (II, 345) dahin zusammen: „N. Krauers Schulbücher waren wolfeil, verständlich und faßlich und hatten den Vortheil für sich, daß, weil sie schon vor der Umwälzung gebraucht worden waren, das Vorurtheil gegen die Neuerung ihnen nicht hinderlich war“ [1]. Die Krauer'schen Schulbücher wurden — jedoch bis 1801 nicht obligatorisch — in verschiedenen Schulen aller 5 Aemter des Kantons und auch der Stadt, ebenso in Schulen des Kantons Solothurn und der Urkantone eingeführt, doch in der Regel nur von Lehrern, die von St. Urban ausgegangen waren. Das Methodenbuch wurde vom helvetischen Erziehungsrath des Kantons Luzern wiederholt empfohlen und endlich am 18. November 1801 sowol nach Lehrart und Lehrgegenständen, als in Bezug auf die Schuldisciplin für jeden Lehrer verbindlich erklärt.

Durch seine Schulschriften und durch die Normalschule wurde Krauer der Begründer der neuen Schule in den Kantonen Luzern und Solothurn und der hochachtungswerthe Vorarbeiter Pestalozzi's und P. Girards für einen großen Theil der katholischen Schweiz. An seinem Eifer für die Volksschule und seiner Methode begeisterte sich außer den schon genannten Mitarbeitern sein Mitconventual P. Franz Xaver Hecht, zwölf Jahre lang Lehrer an der Erziehungsanstalt in St. Urban, dann Pfarrer von Pfaffnau, der

[1] Letztere Bemerkung ist für die Zeit nach 1799 nur theilweise richtig. Viele Eltern wollten keine St. Urbanischen Namenbüchlein dulden, da in denselben französische Buchstaben seien; viele wollten ihre Kinder nichts Gedrucktes lesen lernen lassen. Die Frommen und Andächtigen witterten allerlei Ketzerisches in den Schulbüchlein. Eine Mutter z. B. schloß ihrem Knaben das Rechnungsbüchlein ein, weil nichts von der Mutter Gottes darin stehe. Den Pater Nivard, den Schulinspector, habe der Teufel geholt, verbreitete man mit vielem andern albernen Zeug, welches das Ansehen der neuen Schule schädigen und den Schulbüchern die Aufnahme schwer oder unmöglich machen sollte. An vielen Orten wurden vor der Schuleröffnung von den Gemeindebehörden auch die Bücher des Lehrers, die derselbe von St. Urban mitgebracht, in Censur genommen, an andern wurden sie vor dem Angesicht des Lehrers und der Kinder ins Feuer geworfen oder zerrissen, die Lehrer selbst wurden verdächtigt, und die Schule, in welcher sie gebildet waren, nannte man spottweise eine „Sulz-Joggi-Schule“.

größte Wohlthäter dieser Gemeinde, die Pfarrer Freyner von Luthern, Schnyder von Wartensee in Schüpfheim, Göldlin von Inwyl und Kopp von Römerswyl; Karl Hecht, Frühmesser in Willisau, nachher Pfarrer in Emmen, Caplan Neber und Caplan Hollenwäger sammt seinem Bruder, diese alle von Sursee, waren die ersten Geistlichen, die es nicht unter ihrer Würde hielten, die Lehrart Krauers sich zu eigen zu machen und sie beim Jugendunterrichte anzuwenden; ihrem Beispiele folgten viele bereits angestellte Geistliche. — Lehrer Joh. Fridli Wyß von Hochdorf besuchte noch als siebzigjähriger Mann 1799 die Normalschule unter Krauer und seine Schule galt damals als die beste im ganzen Amte Hochdorf; durch ihn und unter Aufsicht des Pfarrers Häfliger wurde dann 1801 in Hochdorf ein Lehrerinstitut eingerichtet; auch anderswo geschah durch Geistliche dasselbe. Schon 1784 verdankten Schultheiß und Rath der Stadt Sursee dem Abte Balthassar die Ausbildung ihres Lehrers Hollenwäger. Die Zahl der in St. Urban selbst bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts gebildeten Lehrer war nahezu siebig; dazu kamen aus den seit der helvetischen Revolution abgehaltenen Cursen weitere hundertundneun. Mit den im Curse von 1799 unter Krauer gebildeten Lehrern konnte dem nächsten Bedürfniß ziemliches Genüge geleistet werden und rühmend für dessen Thätigkeit steht im Schreiben des Erziehungsrathes an den Minister der Künste und Wissenschaften (15. November 1801): „Hätten wir die im Jahr 1799 von dem würdigen, zu früh verstorbenen ausgezeichneten Schulmanne N. Krauer in St. Urban gebildeten Schullehrer nicht anstellen und in allen Districten zerstreuen können, so hätten wir uns nicht zu helfen gewußt". Und über diese Lehrer äußert das gleiche Schreiben: „Wirklich haben die Candidaten den Vorbereitungscurs mit wahrem Enthusiasmus und voll Ueberzeugung von dessen großer Wirksamkeit verlassen und eilen mit Eifer und Wärme zu ihrem gemeinnützigen Tagewerke". In den Berichten des Erziehungsrathes und der Inspectoren von 1801 ff. werden besonders die Lehrer belobt und namentlich angeführt, die aus dem Institute Krauers oder St. Urbans hervorgegangen waren.

Aehnlich, wie auf den Kanton Luzern, wirkten die von St. Urban ausgehenden Anregungen auf die Ausbildung des Landschulwesens im Kanton Solothurn. Es waren hier namentlich Pfarrer Späti und P. Gabriel Leuppi, die theils auf Krauer, theils auf Pestalozzi aufbauend, durch ihre praktische Thätigkeit die Reform förderten, und alt Standesseckelmeister Glutz-Blotzheim, der mit seinem Vermögen und Ansehen für die Lehrerbildung eintrat. — Auch der Bischof von Basel, der den jetzigen bernischen Jura beherrschte, ließ die St. Urbaner Methode in einem bedeutenden Theile seines Landes einführen, nachdem er zuvor den Abbé Mandel von Pruntrut und den Hrn. Gerster von Laufen zum Studium derselben nach St. Urban gesandt.

Indessen waren alle diese Einwirkungen doch noch weit davon entfernt, nun mit einem Male einen durchschlagenden Erfolg zu erzielen. Innere und äußere Gründe hinderten dies: innere Gründe insofern als die neue Methode denn doch weniger die Tragweite einer principiellen Reformation der Erziehungsbestrebungen als einer auf Grundlage der alten Verhältnisse aufgebauten, immerhin sehr wohlthätig wirkenden Methodisirung hatten. Fast prophetisch klingt dies auch für die St. Urbaner Bestrebungen aus den Worten heraus, die der Stadtpfarrer Thadd. Müller in Luzern in seiner Rede bei der feierlichen Einsetzung des Erziehungsrathes am 20. Januar 1799 sprach, eben in den Tagen, da Pestalozzi das Waisenhaus in Stans eröffnete: „Ueberhaupt aber hatten die Schulverbesserungen in unserer Vaterstadt durch den Lauf der letzten fünfundzwanzig Jahre die Natur und das Geschick beinahe aller Verbesserungen der öffentlichen Schulen, die in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts vorgenommen wurden. Sie wurden auf den Trümmern der alten Gebäude errichtet und mehr oder weniger in die alten Formen gegossen, und entsprachen daher ebensowenig der Mühe als den Absichten der Verbesserer. Es konnte auch bis dahin die Erziehung noch nicht auf allgemeine und ewig gültige Principien begründet werden, und es ist auch hierdurch wahr geworden, daß Alles seine Zeit habe.“ Und ähnlich spricht sich Krauers Nachfolger Brunner aus, indem er zugleich die Schwierigkeiten, die als äußere Gründe sich von 1789 an bis 1805 dem Erfolge der Schulverbesserung entgegenstellten, in drastischen Zügen kennzeichnet: „Es ist fast unbegreiflich“, schreibt er, „daß dieser Versuch einer schon alten und trivialen Methode so zu einem hohen Grade des wohlthätigen Einflusses für die heranwachsende Jugend gedeihen und seit mehr als zwanzig Jahren durch neuere und auf die Bedürfnisse der Menschheit besser berechnete Unterrichtsmittel noch nicht verdrängt worden ist; aber noch weit unerklärlicher ist es, daß man in einem Kanton, wo die Unterrichtsanstalt wirklich und zwar vorzüglich zum Besten des Kantons eingeführt war, dieselbe am wenigsten benützet hat. Außer der Schule zu St. Urban, welche von Pappenschuh und Joseph Ruckstuhl zwar mit pünktlicher Amtstreue, aber wenigem oder doch nur mittelmäßigem Erfolge vor der Einführung der bessern Lehrart gehalten wurde, waren nur wenige, und zwar so schlecht bestellte Dorfschulen, daß man darüber eher hätte weinen als sich erfreuen mögen. Da die Regierung damit sich nicht befaßte, dem Volke die Schulen zu empfehlen oder im Weigerungsfalle sie ihm durch scharfe, gesetzliche Vorschriften aufzudringen, und da ohnehin weder bestimmte Fonds zur Besoldung der Lehrer noch Schulhäuser vorhanden waren, so ist leicht zu erachten, wie trübe und schlecht es allenthalben mit dem Schulwesen müsse ausgesehen haben. Denn da der Bauer kein höheres Interesse als jenes des

Geldbeutels kennt, so war es ihm jederzeit gleichgültig, ob seine Kinder, für deren Bildung er etwas hätte auslegen müssen, unterrichtet oder nicht unterrichtet werden; und wenn auch hie und da noch Lehrer angestellt wurden, so nahm man bei ihrer Wahl nicht Rücksicht auf ihre Kenntnisse, sondern auf die Geringheit des Lohnes, für den sie zu dienen gelobten; je wolfeiler, hieß es, desto besser! Auch nach der Einführung des bessern Unterrichts, der im Jahr 1785 wieder aufgehört hat, war die Gleichgültigkeit der Regierung für das Emporkommen der Schulen, sowie die Widersetzlichkeit des Volkes gegen jedes Benehmen, so auf seine Veredlung zweckte, eben dieselbe. Man sträubte sich immer wider das Gute; man wollte auf Leib und Leben im Kothe stecken bleiben, weil man den Koth liebte. Darum sank auch der Muth der Lehrer, weil sie die Unmöglichkeit voraussahen, der besten Sache aufzuhelfen. — Es herrschte in diesem stürmischen Zeitpunkte (1799 ff.) allenthalben so viel Unordnung und so viel Verwirrung, daß man sich von der längern Dauer des Seminars auch keine merklichen Vortheile mehr versprechen konnte. Vielfältige Erlaubnisse nach Hause zu gehen, die man nicht leicht verweigern konnte; Schreiben von Pfarrherren und Gemeinden, die mit dem Geiste dieser neuen Revolutionsepoche nicht harmonirten und die Candidaten mit dem Verdeuten zurückriefen: daß man hinfüro nicht mehr so geschickte und kostspielige Schulmeister brauche und die Sache wieder bei dem Alten werde bewenden lassen; Muthlosigkeit von Seite der Candidaten selbst, die eben nicht ohne Grund befürchteten, keine Schuldienste zu erhalten, waren hinreichende Gründe, diese wohlthätige Anstalt zu unterbrechen. Schon längst sind Verordnungen über den Bau der Schulhäuser, deren beinahe noch keine im Lande sind, gemacht worden und fast überall sind sie bisher unbefolgt geblieben und werden es noch lange bleiben. Den Schullehrern ist ein gesetzlicher Lohn zuerkannt worden, den sie aber größtentheils nur mit Schwierigkeiten beziehen und oft mit den Gemeinden so lange darum markten müssen, bis sie, ihres Dienstes überdrüssig, sich entschließen, ihren Beruf zu verlassen und ihr Brot auf eine andere Weise zu verdienen. Für die Nichterscheinung der schulpflichtigen Kinder beim Unterrichte ist eine Geldstrafe bestimmt worden, die nach der Angabe der Lehrer, welche die Nachlässigen in ein Verzeichniß nahmen, hätte bezogen werden sollen, aber nie vorschriftlich bezogen worden ist. — Obwol man es von einem großen Theil der Hochw. Herren Pfarrer mit Vergnügen gesteht, daß sie nicht nur als Lehrer auf der Kanzel erscheinen, sondern auch häufig ihre lieben Kleinen in den Schulhäusern besuchen, wo sie im gesellschaftlichen und traulichen Tone belehrende Worte zur rechten Zeit anbringen, so ist es doch ebenso traurig, das Geständniß zu thun: daß viele Andere hingegen diese ihre ihnen so heilige Pflicht verabsäumen, indem sie, auch nach ihrer Ernennung zu un-

Indessen waren alle diese Einwirkungen doch noch weit davon entfernt, nun mit einem Male einen durchschlagenden Erfolg zu erzielen. Innere und äußere Gründe hinderten dies: innere Gründe insofern als die neue Methode denn doch weniger die Tragweite einer principiellen Reformation der Erziehungsbestrebungen als einer auf Grundlage der alten Verhältnisse aufgebauten, immerhin sehr wohlthätig wirkenden Methodisirung hatten. Fast prophetisch klingt dies auch für die St. Urbaner Bestrebungen aus den Worten heraus, die der Stadtpfarrer Thadd. Müller in Luzern in seiner Rede bei der feierlichen Einsetzung des Erziehungsrathes am 20. Januar 1799 sprach, eben in den Tagen, da Pestalozzi das Waisenhaus in Stans eröffnete: „Ueberhaupt aber hatten die Schulverbesserungen in unserer Vaterstadt durch den Lauf der letzten fünfundzwanzig Jahre die Natur und das Geschick beinahe aller Verbesserungen der öffentlichen Schulen, die in der letzten Hälfte dieses Jahrhunderts vorgenommen wurden. Sie wurden auf den Trümmern der alten Gebäude errichtet und mehr oder weniger in die alten Formen gegossen, und entsprachen daher ebensowenig der Mühe als den Absichten der Verbesserer. Es konnte auch bis dahin die Erziehung noch nicht auf allgemeine und ewig gültige Principien begründet werden, und es ist auch hierdurch wahr geworden, daß Alles seine Zeit habe.“ Und ähnlich spricht sich Krauers Nachfolger Brunner aus, indem er zugleich die Schwierigkeiten, die als äußere Gründe sich von 1789 an bis 1805 dem Erfolge der Schulverbesserung entgegenstellten, in drastischen Zügen kennzeichnet: „Es ist fast unbegreiflich“, schreibt er, „daß dieser Versuch einer schon alten und trivialen Methode so zu einem hohen Grade des wohlthätigen Einflusses für die heranwachsende Jugend gedeihen und seit mehr als zwanzig Jahren durch neuere und auf die Bedürfnisse der Menschheit besser berechnete Unterrichtsmittel noch nicht verdrängt worden ist; aber noch weit unerklärlicher ist es, daß man in einem Kanton, wo die Unterrichtsanstalt wirklich und zwar vorzüglich zum Besten des Kantons eingeführt war, dieselbe am wenigsten benützet hat. Außer der Schule zu St. Urban, welche von Pappenschuh und Joseph Ruckstuhl zwar mit pünktlicher Amtstreue, aber wenigem oder doch nur mittelmäßigem Erfolge vor der Einführung der bessern Lehrart gehalten wurde, waren nur wenige, und zwar so schlecht bestellte Dorfschulen, daß man darüber eher hätte weinen als sich erfreuen mögen. Da die Regierung damit sich nicht befaßte, dem Volke die Schulen zu empfehlen oder im Weigerungsfalle sie ihm durch scharfe, gesetzliche Vorschriften aufzudringen, und da ohnehin weder bestimmte Fonds zur Besoldung der Lehrer noch Schulhäuser vorhanden waren, so ist leicht zu erachten, wie trübe und schlecht es allenthalben mit dem Schulwesen müsse ausgesehen haben. Denn da der Bauer kein höheres Interesse als jenes des

Geldbeutels kennt, so war es ihm jederzeit gleichgültig, ob seine Kinder, für deren Bildung er etwas hätte auslegen müssen, unterrichtet oder nicht unterrichtet werden; und wenn auch hie und da noch Lehrer angestellt wurden, so nahm man bei ihrer Wahl nicht Rücksicht auf ihre Kenntnisse, sondern auf die Geringheit des Lohnes, für den sie zu dienen gelobten; je wolfeiler, hieß es, desto besser! Auch nach der Einführung des bessern Unterrichts, der im Jahr 1785 wieder aufgehört hat, war die Gleichgültigkeit der Regierung für das Emporkommen der Schulen, sowie die Widersetzlichkeit des Volkes gegen jedes Benehmen, so auf seine Veredlung zweckte, eben dieselbe. Man sträubte sich immer wider das Gute; man wollte auf Leib und Leben im Kothe stecken bleiben, weil man den Koth liebte. Darum sank auch der Muth der Lehrer, weil sie die Unmöglichkeit voraussahen, der besten Sache aufzuhelfen. — Es herrschte in diesem stürmischen Zeitpunkte (1799 ff.) allenthalben so viel Unordnung und so viel Verwirrung, daß man sich von der längern Dauer des Seminars auch keine merklichen Vortheile mehr versprechen konnte. Vielfältige Erlaubnisse nach Hause zu gehen, die man nicht leicht verweigern konnte; Schreiben von Pfarrherren und Gemeinden, die mit dem Geiste dieser neuen Revolutionsepoche nicht harmonirten und die Candidaten mit dem Verdeuten zurückriefen: daß man hinfüro nicht mehr so geschickte und kostspielige Schulmeister brauche und die Sache wieder bei dem Alten werde bewenden lassen; Muthlosigkeit von Seite der Candidaten selbst, die eben nicht ohne Grund befürchteten, keine Schuldienste zu erhalten, waren hinreichende Gründe, diese wohlthätige Anstalt zu unterbrechen. Schon längst sind Verordnungen über den Bau der Schulhäuser, deren beinahe noch keine im Lande sind, gemacht worden und fast überall sind sie bisher unbefolgt geblieben und werden es noch lange bleiben. Den Schullehrern ist ein gesetzlicher Lohn zuerkannt worden, den sie aber größtentheils nur mit Schwierigkeiten beziehen und oft mit den Gemeinden so lange darum markten müssen, bis sie, ihres Dienstes überdrüssig, sich entschließen, ihren Beruf zu verlassen und ihr Brot auf eine andere Weise zu verdienen. Für die Nichterscheinung der schulpflichtigen Kinder beim Unterrichte ist eine Geldstrafe bestimmt worden, die nach der Angabe der Lehrer, welche die Nachlässigen in ein Verzeichniß nahmen, hätte bezogen werden sollen, aber nie vorschriftlich bezogen worden ist. — Obwol man es von einem großen Theil der Hochw. Herren Pfarrer mit Vergnügen gesteht, daß sie nicht nur als Lehrer auf der Kanzel erscheinen, sondern auch häufig ihre lieben Kleinen in den Schulhäusern besuchen, wo sie im gesellschaftlichen und traulichen Tone belehrende Worte zur rechten Zeit anbringen, so ist es doch ebenso traurig, das Geständniß zu thun: daß viele Andere hingegen diese ihre ihnen so heilige Pflicht verabsäumen, indem sie, auch nach ihrer Ernennung zu un-

mittelbaren Schulinspectoren, die Schule des Jahres kaum einmal besuchen, oder den Bauern vielleicht noch gar leise ins Ohr sagen, daß sie für den Landmann nichts taugen und daß sie mehr zu seiner Verschlimmerung als zur Beförderung seines geistlichen und zeitlichen Glückes dienen."

Wahrlich im Lichte dieser Darstellung der wirklichen Verhältnisse, durch die sich Krauers Bestrebungen Bahn zu brechen hatten, wird man mit nur um so größerer Hochachtung dem unermüdlichen und einsichtigen Streben, mit dem er zuerst dem erzieherischen Fortschritt in seiner Heimat eine Gasse gemacht, Dank wissen und sein Andenken segnen.

Dies war auch der Eindruck, den schon unparteiische und hervorragende Zeitgenossen in Bezug auf die Verdienste Krauers und St. Urbans hatten. Am 14. April 1838 zeigten die Testamentsvollstrecker des ehemaligen Mitgliedes des helvetischen Directoriums, Friedr. Cäsar Laharpe, dem Kloster St. Urban die Sendung des Vermächtnisses an, welches derselbe unter dem Datum vom 25. Juli 1837 dem Stifte mit folgenden Widmungsworten zugedacht hatte:

„Je lègue à la Vénérable Congrégation de Saint-Urbain, de l'ordre de Saint-Benoît, Aegidii Tschudi chronicon helveticum, 2 vols in-folio, en mémoire de sa sagesse dans les moments difficiles et de la co-opération vraiment apostolique du Père Krauer, l'un de ses membres, aux mesures prises par le Directoire Helvétique par son ministre, pour fonder dans les campagnes des écoles propres à répandre l'instruction qui manquait."

Küttel.

Franz Philipp Gugger.

[Quellen: Guggers Schriften.]

Unter den Männern der helvetischen Gesellschaft, welche einer Neugestaltung der Schweiz, insbesonders auch im Schulwesen, Bahn zu brechen suchten, nimmt Chorherr Gugger von Solothurn eine hervorragende Stellung ein, ein Idealist und Theoretiker, der durch anonyme Schriften in patriotischem Gewande allgemeine Volksbildung und namentlich politisch-republicanische Bildung anstrebte.

Franz Philipp Joseph Gugger, geboren am 25. Mai 1723 in Solothurn, Sohn des Jungrathes Franz Ludwig Joseph und der Johanna Barbara Richner, stammte aus einer patricischen Familie, deren Glieder, abweichend von den sonstigen Anschauungen, sich mehrfach dem ärztlichen

Berufe gewidmet hatten. Seine erste Bildung erhielt Gugger am Jesuiten-Collegium seiner Vaterstadt; die theologischen Studien vollendete er am Borromäischen Collegium in Mailand, wo er 1747 die Priesterweihe empfieng. Vor ihm schon hatten vier ehrenwerthe Priester seines Geschlechtes, unter ihnen der gelehrte und verdiente Chorherr von Schönenwerd, Johann Jakob Gugger, der Stifter der Pfarrpfründen von Ifenthal und Starrkirch, sich nicht nur ihre theologische Bildung in Mailand geholt, sondern sich daselbst auch für praktische Thätigkeit begeistert und tüchtig gemacht, wie denn im 17. und 18. Jahrhundert die „Mailänder", wie sie genannt wurden, zu den strebsamsten und geachtetsten katholischen Geistlichen in der Schweiz gehörten. Nachdem Gugger drei Jahre unter der tüchtigen Leitung des Pfarrers Werner Keiser in Oberbuchsiten Vicariatsdienste geleistet, wurde er im März 1750 zum Pfarrer in Kienberg gewählt. Es macht dem jungen Patricier Ehre, daß er, statt wie Andere in ihren Familien gemächlich auf eine Chorherrenstelle zu warten, den hintersten Winkel im Kanton Solothurn nicht verschmähte, um daselbst die Pflichten des Seelsorgers auf mühsamen Wegen zu üben; es macht ihm Ehre, daß er über zehn Jahre in dem schwierigen Posten aushielt. Im Oktober 1759 wurde Gugger zum Stiftsprediger und Chorherrn in Solothurn gewählt; aber er konnte wegen der üblichen Carenzjahre erst 1761 sein Amt antreten. Wie er dasselbe auffaßte, davon giebt namentlich die von seiner Hand uns sorgfältig aufbewahrte und mit seinen gedruckten Schriften zusammengebundene „Rede von der Liebe zum Vaterlande, gehalten auf öffentlicher Kanzel den 17. Sonntag nach Pfingsten 1762" Zeugniß. Er beweist die Tugend der Vaterlandsliebe aus den heiligen Schriften, er preist die Vaterlandsliebe und fordert seine Mitbürger zur Pflege derselben auf. Gewiß ein seltener Predigtstoff für die damalige Zeit! — Die nämliche Idee behandelt Gugger in seiner ersten gedruckten Schrift „Rede von der Liebe zum Vaterlande, gewidmet den Weisen der eidgenössischen Gesellschaft in Schinznach (Freiburg 1764)". Dieselbe ist eben so bezeichnend für den Verfasser, als für die begeisterte Stimmung, mit welcher die besten Männer der Eidgenossenschaft die Tendenzen der Schinznacher Gesellschaft begrüßten, für die schönen Hoffnungen[1], welche man in diesen Kreisen von der Einigung der edelsten geistigen Kräfte für das Wohl des Vaterlandes hegte.

In der Sitzung der helvetischen Gesellschaft vom 17. Mai 1764 wurde die Rede vorgelesen und der nicht anwesende Verfasser zum Mitgliede aufgenommen. Gugger war nun einer der fleißigsten Theilnehmer an ihren Versammlungen und bei der definitiven Organisirung durch die Statuten als Mitglied des leitenden Comites thätig. Im Jahre 1773 war er Präsident der Gesellschaft. Seine Eröffnungsrede der Versammlung, gedruckt in

den Verhandlungen, zeichnet Karl Morell in seiner Geschichte der helvetischen Gesellschaft aus und nennt sie eine begeisterte und gedankenvolle, durch welche sich der Redner zu den politischen Ideen Rousseau's bekenne. Gugger giebt in derselben das ideale Bild eines Republicaners in fast überschwenglicher Weise, preist die republicanische Gleichheit und erklärt, daß er dem aristotelischen Satze gegenüber, die monarchische Regierungsform sei die beste, noch lieber Rousseau beistimme, „der (sic) höchste Gewalt sei immer beim Volke". Wenn der patriotische Chorherr in diesen seinen Reden einen Patriotismus und politische Grundsätze ausspricht, welche selbst seinen Genossen in der helvetischen Gesellschaft zumeist fremd sind und welche seiner Zeit vorauseilen, so kann Aehnliches von seinen Erziehungsschriften gesagt werden. Seine „Kurze Nachricht von der Lehrart in Silena zur Bildung eines Patrioten (Solothurn 1778)" widmet Gugger dem nachmaligen Schultheißen von Bern, Nikolaus Friedrich von Steiger, der die Schrift im Manuscripte las und billigte. Der Verfasser selbst in einem Briefe an Steiger bezeichnet dieselbe als „Versuch, diejenigen Anfangsgründe nur von ferne zu berühren, vermittelst derer ein Mensch, welcher seinem Vaterlande nützlich sein will, sich bilden kann". Die Schrift bietet das ideale Bild der öffentlichen Erziehung in einer Musterrepublik, welche der Verfasser „Silena" nennt. Die Grundlage aller Bildung ist ihm die Religions- und Sittenlehre, auf welcher besonders in der in mehrere Classen getheilten Trivialschule die Herzens- und Charakterbildung der Schüler aufgebaut wird; der Unterricht ist einfach und besteht in Lesen, Schreiben und Rechnen, insofern daß die Schüler „in der Rechtschreibung, im Briefwechsel, in den Hausrechnungen und in all demjenigen unterrichtet werden, was der Hauswirthschaft und überhaupt dem bürgerlichen Leben Vortheile bringt und in dasselbe Einfluß ausübt". An die Trivialschule schließt sich eine Art Fortbildungsschule an, in welcher Vernunftlehre, Geographie, Naturkunde, vaterländische Geschichte, Geschichte anderer Völker, Sittenlehre, Natur-, Völker- und Landrecht (Verfassungskunde) und Beredsamkeit vor Gericht gelehrt wird, soweit, daß der junge Bürger seine Pflichten im freien Vaterlande erfüllen kann. Anziehend ist namentlich die genetische Methode und Verbindung des Unterrichtes in Geographie, Naturkunde und Geschichte zur Vaterlandskunde geschildert, wol noch mustergültig für unsere Zeiten. Die Schrift schließt mit einer starken Anfechtung der „Schaubühne", wie sie damals zur humanen und vaterländischen Bildung der Jugend in der katholischen Schweiz, insbesonders von den Jesuiten Joseph Ignaz Zimmermann und Regis Krauer verwendet werden wollte.

Wenn in Bezug auf das Schauspiel Gugger mit dem verdienten P. Zimmermann nicht übereinstimmt, so wirken dagegen beide in demselben

Sinne für eine bessere Erziehung der weiblichen Jugend, indem sie als Ziel derselben das häusliche Wirken im Familienkreise hinstellen. Guggers „Kurze Geschichte der Philontis, mit moralischen, kritischen und satyrischen Anmerkungen (Basel 1783)" schildert das Ideal eines jungen Mädchens als Vorbild für das Frauengeschlecht. Ein Schinznacher Freund, der als Schriftsteller bekannte Arzt Dr. Johann Georg Zimmermann, hat das Manuscript durchgelesen und findet „das Gemälde, obschon es weiblich ist, voll starker, männlicher Züge"; er nennt Gugger einen „ausnehmend guten moralischen Beobachter", rathet ihm aber einen weniger scharfen Ton an. Wirklich erscheint auch Philontis als ein in ächter Religiosität und Bescheidenheit, mit guten Kenntnissen ausgestattetes, insbesonders zu tüchtiger Häuslichkeit erzogenes Mädchen, das aber die müßiggängerischen, putzsüchtigen Dämchen und die süßen und freigeisterisch aufgeblasenen jungen Herren oft auf recht pikante Weise abfertigt, und der Verfasser würzt die Pillen noch mit derben satyrischen Reflexionen und Anmerkungen. Auch diese Schrift Guggers hat mehr theoretisch-idealen, als praktischen Charakter und bewegt sich ausschließlich in den höheren Kreisen der Gesellschaft, bezeichnet aber den Verfasser als einen Mann, der die Schattenseiten seiner Zeit kennt und ihnen besonders durch bessere Erziehung abhelfen will.

Guggers pädagogische Grundsätze gehen einig mit denjenigen der schweizerischen Philanthropinisten und gipfeln in der republicanischen Erziehung zum guten Bürger und in der „menschenfreundlichen" Glückseligkeitstheorie; aber gleich den Bestrebungen des mehr praktischen Abtes Felbiger in Deutschland und seiner katholischen Freunde hält der Idealist Gugger auch auf dem Boden der Aufklärung (der „aufgeheiterten Vernunft", wie er sich ausdrückt), fest an den Dogmen und am Cultus seiner Kirche und betont Frömmigkeit, Sittlichkeit und hingebende Vaterlandsliebe als die einzigen Stützen der Erziehung und des öffentlichen Wohles. So erfüllt er auch als Stiftsprediger und seit 1771 als Chorherr getreulich die Pflichten an seinem Stifte, ist 1767—1772 Stiftssecretär und erlangt 1788 als Custos die zweithöchste Stiftswürde. Beim Bau der schönen Cathedrale tritt er vielthätig auf, er, der bereits bejahrte Mann, an der Spitze der jüngern Chorherren und Rathsherren, die den vollständigen Neubau in edlem Renaissancestiel zu Stande bringen. Bis in seine älteren Tage hängt das Herz des wackeren Vaterlandsfreundes an seinen Freunden in der helvetischen Gesellschaft und den von ihnen ausgesprochenen Ideen, voll steter Theilnahme für die Geschicke seines engeren und weiteren Vaterlandes. Sonst sitzt „der gelehrte Gugger", wie man ihn zum Unterschiede von andern Chorherren seines Namens nannte, meistens in seinem Studirzimmer, nach seinem eigenen Ausdrucke „viele Jahre in stiller und reizloser Einsamkeit" bis in seinen Tod (30. Juli 1790).

Seine Anregungen brachten nach wenigen Jahren Frucht für das Schulwesen des Kantons Solothurn.

F. Fiala.

J. J. Altorfer.

1741—1804.

[Quellen: J. J. Altorfer hinterlassene poetische und prosaische Schriften nebst dessen Lebensgeschichte. Mit einer Vorrede von J. Georg Müller. 2 Bde. Winterthur 1806.]

Johann Georg Müller, der Bruder des Historikers J. v. Müller, hat diesem um das Schulwesen von Schaffhausen hochverdienten Manne durch eine eingehende Charakteristik ein schönes Denkmal gesetzt und ihn als einen Pädagogen bezeichnet, „der dem so oft verkannten Beruf des Lehramts in seinem ganzen Umfang von früher Jugend an bis an sein Ende alle seine Kräfte gewidmet". Er rühmt an ihm die Fülle des Wissens, die Gabe, auf die Denkart der Schüler in freier Weise einzugehn, den feinen und sichern Geschmack für das Schöne und Gute, den er an den Alten, an den besten deutschen Schriftstellern und besonders auch an den englischen Moralisten gebildet, und seine ungeheuchelte, auf eine helle Erkenntniß gegründete Religiosität.

Altorfer war am 4. März 1741 in Schaffhausen geboren, studirte von 1761—63 in Basel die Theologie und wurde nach wohlbestandenem Examen Erzieher eines Sohnes aus dem angesehenen Hause Imthurn in Schaffhausen. Nachdem er während vier Jahren Unterricht und Erziehung dieses Zöglings geleitet, begleitete er ihn während drei Jahren zu seinen weitern Studien und Reisen. Zur Erlernung des Französischen wurde zuerst in Lausanne, darauf in Lyon ein längerer Aufenthalt gemacht, dann Frankreich und die Niederlande durchreist, endlich in Göttingen 1½ Jahre auf akademische Studien verwendet. Altorfer benutzte die schöne Gelegenheit, sich hier in nichttheologischen Fächern umzusehn, hörte bei Schlözer eine Vorlesung über Pädagogik und eine über vaterländische (schweizerische) Geschichte und gewann viel durch den Umgang mit geistig bedeutenden Männern, wie Gleim, Jerusalem, Zimmermann, Ebert, die er auf Ausflügen kennen lernte, und mit welchen ihn später noch seine ausgedehnte Correspondenz verband. Ueber Sachsen, Oesterreich und Baiern kehrte er 1771 mit seinem Zögling in die Schweiz zurück.

Von da an bewegte sich sein Leben in dem engen Rahmen einer pfarramtlichen und pädagogischen Thätigkeit. Als Landpfarrer in Buch, Kanton Schaffhausen, übte er sein pädagogisches Talent an studirenden Jünglingen, die ihm in Pension gegeben wurden; bald wird er als Professor der Philosophie an das Collegium humanitatis und als Präceptor an das Gymnasium in Schaffhausen berufen, dessen Rectorat er von 1782 an mit Tact und Umsicht geführt hat. Unter der helvetischen Regierung (1799) wurde er zum Kirchen- und Schulrath ernannt. Allgemein geachtet und als Lehrer hochverehrt, wirkte er bis in sein 64. Jahr und starb 1804. Mit Lavater und andern Schweizerfreunden verband ihn die helvetische Gesellschaft, deren Zusammenkunft für ihn jedesmal ein wahres Fest war. Daß er auch hier sich Anerkennung erwarb, davon zeugt seine Wahl zum Präsidenten der Gesellschaft im Jahr 1797. Freilich konnte die von ihm auf die Versammlung von 1798 ausgearbeitete Rede „über die Wichtigkeit der öffentlichen Erziehung" nicht mehr gehalten werden, da die Gesellschaft mit dem Untergang der alten Eidgenossenschaft für einstweilen ihre Versammlungen einstellte.

Altorfers pädagogische Anschauungen lernen wir aus seinen von einem Verwandten zwei Jahre nach seinem Tode (1806) herausgegebenen hinterlassenen Schriften kennen. Unter denselben befinden sich eine Anzahl von Aufsätzen über Unterricht und Erziehung. Sie zeugen davon, daß die neuen Gedanken über Erziehung, welche von Rousseau, Herder, Basedow ausgiengen, auch von ihm lebhaft ergriffen worden waren. Besonders auf Herder lassen sich manche seiner Ideen zurückführen. Ein inniges Verständniß der Dinge beim Schüler anzubahnen, mit ihm in einen freundlichen Geistesverkehr zu treten, in Frage und Antwort, in sokratischer Weise, auf die wichtigsten Fragen mit ihm einzugehn, — das erschien ihm als des Lehrers edelste und segensreichste Aufgabe. Dabei hatte er vorwiegend das Wirken an einem Gymnasium vor Augen, wie ihm überhaupt eine tüchtige Gymnasialbildung als eine vortreffliche Mitgabe für jeden spätern Beruf erschien. Ueber das richtige Verhältniß von Unterricht und Erziehung spricht er die vernünftigsten Ansichten aus. Es wäre, sagt er, ein schöner Text zu einer pädagogischen Predigt: „Man findet bei uns viel Unterricht, aber wenig Erziehung". — Aller Unterricht sollte nach seiner Ansicht zugleich zur Bildung aller Geisteskräfte beitragen. Sehr schön sei das Bestreben, einen Schatz von Kenntnissen der Jugend zu überliefern, aber mehr werth sei es, sie in den Stand zu setzen, diese Kenntnisse auch zu brauchen, und den Unterricht stets so zu geben, daß er zur eigentlichen Bildung der Geisteskräfte diene. Die Richtigkeit dieser Ansicht sucht er am Sprachenstudium nachzuweisen. „Immer mag der Jüngling und Mann einmal bei seinem erwählten Beruf, wo ers nicht brauchen kann, sein Latein wieder vergessen,

welches er als Knab in der Schule gelernt hatte. Wenn er, da ers lernte, nicht blos darin unterrichtet, sondern zugleich dadurch gebildet worden ist, so soll ihm die Zeit und Mühe, die er darauf verwendet hat, reichlich genug vergolten werden. Und die Schule, die er durchlaufen hat, mag immer die lateinische geheißen haben, die Kenntniß und Geschicklichkeit seiner Lehrer in der Erziehungskunst hat sie zu einer vortrefflichen Realschule für ihn machen können. Auf Namen kommts hier wahrlich so wenig an als sonst irgendwo; und blos dadurch, daß sogenannte Realien die Gegenstände der Unterweisung sind, ist der leidige Psittacismus (das Papageienwesen, Nachbeten) ebenso wenig schon aus dem Unterricht verbannt, als man sich beim Sprachenlernen nothwendig blos auf die Cultur des Gedächtnisses einschränken muß. Noch einmal, Sprachen-Erlernung, auch ohne Rücksicht auf ihren nächsten und eigentlichsten Nutzen, gehört gewiß unter die besten Hülfsmittel zur Bildung der Geisteskräfte, besonders, wenn zwei Sprachen, worunter immer eine die Muttersprache sein mag, mit einander gelehrt werden."

Man ersieht leicht, wohin in dem Streit über das formale oder materiale Unterrichtsprincip Altorfer sich gestellt hätte. In dem Schlußwort des Aufsatzes über dieses Thema faßt er seine Ueberzeugung folgendermaßen zusammen:

„Wohl dem künftigen Bürger, dem es in seiner Kindheit und Jugend so gut wird, Dinge, die er vielleicht einmal in seinem Stand und Beruf nicht eben mehr braucht, wenigstens so zu lernen, daß er durch die Art, wie er sie lernt, ein verständiger und brauchbarer Mensch werden muß, dem einst sein gebildeter und geübter Geist in allen Angelegenheiten aushilft, wo unverdaute Büchergelehrsamkeit und Gedächtnißwissenschaft, bestehe sie nun in Verbalien oder Realien, den unbehülflichen Vielwisser stecken lassen".

Seiner Anlage und Richtung nach war Altorfer vorwiegend Mann der Praxis; aus seiner reichen Erfahrung zog er sich aber viele treffliche Erziehungsgrundsätze, die vom Sinn der reinsten Humanität getragen waren. Seine ächt humane Art leuchtet uns besonders klar aus einer Studie: „Von den Mitteln, sich Gehorsam zu verschaffen", entgegen. Zwang und Strafe schließt er auf einer Stufe, wo ein geistiger Verkehr mit dem Zögling möglich ist, völlig aus. Als Hauptmittel bezeichnet er die Gabe, im Schüler 1) die Ueberzeugung von der Trefflichkeit der gegebenen Vorschrift, 2) die Ueberzeugung von der Wohlgesinntheit dessen, der die Vorschrift giebt, 3) die Ueberzeugung von dem Vortheil, den das freudige Gehorchen bringt, — hervorzurufen. Unter Gehorsam versteht er natürlich den willigen oder freiwilligen, nicht den erzwungenen, und behauptet, er sei in Absicht auf die eigentliche Erziehung, die Bildung des Herzens, die moralische Bildung viel zu wichtig, als daß man sich hier blos damit begnügen dürfte, die

gegebenen Vorschriften nur überhaupt, ohne Rücksicht auf die Art, wie es geschiehet, befolgt zu sehen".

Redet er von Erziehungsfehlern, so erinnert er durch seine Freimüthigkeit und treffliche Wahl der Beispiele vielfach an Salzmann. Den „Vätern, Müttern, Großmüttern, Präceptoren, Mamsellen und wie sie alle heißen, die sich mit der Erziehung eigner oder fremder Kinder abgeben", ruft er gelegentlich zu: „Wenn die Frage davon wäre, woher unter uns jungen und alten Kindern die sehr merkliche Abneigung gegen Religion und Christenthum und Rechtschaffenheit, Gehorsam, Gebet und Arbeitsamkeit u. s. w. — herkomme: — wie viele meinet ihr wol, daß sich nicht bei der ehrlichen Beantwortung dieser Frage mit lautem oder leisem Geständniß erröthend vor die Stirn schlagen müßten?" — Dann erinnert er an die abschreckende Manier, womit in der Religion unterrichtet werde, an die ermüdende Beschäftigung mit unverständlichen Lehren, an das für die Kinder verdrüßliche Auswendiglernen dicker Bände und fragt, „ob man sich wundern müsse, wenn sie keine Neigung zu einer Sache haben, zu welcher wir ihnen von Anfang an durch die kräftigsten Mittel der Vereklung Abneigung beigebracht haben." — Noch wärmer wird er, wo er von der Klage darüber spricht, daß die Kinder so wenig Freude am Gebet und häuslichen Andachtsübungen fühlen. „Denkt ihr auch noch daran, sagt er, wie ihr die Kinder von ihrem 5. bis nach dem 12. Jahr alle Abende von ihren liebsten Kurzweilen und Gespielen wegrisset zu einer Zeit, da es ihnen natürlicher Weise am allerungelegensten war, sie dann, da sie eben den Kopf von ganz anderen Dingen voll hatten, mit mürrischem Ernst im Kreis herumsitzen und ihre auswendig gelernten Gebetsformeln mit gebieterischer Strenge hersagen ließet, indeß ihr hin- und herliefet, um eure häuslichen Geschäfte zu besorgen, oder mit dem Gesind zanktet, oder rechts und links den Kindern, wenn sie, um wieder wegzukommen, ein zu langes Lied durch Ueberhüpfung einiger Verse abkürzen wollten, Scheltworte und Ohrfeigen austheiltet? Wars nicht das kräftigste Mittel, die ersten Funken der Andacht in ihrer Brust zu ersticken, sie nach der glücklichen Zeit seufzen zu machen, wo sie nicht mehr würden beten müssen? Warum jammert ihr denn jetzt, daß euer Verfahren seine natürliche Wirkung gethan hat?"

Solche und andre Stellen zeugen davon, daß die Wellen der pädagogischen Bewegung, welche die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts bewegten, auch in der Seele unsres Schulmanns anschlugen, und daß er, was seine Ueberzeugung war, frisch und furchtlos auszusprechen verstand. Jene Aufsätze gewähren mancherlei Ausbeute für Kenntniß der damaligen Zustände in Schule und Haus. Wie wenig ihr Autor seinen Stand sich schelten ließ, beweist die hübsche Anekdote. Einst bemerkte ihm Jemand:

Ich weiß nicht, wo Sie die Geduld hernehmen, so in der Schule auszuhalten. Ich hielte es für das größte Unglück, wenn ich Schullehrer geworden wäre! — „Für wen?“ — lautete die kurze Antwort. F. Zehender.

Johannes Büel.

1761—1830.

[Quellen: Vergl. J. Böschenstein, Johannes Büel, Diaconus, Schulinspector, Hofrath. Ein Lebensbild. Schaffhausen 1872. — Büels Schriften.]

In Büel tritt uns ein Mann entgegen, der aus einem beschränkten Wirkungskreise durch eigenthümliche Wendungen des Geschicks in die Verhältnisse der großen Welt hineingeführt wurde und dann den Abend seines Lebens wieder an der Stätte seiner Kindheit beschloß, von den ersten Jünglingsjahren an begleitet von Fragen der Erziehung, deren Lösung er, frühe von Rousseau begeistert, die Vollkraft seiner Seele zuwandte.

In der kleinen Stadt Stein am Rhein verflossen seine Jugendjahre. Er nennt die „Schwärmerei“ die edle Freundin seiner Jugend. Im Pfarrhaus Andelfingen wird er in humanistischen und theologischen Studien so weit gefördert, daß er 1779 in Schaffhausen sein theologisches Examen bestehn kann. Als Hauslehrer auf einem Landgut Löwenstein bei Schaffhausen machte er die Bekanntschaft seiner nachherigen Gattin, eines Fräuleins v. Auleben aus Sachsen, — eine Verbindung, die seine spätere Berufung nach Gotha zur Folge hatte. Den ersten bescheidenen Wirkungskreis sollte er aber in einem am Rhein gelegenen stillen Dörfchen (Hemishofen bei Stein), finden, wo er als Seelsorger und Schullehrer (letzteres nur während des Winters), „den Kleinen das ABC zeigte, ihre Eltern von der Kanzel, ihre Großeltern am Kranken- und Sterbebette belehrte“. Von 1784—1805 in dieser Stelle thätig, widmete er besonders der Organisation der Landschulen eine liebevolle und einsichtige Thätigkeit. Rousseau hatte sein Herz gewonnen, aber daß er ihm nicht knechtisch diente, mag daraus hervorgehn, daß er zugleich Thomas von Kempis und Jung Stilling zu den Geliebten seines Herzens zählte. So sehen wir ihn zwar in die allgemeine pädagogische Bewegung hineingezogen, aber, wiewol hochbegeistert für bedeutende Zeitgenossen und Wortführer, steht er der großen Aufgabe der Erziehung selbständig gegenüber und läßt sich in seinen Ueberzeugungen vorwiegend durch seinen tiefen Blick in die Kindesnatur und durch die Stimme einer reichen Erfahrung leiten.

Seine erste, von Lavater hochgeschätzte pädagogische Schrift, 1792 in Nürnberg erschienen: Bemerkungen für Landschullehrer und Freunde derselben, läßt uns schon deutlich erkennen, weß Geistes Kind er war. Aufrichtig ist es ihm um vernünftigen, doch besonnenen Fortschritt zu thun; jede geistige Gabe, welche dazu dienen kann, den Volksunterricht zu heben, begrüßt er mit Begeisterung. Rochows „Kinderfreund", die erste glücklich gewählte Sammlung von Lesestücken für das Volk, erschienen 1779, nennt er ein unschätzbares Buch für Landschulen. Er preist die Aufgabe des Landschullehrers als eine der schönsten, die es gebe: „Schweizerischer Schullehrer", ruft er aus, „freue dich deiner Würde; die Kinder, die du bildest, sind zum Genusse der Freiheit geboren". — In jenen Wendepunkt zwischen zwei Zeiten am Schluß des 18. Jahrhunderts hineingestellt, sieht er deutlich ein, daß mit den Sitten und der Lebensweise des Landmanns nun auch seine Erziehung sich verfeinern, daß aber zugleich die Cultur des Geistes auch den Folgen des einreißenden Luxus Einhalt thun müsse. — Im Sinne Rousseaus geht er den Spuren der gesunden Kindesnatur nach und bekennt offen „der Wahrheit, der Erfahrung und seiner innigsten Ueberzeugung zu Ehren: Der junge Mensch, das Kind, ist der beste Mensch. Aufrichtigkeit bringt das Kind gleichsam mit sich auf die Welt; wohl dem, der die Kinder aufrichtig erhält; es wird ihm gelingen, wenn er ihnen die rechte Liebe entgegenbringt, wenn er nicht in das ärgerliche Seufzen und Klagen vieler Schullehrer über die Verdorbenheit der Jugend mit einstimmt". — In manchen Ansichten, die er in dieser und andern Schriften ausspricht, klingt Herder durch, so wenn er sagt: „Du willst den Namen meiner Schule wissen? — Nenne sie schola humanitatis (Schule der Menschlichkeit)!" — oder wenn er die Schule einer kleinen Republik vergleicht, in welcher der Lehrer als gerechter Richter walten soll, oder wenn er mahnt, nicht nur den Verstand, sondern auch das Herz zu bilden, oder wenn er die Verbesserung der Katechismen empfiehlt, damit nicht die Kinder die schwersten Sätze der Dogmatik nachsprechen wie Papageien, — es sei nicht zu gewagt, Umschaffungen zu versuchen, — endlich wenn er freimüthig dem jungen Erzieher heraussagt: „Wer nicht getadelt, nicht schief und unvernünftig beurtheilt werden will, nicht Verkennung ertragen kann, werde ja nicht Schullehrer!"

In seinem eignen Garten sind wol folgende, in jahrelanger Schulpraxis gewonnene Sätze gewachsen, die heute noch Beachtung verdienen:

Bestimmt und richtig fragen ist keine geringere Kunst als bestimmt und richtig antworten.

Das Ansehn eines Lehrers wird durch nichts mehr geschwächt als durch unzeitigen Zorn.

Zwischen Fehler und Strafe sei ein genaues Verhältniß. Wenn sich deine Stirn bei unschuldigem Lächeln der Kinder runzelt, was willst du thun, wenn dein Kind lügt oder stiehlt!

Daß er seine Kleinen äußerlich und innerlich studirte, daß er Licht und Schatten in der Kinderseele wol zu unterscheiden wußte, ergiebt sich aus folgenden Winken:

Achte nichts an einem Kinde für klein und unbedeutend!

Auch auf die äußere Reinlichkeit muß der Lehrer halten, selbst Kamm und Scheere in die Hand nehmen: „Wasser kostet kein Geld!"

Oeffne nur die Augen, und du wirst fast alle menschlichen Leidenschaften im Kleinen in der Schule antreffen.

Lachen ist dem Kind so natürlich als weinen. Auch in der Schule hat das Lachen seine Zeit, und ich wenigstens würde es nicht ungern sehn, wenn jeder Schulmeister statt eines ununterbrochenen finstern Ernstes es verstünde, zuweilen weidlich mit seinen Schülern zu lachen!

Als aus dieser Schrift sein Eifer für das Schulwesen bekannt geworden war, zog man ihn aus der Stille seines Dörfchens zu öffentlichen Stellen heran; er wurde Mitglied des Kirchen- und Schulraths in Schaffhausen; das sogenannte Examinatoren-Collegium in Zürich gab ihm den Auftrag, eine Landschulordnung zu entwerfen, und nach Begründung der helvetischen Republik (1798) ersuchte ihn der bekannte Minister des Unterrichts, Stapfer, um sein Gutachten über die Einrichtung des Landschulwesens. Er wurde zum Schulinspector des Districts Stein ernannt und entfaltete als solcher eine segensreiche Thätigkeit. Als Frucht derselben läßt sich die im Jahr 1801 in Winterthur erschienene Schrift betrachten: Was soll in den Landschulen der Schweiz gelehrt und nicht gelehrt werden?[1] — Das Büchlein kann unbedenklich unter jene verheißungsvollen Vorboten eingereiht werden, welche mit dem anbrechenden Jahrhundert auch den Anbruch eines bessern Tages auf dem Gebiet der Schule nach langer, trostloser Nacht verkündeten. Lange nicht so ideenreich wie Pestalozzis gleichzeitige Schrift: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt", mit der Büels Abhandlung weder in äußerm noch innerm Zusammenhang steht, hat jenes Büchlein doch kräftig mitgeholfen, in die Volksschulfrage Klarheit zu bringen. Es stellt wohldurchdachte Grundsätze auf und macht bestimmte und greifbare Vorschläge für eine zeitgemäße Organisation, die den erfahrnen Schulmann verrathen.

Im Vorwort entwirft er (S. 12—14) ein aus reichster Anschauung geschöpftes, Zug um Zug sprechendes Bild von dem kläglichen Zustand der

---

[1] Eine Abhandlung von J. Büel, Inspector der Schulen des Bezirks Stein, Kt. Schaffhausen. Motto: Est modus in rebus.

Landschulen vor der Revolution, da „die Kinder zu einem sechsstündigen Sitzen in einer dumpfen, stinkenden Staubatmosphäre verdammt waren, da ihnen das ABC „in sinnlosester Weise eingebläut“, die Beweissprüche des Katechismus schwachen Gedächtnissen „eingeklopft und eingehenkert“, dem einzelnen Schüler im Vormittag höchstens sechs Minuten im Ganzen zugewandt wurden, während in den übrigen geschrieben, laut gelernt, geschwatzt, geneckt, gelacht, gegessen, gekauft und verkauft wurde, dazu die zahllosen Züchtigungen ebenfalls viel Zeit wegnahmen. „Wir Schweizer blieben“, sagt er, seine Beobachtungen zusammenfassend, „weit hinter den Deutschen zurück, die, als Basedow einmal den ersten Ton angegeben und der edle und große Eberhard von Rochow seine Musterschule in Rekan gestiftet hatte, mit unverdrossenem Eifer an der Verbesserung der Landschulen arbeiteten, währenddem man bei uns unthätig blieb, die meisten Schullehrer wenig Kenntnisse und noch weniger Begriffe von einer guten Lehrart sich erwarben.“

In den Rathschlägen, die er nun giebt, will er die richtige Mitte halten zwischen der bisherigen armseligen Schulmeisterei und der mit überstürztem Eifer betriebenen Heranbildung von geistlosen Schwätzern, die nun auf einmal mit einem Uebermaß von Kenntnissen vollgestopft werden sollten. Drum giebt er auf die Frage, was denn nun in den Landschulen zu lehren und nicht zu lehren sei, folgende Antworten:

Die Religion Jesu, als eine gesunde, ächte, wahrhafte Religion werde einfach und faßlich gelehrt; denn ein mit Religion beseelter Mensch ist der beste Staatsbürger. — Mit dem religiösen werde der moralische Unterricht in engste Verbindung gesetzt; Beispiele, Erzählungen, Fabeln sind dabei reichlich anzuwenden. — Neben den unentbehrlichen Fächern: Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen, die möglichst praktisch betrieben werden sollen, gebe man Belehrungen über den Bau des menschlichen Körpers und die Pflege der Gesundheit. — Man behandle das Wichtigste und Faßlichste über den Weltbau und Manches aus der Naturgeschichte, damit der Landmann die schnöden Fesseln des Aberglaubens zerreißen und den Urheber der Natur verehren und lieben lerne. Man treibe nicht allgemeine Geschichte und Erdkunde, aber Geschichte und Erdbeschreibung der Schweiz und knüpfe daran einen bündigen Abriß unserer Verfassung. „Ists nicht Schande“, sagt er, „daß wir im Ganzen so wenig von den großen Stiftern unserer Republik wissen? Dann ist die Schweiz ja ihrer Natur nach eines der interessantesten Länder Europas, das soll auch der schweizerische Landmann erfahren.“ — Von hoher Bedeutung für das Volksleben ist der Gesang; darum treffe man unter den Liedern eine gute Auswahl und singe nicht immer nur die Lobwasser'schen Psalmen. Mit richtiger Ahnung sagt er: „Vielleicht kommt noch einmal die Zeit, wo man in den Schulen nebst eigentlichen religiösen Liedern auch andere wohl-

gewählte moralische und vaterländische Lieder singen wird. Das wünsche ich wenigstens, weil ich weiß, was der Gesang auf die Volksstimmung vermag, und weil nur durch das Bessere das Schlechtere, nämlich unmoralische und geschmacklose Lieder außer Curs gebracht werden können."

In Betreff der Arbeitsschulen erlaubt sich der Verfasser noch kein abschließendes Urtheil. Handhabung von Reinlichkeit und Ordnung, von Anstand und guter Gesittung bezeichnet er als eine Hauptaufgabe des Landschullehrers. „Wie kann ich Alles nennen", sagt er am Schluß seiner Erörterungen, „was dazu gehört, in der Schule den frohen, starken Knaben, das sanfte, gefällige Mädchen zu guten und glücklichen Menschen zu bilden und sie ebenso sehr vor nichtiger und schädlicher Aufklärung als vor Stumpfheit und Unwissenheit zu bewahren!"

Seine schweizerischen Mitbürger fordert er zum Schluß zu unparteischer Prüfung seiner Ansichten auf und wünscht, daß der Geist der Wahrheit und der Mäßigung die Gesetzgeber beseele, damit man nicht in den Schulen, besonders auf dem Lande, nach schönen und unerreichbaren Idealen hasche, und dieselben auf diesem Wege eher rückwärts bringe als vorwärts.

Daß der Verfasser dieser Schrift auch die Mühe nicht scheute, für die praktischen Bedürfnisse der Schule zu sorgen, bewies er durch die Abfassung von zwei vielgebrauchten Lehrmitteln, eines „Briefbuchs", d. h. einer Anleitung zum Briefschreiben und andren nützlichen Aufsätzen für schweizerische Landschulen (Zürich bei D. Geßner 1795) und eines „Buchstaben- und Lesebuchs" (Stein 1800). — Dabei schrieb er in das neue schweizerische Museum, dessen Jahrgang 1795 z. B. eine Gedächtnißrede auf den Pädagogen Rudolf Füßli von Zürich aus Büels Feder enthält. Man muß es bedauern, daß der treffliche Mann, welcher der mühsam aufblühenden Volksschule noch manchen guten Dienst hätte leisten können, auf einmal in andre Lebensstellungen versetzt wird. Sei es, daß sein bisheriger Wirkungskreis ihm zu eng erschien, oder daß die Zustände in der Schweiz ihm zuwider wurden, — er folgte den Aufforderungen seiner Verwandten in Gotha, durch deren Einfluß ihm dort eine Bibliothekarstelle und der Titel eines Hofraths zu Theil wurde. Im Jahr 1804 treffen wir ihn sodann als Hofmeister in der Familie des Grafen Brown in Wien in einer zwar ökonomisch glänzenden Stellung, die ihm aber theils wegen der Eigenschaften seines vornehmen Zöglings, theils wegen derjenigen des Vaters wenig Befriedigung brachte. Er gab einmal, der fruchtlosen Anstrengung müde, die Stelle auf, kehrte nachher wieder in dieselbe zurück und suchte im Umgang mit gebildeten Freunden Erholung von den Mühen, die sie ihm brachte. Mit Leuten von Ruf und hoher Stellung trat er (besonders während des Wiener-Congresses) in engern Verkehr, so mit der Fürstin v. Schwarzenberg, mit Frau v. Wol-

zogen, mit Johann v. Müller, F. Leopold Stolberg, Tiedge, Karoline Pichler u. a. In der letzten Zeit seines Wiener-Aufenthalts schrieb er ein „Taschenbuch für Jünglinge höherer Stände“, eine Sammlung von Bemerkungen, Lehren und Ansichten für „Jünglinge, die bestimmt sind, einst in der großen Welt zu leben“. Den Geist, in welchem es geschrieben ist, bezeichnen die Stellen: „Anfang, Mittel und Ende sei dir das Ewige, Heilige, Göttliche. Behalte es jeden Tag, dein ganzes Leben hindurch im Auge, wer du seiest und wohin deine ganze Bestimmung gehe, und verschwende dein Leben nicht nach dem Wahn und der Thorheit der Menge!“ — „Möge immerhin die Zeit deinen Namen auslöschen, dir kann das Verdienst, Gutes gethan zu haben, nicht geraubt werden“. — „Den Geist der christlichen Religion findest du am reinsten und besten in den Büchern des neuen Testaments. Hältst du dich im Glauben und Leben an sie, so wirst du wohl fahren“.

Nach 14 Jahren Hauslehrerleben's, kehrte Büel 1817 in seine Heimat zurück und nahm in Zürich seinen bleibenden Wohnsitz. Hier verflossen ihm im Umgang mit edlen Freunden, wie z. B. David Heß, die Jahre des herannahenden Alters in litterarischer Muße; hier lieferte er auch etwa einen Beitrag in die „Alpenrosen“ (Jahrgang 1818 und 19) und unterhielt mit entfernten Freunden brieflichen Verkehr. Erst 1829 zog er sich in seine Vaterstadt Stein zurück; so war es ihm beschieden, an der Stätte seiner Jugend zu sterben (7. Oktober 1830). Die Schulen von Hemishofen und Stein bedachte er mit Vergabungen, und eine beträchtliche Summe bestimmte er zu einem Familienfonds, aus dem hauptsächlich Jünglinge, die sich den Studien widmen, aber auch solche, die einen andern Beruf erlernen, unterstützt werden sollten. Nach des Stifters ausdrücklichem Wunsch sollte jährlich bei der Rechnungsabnahme ein Familienmahl gehalten, sein Bild im Versammlungszimmer aufgehängt und das erste Glas auf sein Andenken und auf das Wohl der Familie getrunken werden.

Bei einem Rückblick auf Büels Leben kann man sich des Bedauerns nicht erwehren, daß der Mann von so klarer Einsicht in die Bedürfnisse der Zeit nicht der vaterländischen Volksschule seine volle Kraft gewidmet. Jedenfalls wären ihm trotz all des Unkrauts, das hier mühsam auszurotten war, in diesem Garten mehr Rosen erblüht, als dort in dem gräflichen Hause, wo er eine Reihe der schönsten Lebensjahre einer fast unlösbaren Aufgabe opferte. Immerhin nimmt er eine ehrenvolle Stelle ein unter den Männern, die an der Wiege der neuen Volksschule standen und mit Rath und That bei ihrer Begründung redlich mitwirkten.

F. Zehender.

Christoph Jezler.

1734—1791.

[Quellen: (C. Stockar, Diakon) Christoph Jezler von Schaffhausen. Eine Neujahrsgabe zum Besten des Waisenhauses in Schaffhausen 1849. — Plan zu einem Waisenhaus. Vorschläge zur Ausführung 1779.]

Neben den beiden genannten Schaffhausern gebührt noch einem dritten eine Stelle, der, weniger harmonisch angelegt als jene, mit catonisch strengem Charakter und einer nicht geringen Dosis Eigensinn ausgestattet, in seiner Vaterstadt einer Idee Bahn brechen wollte, die schon in= und außerhalb der Schweiz im 17. und 18. Jahrhundert verwirklicht worden war, der Idee einer ächt menschenfreundlichen Erziehung der verwaisten und verwahrlosten Kinder. Christoph Jezler, eines Kürschners Sohn, hatte nach Erlernung des Kürschnerhandwerks einem innern Triebe folgend sich dem Studium der Mathematik und ihrer Anwendung auf das Bauwesen gewidmet und war von seinen Studien in Berlin, wo sich besonders auch Professor G. Sulzer seiner angenommen, 1765 in seine Vaterstadt zurückgekehrt, in welcher ihm bald das Amt eines Stadtbaumeisters übertragen wurde. Beim Antritt der Stelle hatte er, wohlbekannt mit den vielen Mißbräuchen und Unterschleifen, die bei städtischen Bauten vorkamen, erklärt, als Stadtbaumeister keinen Freund kennen zu wollen als sein Vaterland, um gegen alle Uebelstände desto entschlossener zu Felde ziehen zu können. Die Folge war, daß der unbestechlich pflichttreue Mann sich nach dreijährigem Wirken genöthigt sah, seine Stelle niederzulegen. Von erlittener Unbill erholte er sich auf einer zweijährigen Reise, die ihn nach der französischen Schweiz, nach Paris, London und über Holland nach Schaffhausen zurückführte. Aufs neue bot er uneigennützig der Vaterstadt seine Dienste an. Da er mit seltenem Freimuth die unerhörten Verschleuderungen des Ertrages der schönen Forsten seiner Heimat ans Licht gezogen hatte, wurde ihm 1774 das Amt eines Forstmeisters oder „Holzherrn" der Stadt Schaffhausen übertragen. Auch da griff er energisch ein, wo's Mißbräuche zu bekämpfen gab, und es fehlte ihm nicht an bittern Erfahrungen; gleichzeitig ernannte man ihn zum Professor der Mathematik am Collegium humanitatis, in welcher Stellung er neben der Liebe zu seiner Wissenschaft seinen Schülern einen feurigen Patriotismus einzupflanzen suchte. Im Jahr 1776 sehn wir ihn wieder eine Reise nach Wien und Berlin unternehmen, und hier tauchte in ihm der erste Gedanke an eine gemeinnützige Schöpfung auf, die er in seiner Vaterstadt ins Leben rufen wollte. In Wien besuchte er neben andern öffentlichen Anstalten auch das von Pater Parhammer trefflich geleitete Waisen=

haus, und beim Anblick der reinlichen und wohlgeordneten Räume, in welchen hier die Waisen zu tüchtigen Menschen erzogen wurden, tauchte der Gedanke in seiner Seele auf, der Waisenerziehung in seiner Vaterstadt einen Theil seines Vermögens und die Kraft seines noch übrigen Lebens zu opfern. Erst trug er diese Idee noch als Geheimniß mit sich herum, aber sie erfüllte seine ganze Seele. Einem Freunde gegenüber deutet er in einem Briefe diese eigenthümliche Schwärmerei an, der er sich im Stillen damals überließ. Man werde ihn vielleicht fragen: „Sind Sie verliebt? Haben Sie ein Mädchen? — Geduld, kann man denn in nichts als Mädchen verliebt sein?"

In der That war in Schaffhausen Grund genug vorhanden, für die Waisenerziehung besser zu sorgen, als es damals geschah. Während eine kleine, in Francke's Geist am Anfang des vorigen Jahrhunderts gestiftete Anstalt eine beschränkte Zahl von verwahrlosten Mädchen erzog, lag die eigentliche Waisenerziehung völlig im Argen. In einem dumpfigen Gebäude, dem sogenannten „alten Spital", wurden die der öffentlichen Versorgung anheimgefallenen Waisen kümmerlich genährt und gekleidet und wuchsen ohne gehörigen Unterricht und ohne sittliche Zucht heran. Was an ihrer Verköstigung erspart werden konnte, kam in die Taschen des „Hausvaters" oder der „Hausmutter", und bei ihren beschränkten Rationen sahen sich die Knaben oft darauf angewiesen, in der Stadt herum durch Bettelei oder Diebstahl die Forderungen des Magens zu befriedigen. — Das gieng Jezler ans Herz, und im September 1778 trat er mit einem fertigen Plan vor den Rath seiner Vaterstadt. Er erbot sich, die Summe von 10,000 Gulden (etwa $^2/_3$ seines Vermögens) der Sorge für die Waisen zu opfern, für ein zweckmäßiges Gebäude den Plan auszuarbeiten, den Bau selbst zu leiten und nach Vollendung desselben die Direction zu übernehmen, freilich unter der Zusicherung voller Freiheit in Betreff der Grundsätze, nach welchen er die Anstalt leiten wollte. Nie dürfe mit der Direction ein Einkommen verbunden sein, nie dürfe ein im Waisenhaus erzogener Knabe angeworbener Soldat oder Bedienter eines reichen Herrn werden. „Ach es ist", so schließt er sein Schreiben, „um armer Waisenkinder zeitlich und ewig Heil zu thun. Beweglicheres und Herzbringenderes kann man doch für ein christliches Gemüth nichts sagen. — Eine höhere Kraft versichert meine Seele, daß das Seufzen armer, verlassener Waisen und das Gebet gottseliger Herzen für sie von Gott erhört sei." — Diese Sprache und noch mehr das Beispiel dieses edlen Opfersinns wirkte; Rathsherrn und Bürger erklärten dem hochherzigen Geber ihren Dank; Vermächtnisse und Beiträge von nah und fern vermehrten die ausgesetzte Summe, und für das neue Waisenhaus wurde ein schöner Bauplatz am Rhein angewiesen.

Für den Zweck dieser Schrift ist es von Werth, die Grundsätze kennen zu lernen, die er in seinem „Erziehungsplan für die Waisenkinder“ niederlegte. Im Gegensatz zu dem schlimmen Zustand, in welchem sich die Bürgerschule der Stadt befand, deren Lehrstellen durchs Loos vergeben wurden, zeichnet er sein Ideal einer guten Waisenerziehung mit folgenden Zügen: „Die Waisenknaben möchte ich zu guten Bürgern erziehn und ihnen also Geschicklichkeit in die Hände, Wissenschaft in den Kopf und Rechtschaffenheit ins Herz bringen. Deswegen müssen sie nicht blos wie sonst hier die gemeinen armen Bürgerknaben geschult werden. Sie sollen solider in der Religion unterrichtet werden, sollen Zeichnen, Französisch lernen, in den leichtern Hauptlehren der Mathematik, Physik, Geographie, Historie und Oekonomie Unterricht empfangen; und dann soll jeder ein Handwerk lernen, nicht eben das, so sein Vater getrieben, sondern das, wozu er Fähigkeit und Neigung hat. — Um das Geschick der Hände erforschen zu können, etablire ich eine Werkstatt, darin eine Hobelbank, Drehbank, Schneidstuhl, Schraubstock mit den übrigen dazu gehörigen Werkzeugen stehn werden. Verschiedene Modelle werde ich anschaffen, und bei Zeigung derselben und dem Discurs hoffe ich merken zu können, welche Knaben zu Maurern, Zimmerleuten, Schmieden ꝛc. Neigung zeigen. Diese will ich dann auf dergleichen Werkplätze führen und wol beachten, wie sie sich dabei betragen. Wenn ich mich nicht sehr irre, hoffe ich hiebei die Fähigkeiten und Neigungen sattsam prüfen zu können, und was diesem entspricht, werde ich dann für einen Jeden wählen.“

Aber daß, was mit warmem Herzen erfaßt und idealem Sinn ausgedacht wurde, vielfach mit dem engherzigen Sinn der Menschen, mit Eigennutz und Schlendrian zu kämpfen hat, eh' es freudig ins Leben treten kann, hatte der treffliche Mann zur Genüge zu erfahren. Zwei Jahre vergiengen, bis der Bau beginnen konnte, durch elf lange Jahre zog er sich hin, Dank all den Hindernissen, welche der Neid und die Selbstsucht der Bürgerschaft in den Weg legten, und als nun endlich 1788 der Bau so weit gediehen war, daß der Einzug hätte stattfinden können, entstanden Zerwürfnisse über die Statuten der Anstalt, die dem Rath nicht gefielen, weil Jezler dem Director eine freiere Stellung wahren wollte. Es kam bis zu heftigen Auftritten, und mit blutendem Herzen gab der gekränkte Mann zuletzt seine Resignation ein (1791). Auf einem andern Fuß, als er von Anfang an erklärt, heißt es darin, könne er die Anstalt nicht leiten. „Mein Kopf, mein Herz, meine ganze Natur müßte geändert werden — und das kann nicht sein, ich bin nun, wie ich bin. So wenig Stahl wie Blei oder Stein wie Wachs behandelt werden kann, so wenig bin ich zu ändern.“ — So leistete er Verzicht auf die Verwirklichung des schönen Ideals, das er so lang unter Sorgen und Kämpfen im Herzen getragen. Die letzten Verhandlungen über

die Leitung der Anstalt hatten ihm sogar ein zweimaliges hochobrigkeitliches Mißfallen eingebracht, kein Wunder, daß ihn bisweilen Schmerz und Unmuth beinahe überwältigten. Freilich giebt er zu, daß auch Fehler auf seiner Seite vorgekommen; ein melancholisch-cholerischer Mann, sagt er, ein sonderbarer Mann hat mehr Reiz zu Fehlern als andre. Doch schließt er in wehmüthiger Selbstüberwindung sein letztes Schreiben an den Rath mit den Worten: „Alles, was Sie beim Waisenhause vornehmen, wolle der Allmächtige leiten und segnen, daß es gut gehe, so wird der mir immer traurige Gedanke, daß ich nicht dabei habe gebraucht werden können, dadurch gemildert werden, daß ich doch diese nöthigste Sache veranlaßt".

Und doch konnte er von seinem Lieblingsgedanken nicht lassen. Aber da nun einmal die Vaterstadt seine persönliche Hülfe verschmäht hatte, wollte er den Staub von seinen Füßen schütteln und irgendwo auf dem Gebiete der Brüdergemeinde, mit der ein Onkel ihn bekannt gemacht, aufs neue zum Besten der Waisen freiwillige Dienste thun. Doch war es im höhern Rath anders beschlossen. Mit dem Plan beschäftigt, nach Deutschland zu ziehn, wollte er noch einmal den Alpen des Appenzellerlandes einen Besuch abstatten, machte sich am 25. August 1791 dorthin auf den Weg und verließ am Morgen des 1. September, mit einigen physikalischen Instrumenten beladen, den „Hecht" von Appenzell, um den hohen Mesmer zu besteigen. „Ich will hingehen und auf den Höhen der Berge Gott anbeten" — hatte er beim Abschied gesagt. Er kehrte nicht zurück. Die Höhe hatte er erreicht; im Heruntersteigen muß er in Folge eines Fehltritts in die Tiefe gestürzt sein; erst am 14. September fand man seinen Leichnam mit zerschmetteter Hirnschale in der Tiefe. Innerrhoden verweigerte dem Protestanten ein ehrliches Begräbniß; doch ein Verwandter ließ seine sterblichen Reste aus dem Winkel, der für die Hingerichteten bestimmt war, wieder ausgraben und auf dem Friedhof von Gais unter großer Theilnahme der Bevölkerung in geweihter Erde bestatten.

Ein Mann des Kampfes war in ihm hingeschieden, ein stahlharter Charakter, gleich streng gegen sich selbst wie gegen seine Mitmenschen, jenen seltenen Naturen beizuzählen, die in dunkler Zeit für eine von Ernst und Liebe getragene Jugenderziehung Gut und Blut einzusetzen im Stande waren.

F. Zehender.

Felix Waser.

1722—1799.

[Quellen: Wasers Schriften: Sammlung einiger Predigten, Zürich 1781; Wasers Schul- und Hausbüchlein, St. Gallen 1769, Zürich 1805; Etwas Angenehmes und Nützliches, auch für den gemeinsten Mann, Zürich 1783. — Holzhalb, Supplement zu Leu's helvet. Lexicon, Bd. VI, S. 302. — Lutz, moderne Biographien, Lichtensteig 1826.]

Unter den Schulbüchern, die vor 1830 in den Volksschulen in häufigem Gebrauche standen, findet sich in der Ostschweiz das „Waserbüchlein" als eines der meistgenannten.

Der Verfasser desselben ist Felix Waser, geb. 1722 zu Veltheim, wo sein Vater, Bürger von Zürich, Pfarrer war. Er studirte Theologie, kam dann eine Zeit lang als Hauslehrer nach Wimmis, Kanton Bern, wurde 1749 Diakon zu Bischofszell, 1762 Pfarrer und starb daselbst im Frühling 1799.

Die litterarischen Veröffentlichungen Wasers beschränken sich auf Predigten und religiös-pädagogische Schriften. Von diesen letztern hat seine frühste Schrift, das „Schul- und Hausbüchlein", insgemein „Waserbüchlein" genannt, die weitgehendste Anerkennung erhalten und es verdient dieselbe auch. Schon 1680 war von einem Amtsvorfahr Wasers in Bischofszell ein solches Büchlein ausgegeben worden. Als nun Waser die Bearbeitung einer neuen Auflage zufiel, behielt er zwar die allgemeine Eintheilung desselben bei, gestaltete aber den Inhalt in dem Bestreben, seine Pfarrjugend in vernünftiger Religiosität zu fördern, derart um, daß es nach des Verfassers eignem Vorwort, „nicht mehr das vorige Büchlein kann genannt werden".

Die Rubriken des Büchleins (192 Seiten Duodez) sind 1. Gebete. 2. Geistliche Lieder. 3. Psalmen. 4. Lehrreiche Sprüche der hl. Schrift, sammt einem Anhange von Festliedern. Die Ausführung ist derart, daß sie noch jetzt in der Hauptsache für Jugendschriften, die die sittliche Entwicklung des Kindes auf religiöser Grundlage aufbauen wollen, als mustergültig betrachtet werden kann. Besonders hübsch ist die Auswahl der Lieder; es sind ausschließlich solche, die zum kindlichen Gemüthe allgemein verständlich sprechen; den Schluß desselben bildet das bekannte: „Üb' immer Treu und Redlichkeit". Eine durchaus praktische Frömmigkeit weht durch das Ganze; dogmatische Liebhabereien, süßliches Geschwätz finden hier keinen Platz. Wo einzelne Ausdrücke der Lieder oder Schriftsteller für die kindliche Anschauung Schwierigkeiten darbieten, sind ganz kurze Erläuterungen unter den Text gesetzt.

Dieselbe praktische Frömmigkeit und das nämliche pädagogische Interesse tritt uns auch aus der „Sammlung einiger Predigten" entgegen. Wie stark dieses letztere gelegentlich in den Vordergrund tritt, dafür möge ein Beispiel als Beleg dienen. Die 22. Predigt nimmt als Text Phil. 3, 1: „daß ich euch einerlei schreibe, verdrießt mich zwar nicht, euch aber macht es desto sicherer" und führt nun in den beiden Hauptheilen aus: „zuerst die vor einem Jahre schon, ja schon so oft vorgestellte Pflicht der Eltern, ihre Kinder fleißig zur Schule zu schicken und sie dasjenige lernen zu lassen, was ihnen einmal unaussprechlich nützlich sein kann; zweitens, wie man die Winterszeit überhaupt und die Winterabende insonderheit so nützlich zubringen könne und solle".

Eine weitere Schrift „Unterredungen über einige wichtige Wahrheiten der natürlichen Religion zum Unterrichte für einstudirte und junge Leute" (1782) zeichnet sich dadurch aus, daß das in Unterricht genommene Kind die fragende Person ist, die nun mit vieler Natürlichkeit ihre Gelehrigkeit und Wißbegierde an den Tag legt — eine pädagogische Wendung der Gesprächsform solcher Unterredungen, die damals noch selten war.

Endlich gab Waser 1783 noch ein Lesebuch heraus, das den Titel trägt: „Etwas Angenehmes und Nützliches auch für den gemeinsten Mann und insonderheit für die Gemeinen und Repetirschulen auf dem Land". Der Verfasser tritt darin als Erzähler auf und reiht in 168 Stücken von ungleicher Ausdehnung Beispiele sittlicher Anregung. Der Gang ist sehr durchsichtig. Zuerst kommen zwei zusammenhängende Charakterbilder, eines Mannes (Gellert) und einer Frau (M. Misler); daran schließen sich einzelne Bilder allgemein menschlicher Lebensverhältnisse. Daraufhin werden die Haupttugenden in Exempeln vorgeführt. Nun folgt eine weitere Gruppe, bei der die Helden der Reihe nach verschiednen Ständen angehören, um nahe zu legen, daß kein Stand solcher Tugenden entbehre oder entbehren könne, und den Abschluß bildet, wieder in zusammenhängender Erklärung, das Capitel von den „wackern Landleuten und Bauern", das in einer populären Biographie Kleinjoggs gipfelt. In einer „Nacherinnerung" faßt alsdann Waser das Gelesene mit der Nutzanwendung für die eigene Lebensführung zusammen. In den Erzählungen wechseln Begebenheiten der jüngsten Vergangenheit mit solchen aus der alten Zeit; das classische Alterthum, der Islam und der edelherzige Wilde, liefern ebensowol Beispiele als das Christenthum; durch das Ganze zieht sich ein ungemein herzlicher väterlicher Ton, dem jeder Fanatismus fern und das alleinige Ziel die sittliche Veredlung der Leser, beziehungsweise der Jugend ist; die Sprache ist kindlich aber nicht kindisch, und sichtlich tritt in der Auswahl und in Anmerkungen das Bestreben hervor, mit der sittlichen Belehrung die Verbreitung von Realkenntnissen zu

verbinden. So stellt sich auch diese Schrift dem Besten zur Seite, was die Aufklärungszeit an Jugendschriften geleistet und trägt dazu bei, das Andenken des anspruchslosen Mannes, dessen Verdienst sie ist, auch spätern Geschlechtern lieb zu machen.

O. Hz.

Joseph Ignaz Zimmermann.

1737—1797.

[Quellen: Zimmermanns Schriften. — Jos. Aebi, Kurze Geschichte der Lehranstalt Luzern, Programm 1856. — Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer, S. 593.]

Das Bestreben zur Verbesserung der Erziehung und des höheren und niederen Schulwesens, wie es sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts geltend macht, hat in der katholischen Schweiz wol kaum einen Repräsentanten aufzuweisen, der sich in Bezug auf die allgemeinste Anerkennung und Verehrung von Seite seiner Zeitgenossen neben den Exjesuiten P. Zimmermann stellen kann, einen Mann, ausgezeichnet durch Liebenswürdigkeit des Charakters und durch begeistertes, hingebendes Wirken.

Joseph Ignaz Zimmermann ist am 15. Oktober 1737 im Dörflein Schenkon am Sempachersee geboren, der Sohn wohlhabender, braver Landleute. Wie sein älterer Bruder Franz Joseph empfieng er seine Gymnasialbildung am Jesuiten-Collegium in Luzern. Schon im 18. Lebensjahre nach Vollendung des philosophischen Curses trat Zimmermann zu Landsberg in Baiern 1755 in den Jesuitenorden; in Alt-Oetting vollendete er seine vorbereitenden Studien, in Eichstädt wurde er 1765 zum Priester geweiht. Seine erste Wirksamkeit fand der junge Professor am Collegium in Solothurn, wo er im Herbste 1766 am Obergymnasium Rhetorik lehrte und während drei Jahren sich solche Anerkennung errang, daß er, im Herbste 1769 nach München berufen, schon nach einem Jahre für Solothurn zurückverlangt und wieder dorthin versetzt wurde. In Solothurn entfaltete Zimmermann mit jugendlichem Eifer sein reiches geistiges Leben. Durch classische Studien gebildet und auf dieser Grundlage in seiner gesammten Lehrthätigkeit fußend, verband er damit eine besondere Vorliebe für die damals vielfach gering geachtete deutsche Sprache und die neu auflebende deutsche Litteratur, und ganz seiner Schule lebend, wußte er seinen Schülern seine schöne Begeisterung für diese Schätze des Alterthums und der Neuzeit einzuflößen. Ein erstes Ergebniß seiner Bemühungen sind die „Briefe für Knaben von einer kleinen Sittenakademie“ und die Zugabe „Praktische Anleitung zum Briefschreiben“ (Solothurn 1772). In der Vorrede erzählt Zimmermann, wie

während seiner ersten Anwesenheit in Solothurn seine Schüler unter sich „einen recht edlen Schweizerbund“ geschlossen und wie er sie später mit seinen Münchner Schülern in Verbindung gebracht und dadurch eine „kleine Sittenakademie“ gegründet habe, welcher er für ihren Briefwechsel eine bestimmte Aufgabe stellte. „Seine lieben Schüler sollten selbst zu Sittenlehrern werden und sich gegenseitig unterweisen“; das Ergebniß gestaltete dann Zimmermann, mit Benützung von Gellerts freundschaftlichen Briefen, zu einem „Sittenromane“ für die Jugend in Briefen. Unter den schweizerischen „Sittenakademikern“ nennen wir die späteren Solothurner Professoren Franz Xaver Bock und Joseph Wirz, unter den Baiern Johann Michael Sailer, den so mild und segensreich wirkenden Professor der Theologie und nachherigen Bischof von Regensburg. Zimmermann setzt diese die Jugend geistig und sittlich anregende litterarische Thätigkeit fort in seinen „Freundschaftlichen Musen (Solothurn 1773)“; es sind aus dem Französischen übersetzte Reden des Jesuiten P. Boudory über die Jugendfehler und Gedichte seines Freundes Franz Regis Krauer und seiner Schüler.

In Solothurn auch ward Zimmermann angeregt zu seinen dramatischen Dichtungen für Jugend und Volk. Er kam in Verbindung mit dem durch Gründung der Stadtbibliothek, der ökonomischen Gesellschaft, des Solothurner Kalenders vielverdienten Caplan und Cantor Franz Jakob Hermann (1717—1786) und dem nachherigen Schultheißen Karl Stephan Glutz (1731—1795), Dichter des „Wengiliedes“ in Solothurner Mundart und 1767 Präsident der helvetischen Gesellschaft. Durch den erstern, den Verfasser des Drama „Das Großmüthig- und Befreyte Solothurn (Solothurn 1755)“, empfieng Zimmermann Anstoß zu seinen vaterländischen Schauspielen; Schultheiß Glutz überließ sein „christliches Trauerspiel Urs und Victor oder die Thebäer“ zur Ueberarbeitung für die Aufführung auf dem Jugendtheater (1772) dem jungen Professor der Rhetorik. Schon 1767 hatte dieser mit seinen Schülern die erste deutsche „Schulkomödie“ aufgeführt, während früher nur die lateinische Geltung hatte. Zimmermann war in Solothurn so lieb geworden, daß nach Aufhebung des Jesuitenordens der Rath ihn trotz seiner Berufung nach Luzern nicht fortlassen wollte und nur nachgeben mußte, da die Luzerner ihn als Bürger des Kantons heimforderten.

In Luzern setzte der würdige Mann vom 1. November 1774 als Professor der beiden Classen der Rhetorik, abwechselnd mit seinem ehemaligen Ordensgenossen Franz Regis Krauer (1739—1806), seine segensreiche Thätigkeit fort. Beide Männer wirkten gemeinschaftlich neben ihren Bemühungen für die lateinische namentlich für die Hebung der deutschen Sprache und haben sich dadurch große Verdienste um die höheren Lehranstalten der katholischen Schweiz erworben. Beide Männer suchten ferner durch ihre dramatischen Bearbeitungen

aus der Schweizergeschichte bei der studirenden Jugend vaterländische Gesinnung zu wecken und zu fördern, und es ist merkwürdig, daß es gerade zwei Exjesuiten sind, welche in der Schweiz mit warmer Vaterlandsliebe zuerst wieder diese Bahn betraten. Zimmermann beginnt seine litterarische Laufbahn mit dem biblischen Trauerspiele Isaak (Zug 1769) und bearbeitet dann mehrere Theaterstücke, deren Stoff nach dem Geschmacke der Zeit aus der biblischen oder antiken Geschichte entnommen sind (Bruderliebe oder der verzeihende Joseph, Kain und Abel, ein Singspiel nach Geßner, Britannicus nach Racine u. A.) und die nicht gedruckt wurden. Nach Aufhebung des Jesuitenordens folgen rasch auf einander seine vaterländischen Schauspiele Wilhelm Tell (Basel 1777), Petermann von Gundoldingen oder die Sempacherschlacht (1779), Nikolaus von Flüe oder die gerettete Eidsgenossenschaft (1781), Erlachs Tod (1790), denen noch andere mehr moralische Jugendschauspiele (Sieg der Religion 1783, der Oheim 1784, der verlorne Sohn 1787, Benoni oder Verbrechen und Gnade 1793) zur Seite stehen.

In Luzern war Zimmermann mit hingebendem Eifer und schönem Erfolge für Mädchenerziehung thätig. Er erhob die Töchterschule im Kloster der Ursulinerinnen zu einer Musterschule, aus welcher, nach Fäsi's Zeugniß in seiner schweizerischen Staatskunde, Leonhard Usteri in Zürich wahrscheinlich die Idee seiner Töchterschule geschöpft hat. Die beiden Männer standen in regem geistigen Verkehr. Zimmermann widmet „Meinem Freunde, Herrn Professor Usteri, Stifter der Töchterschule in Zürich, zum dankbaren Andenken" seine vorzüglichste Schrift „Die Junge Haushälterin, ein Buch für Mütter und Töchter (3 Bände, Luzern 1785)", das bis ins Jahr 1825 wiederholt neue Auflagen erlebte. Der Zweck des Verfassers ist die Erziehung der weiblichen Jugend für die Häuslichkeit, gegenüber der schalen Modeerziehung seiner Zeit. Gleich Pestalozzi, spricht er den Satz aus: „Gute Töchter werden gute Mütter. Man soll für gute Mütter sorgen, wenn man einst gute, in jedem Fache nützliche Bürger haben will." Gleich Chorherr Gugger von Solothurn legt er das Hauptgewicht auf Erziehung für das Hauswesen: „Geschmack an Ordnung, Sparsamkeit und Hauswirthschaft, aufrichtige Liebe zum Arbeiten, Ekel an Ueppigkeit und einem weichlichen Leben, diese Eigenschaften empfehlen eine Tochter und versprechen eine brave christliche Hausmutter". Aber Zimmermann ist kein Theoretiker wie der Solothurner Chorherr und schreibt sein Buch nicht sowol für Töchter der höheren Stände, als für Bürgerfamilien. Er geht ins Detail des Hauswesens ein und giebt in bunter Reihenfolge praktische Vorschriften über das häusliche Gebet, über Unterricht und Erziehung, Haus- und Gartenarbeit, Kochkunst und Wäsche, „Aufbewahrung und Erhaltung des Leinenzeuges, Nadel und Scheere, Fürtücher und Katechismus für Mägde, Schwieger-

mütter und Kindsmägde, Hausmittel wider die Kniffe der Handwerker, Mädchenkostschulen außerhalb Landes“ ꝛc. ꝛc. in lebendiger, volksthümlicher Weise. In der Form hält er sich an ein Motto aus Fenelons Abhandlung über die Erziehung der Töchter: „Je weniger man sich beim Unterricht des sonst gebräuchlichen Lehrtones bedient, desto mehr wird man fruchten. Man kann in freundschaftlichen Gesprächen zarten Herzen unzählige gute Lehrstücke einflößen, die viel nützlicher sind als schulmeisterlicher Unterricht“. So ist Zimmermann's junge Haushälterin ein häusliches dramatisches Gemälde, die Belehrung geschieht in Gesprächsform und wird gewürzt durch drei häusliche Schauspiele für ein Mädchentheater. Das Buch ist anerkannt für seine Zeit ein vortreffliches und in Inhalt, Darstellung und Sprache ein pädagogisches Volksbuch, wie damalige Beurtheiler sich aussprechen, „das erste und einzige in seiner Art“. Zum gleichen Zwecke schrieb Zimmermann „Die Kosttochter“, ferner eine „Vorbereitung zur französischen Sprache für junge Töchter“ und seinen bis in die erste Hälfte unsers Jahrhunderts als Schulbuch vielgebrauchten „Auszug der heiligen Geschichte“, für seine Gymnasialschüler „Der deutsche Lateiner, — Der lateinische Lateiner“.

Doch die mannigfaltigen Arbeiten erschöpften viel zu früh die Kräfte des trefflichen Mannes; er sah sich genöthigt, am 24. Mai 1795 einen vorläufigen Urlaub von seiner Professur zu nehmen, ohne zu ahnen, daß er ein bleibender sein werde. In Merischwanden, wo sein älterer Bruder Franz Joseph als Pfarrer wirkte, verbrachte Zimmermann still und gottergeben die zwei letzten Jahre seines Lebens; dort starb er am 9. Januar 1797, ein Mann, von dem Pfarrer Maurer von Schaffhausen sagt: „es sei unmöglich gewesen, wenn man ihn sah oder hörte, ihn nicht zu lieben“.

F. Fiala.

Leonhard Usteri.

1741—1789.

[Quellen: Leben und Charakterzüge Leonhard Usteri's; zürcherisches Neujahrsblatt (der Gesellschaft auf der Chorherrenstube) 1824. — Lutz, Nekrolog denkwürdiger Schweizer. Aarau 1812. S. 542. — R. Hanhart, Erzählungen aus der Schweizergeschichte Bd. IV, S. 496. — J. J. Holzhalb, Supplement zu Leu's Lexicon Bd. VI, S. 236.]

Die vorrevolutionären eidgenössischen Staatswesen besaßen, wie wir sahen, nicht von ferne die gleiche Kraft, die öffentlichen Hülfsmittel auf Bedürfnisse der Volkswohlfahrt zu concentriren, welche den modernen staatlichen

Organismen eigen ist. So bedurften sie der opferwilligen Privatthätigkeit für Aufgaben, die jetzt unangezweifelt Staatssache sind. Einer der Männer, die in der Erfüllung solcher Pflicht sich großes Verdienst um seine Vaterstadt erworben und für seine Zeit eine mustergültige Leistung aufzuweisen hat, ist Professor und Chorherr Leonhard Usteri von Zürich, der Vater des trefflichen Staatsraths und Bürgermeisters Usteri.

Geboren am 31. März 1741 erhielt Usteri eine treffliche häusliche Erziehung und absolvirte schon 1760 mit Auszeichnung die höheren Schulen seiner Vaterstadt. Zunächst begab er sich nun nach Italien und erwarb sich dort nicht nur ungewöhnliche Kunstkenntnisse, sondern auch die volle Hochachtung und innige Freundschaft des berühmten Winkelmann. Auf der Rückreise über Lyon und Paris besuchte er Jean Jacques Rousseau, dessen volle Zuneigung er sich, trotzdem Usteri dem geistlichen Stande angehörte, gewann; herzlicher und vertraulicher, sagt Usteris Biograph, mag sich Rousseau wol selten gegen irgend einen seiner vielen Correspondenten ausgesprochen haben, als er sich gegen Usteri aussprach: „Quoi, mon cher Usteri“, so schreibt er ihm 1763, „vous êtes homme d'Eglise et vous cédés dans la dispute? Ce trait seul me suffit et dit plus que tout le reste. Je vous voue une éstime et une amitié éternelle, et comptés que cela tiendra... Adieu homme vertueux. Je ne puis vous dire quelle impression m'ont faités vos dernières lettres. En voyant de prés le clergé protestant, j'avais appris à ne l'éstimer, que ce qu'il vaut. Je ferai une autre fois de jugemens plus restreints, car mon ami Usteri réhabilite bien la robe qu'il porte. Je vous embrasse.“

Nach zwei Jahren des Schwankens, in denen er historische Vorlesungen hielt und bisweilen predigte, ward er 1764 zum Professor am Carolinum gewählt und trat damit bleibend auf die Seite der Lehrthätigkeit, in der er von Stufe zu Stufe die damalige Reihenfolge der Professuren aufstieg, von 1773—88 die Lehrstelle für Mathematik, Logik und Rhetorik am untern Collegium bekleidete und wenige Monate vor seinem Tode die höchste Lehrstelle des Gymnasiums, die Professur der Theologie mit der Chorherrenwürde erhielt.

Usteri war ein Lehrer von Gottes Gnaden wie Steinbrüchel. Voraus zierte ihn die gewissenhafteste Pflichttreue, mittelst der er trotz seiner vielfachen andern Geschäfte — er war unter anderm auch Stadtbibliothekar — seinen Schülern in Vorbereitung und Unterrichtsertheilung vorangieng; seine umfassenden Kenntnisse liehen auch dem trockensten Stoff Interesse. Den Schülern gegenüber trat er mit Würde und einer eher zurückstoßenden Strenge auf; aber nach wenigen Monaten schon war bei jenen die Bangigkeit überwunden und mit der Liebe und dem Zutrauen, das sie ihm nun

entgegenbrachten, hielt sein eigenes herzliches Entgegenkommen Schritt, so daß eine Reihe seiner besten Schüler während der Universitätsstudien mit ihm in Correspondenz traten und sich mit ihm über die wichtigern Angelegenheiten ihres Lebens und ihrer Studien beriethen. Einzelne Briefe Usteris, die von seinem Biographen in die Darstellung seines Lebens verflochten worden sind, zeigen die ganze Innigkeit und Weisheit eines wahrhaft väterlichen Freundes. „Unaussprechlich freut es mich", schrieb er einem befreundeten Professor in Halle, „was Sie mir von unsern jungen Zürchern sagen. Mein Herz hängt an diesen Jünglingen, wie an meinen eigenen Söhnen".

Auch der Schulreform der Siebzigerjahre widmete er mit Breitinger und Steinbrüchel seine rastlose Thätigkeit; und seiner Feder entstammte die eingehende „Nachricht von den neuen Schulanstalten in Zürich", in der das Publicum von der verbesserten Organisation mit der Durchführung der Reform 1773 gleichzeitig ausführliche Kunde erhielt.

Aber eben diese staatliche Reform zeigte eine bedenkliche Lücke. Für die Bildung der Mädchen war so gut wie nicht gesorgt. Wenn sie mit den Anfängen des Lesens und Schreibens aus den „Hausschulen", den damaligen Elementarschulen, in denen sie neben den Knaben auf den Schulbänken gesessen, im 8. Lebensjahr austraten, so war, abgesehen vom Religionsunterricht, die staatliche Fürsorge für ihre Bildung zum Abschluß gelangt. Noch im nämlichen Jahr eröffnete daher Usteri eine Privatsubscription für Begründung einer Töchterschule, deren Endzweck er in seinem Vorschlag zu einem öffentlichen Unterricht für die Töchter dahin bestimmte, „nicht gelehrte und galante Frauenzimmer, sondern verständige Töchter zu bilden, die einst als Hausmütter einer Haushaltung wohl vorstehen, als Ehefrauen die Angelegenheiten ihrer Männer, soweit es ihnen zukäme, verständig besorgen und als wohlunterrichtete Mütter sich eine vernünftige und christliche Erziehung ihrer Kinder selbst angelegen sein lassen und zum Unterrichte derselben das Ihrige beitragen könnten". Als Eintrittsalter ward das 12. Altersjahr unbedingt gefordert; es klingt wie eine Uebertragung der Rousseau'schen Ideen in die Praxis, wenn Usteri diese Einrichtung folgendermaßen begründet: „So groß ist der Nachtheil eines zu frühen Unterrichts, daß man mit viel weniger Nachtheil bei Ausweichung dieser Gefahr auf die andere Seite sich etwas zu weit lenkt. Ich besorge, es werde hierin in gar vielen Stücken des Unterrichtes gefehlt, indem man die Kinder geschickt machen will, ehe sie die Fähigkeit dazu haben und sie mit Dingen beschäftigt, die wahrlich für ihre Fassungskraft gar nicht gemacht sind, wenn schon oft große Leute damit kindisch umgehen, um sie Kindern annehmlich zu machen. — Der Nachtheil einer voreiligen Erziehung wäre noch gering, wenn nur die aufgewandte Zeit dabei verloren gienge. Allein das ist noch nicht das Schlimmste; son-

dern was das Kind sich hat müssen vorzeigen lassen, womit es sich hat beschäftigen müssen, das glaubt es auch zu wissen; denn was Wissen ist, das kennt es noch nicht, das Gefühl noch nicht, das eine lebhaft und anschaulich erkannte Wahrheit erweckt, welches macht, daß die Seele sich um eine Stufe höher fühlt, in sich selbst eine höhere Kraft und Würde anerkennt, ein Gefühl, das in dem Auge des bescheidenen Mädchens wie des feurigen Jünglings funkelt und über ihr Antlitz den Ausdruck der reinsten in sich gekehrten Freude verbreitet".

Die Töchterschule war ursprünglich nur auf eine Classe berechnet. Der Unterricht umfaßte: Lesen, verbunden mit Rechenschaft über das Gelesene; Schreiben und häusliche Buchführung; Rechnen bis und mit der Regel de tri. Die Schule machte sichs zur strengen Pflicht, nicht in ihren Pflichtanforderungen diejenigen, die das häusliche Leben an die Schülerinnen stellte, zurückzudrängen; die Schülerinnen sollten schon während der Schulzeit erfahren, daß die häuslichen Pflichten ihr erstes und höchstes, alles Uebrige nur Bildungsmittel zu besserer Befähigung für jene sein dürfe. Es gelang Usteri, in Susanna Goßweiler [1] eine Lehrerin zu gewinnen, die nicht nur mit größter Pflichttreue ihre Aufgabe erfaßte, sondern auch vollständig in Usteris Anschauungen eingieng. Unter ihrer Leitung und bei Usteris Eifer — er besuchte die Schule wöchentlich zwei- und mehrmal und brachte ganze Abende mit der Lehrerin zu, um sich mit ihr über die Angelegenheiten des Instituts zu besprechen — gewann die Schule rasch an Zutrauen und Festigkeit. Sobald durch ihren Unterricht Schülerinnen zu Gehülfen vorbereitet waren, kamen eine zweite Classe und zwei Vorbereitungsclassen hinzu; schon 1777 besaß die Schule einen Capitalfonds von mehr als 2000 Gulden über die laufenden Ausgaben hinaus und 1789 10,000 Thaler. Auch die vornehmen Familien sandten ihre Töchter hin, und man bemerkte, daß in Folge davon das sonst sehr hervortretende Gefühl des Ständeunterschiedes innerhalb der Bürgerschaft wesentlich gemäßigt wurde. Selbst nach Außen wirkte die Schule anregend; nach ihrem Muster entstanden ähnliche Anstalten in Luzern [2]

[1] Susanna Goßweiler von Zürich, geboren 8. Dezember 1740, überlebte Usteri vier Jahre; sie starb nach neunzehnjähriger Wirksamkeit an der Töchterschule den 17. August 1793. Die verständige Art, in der sie ihre erzieherische Aufgabe erfaßte, tritt sehr hübsch in ihrem Brief an Prof. Usteri zu Tage, dessen Hauptinhalt in der Denkschrift auf Usteri S. 21 eingefügt ist. Sie war wol die erste Lehrerin in Zürich, der bei ihrem Tode die Ehre eines gedruckten Trauergesanges, „geweihet von ihren dankbaren Schülerinnen" (nebst biographischen Anzeigen), zu Theil wurde.

[2] Ob der Reform der Töchterschule der Ursulinerinnen in Luzern durch Zimmermann oder der Töchterschule Usteri's in Zürich die Priorität zukommt, ist nicht völlig klar; die beiden vorliegenden Biographien vertreten die entgegengesetzten Ansichten.

und Zug; die reformirten Städte suchten in Zürich gebildete Lehrerinnen zu erhalten.

Usteri faßte nun den Plan, an diese Töchterschule eine höhere Anstalt anzuschließen und arbeitete dafür einen Entwurf aus, in welchem Französisch, Geographie, Geschichte, deutsche Litteratur, Musik und Zeichnen als Fächer vorgesehen waren; aber der Tod ereilte ihn, bevor er Hand ans Werk legen konnte.

Wo irgend Erziehungsfragen auftauchten, da fühlte er die Pflicht, sich mit ihnen eingehend zu beschäftigen. Besonderes Interesse widmete er dem Taubstummenwesen und das Gutachten des zürcherischen Schulraths über den Streit zwischen dem Abbé de l'Epée und Heineke in Wien war dem Inhalte nach sein Werk. Auch das eigne Familienleben bot ihm pädagogische Anregung: zu seiner Privatorientirung entwarf er, nach den Ideen Rousseaus, Hufelands u. A. eine Schrift über die physische Erziehung der Kinder in den ersten Jahren, und widmete sich hernach der Erziehung derselben in hingebendster Weise. Als er noch in voller Manneskraft von einer tückischen Nervenkrankheit dahin gerafft wurde, war die Trauer eine allgemeine; eine Denkmünze wurde zur Erinnerung an ihn geschlagen; aber kräftiger als die Münze von Metall hielten das Andenken an ihn wach die Dankbarkeit seiner Schüler und Schülerinnen, die fortdauernde Blüthe der Töchterschule und die Tüchtigkeit seiner eigenen Söhne, deren einer nicht nur zur Zier seiner Vaterstadt, sondern der ganzen Eidgenossenschaft in des Vaters Sinn und Geist emporwuchs.

O. Hz.

Gründung und erste Entwicklung der Töchterschule in Aarau.

[Quellen: das Protokoll des Töchterinstitutes in Aarau.]

Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts regte sich in dem berner'schen Municipalstädtchen Aarau nach mehreren Richtungen hin ein lichtfreundlicher Geist. Es erhob sich die Bürgerschaft mit mannhafterer Freisinnigkeit als je zuvor gegen die Anmaßungen der regierenden Hauptstadt, so daß zuletzt (1798) ein förmlicher Bruch erfolgte. Von hier, wie gleichzeitig von der Landschaft

---

Der Leser mag aus Vergleichung der Jahreszahlen selbst sich ein Urtheil über die Wahrscheinlichkeit der beiden Annahmen bilden. Die in diesem Aufsatze geltend gemachte entstammt der unter den Quellen genannten Biographie Usteri's S. 23.

Basel, ergieng in der deutschen Schweiz der erste Anstoß zur helvetischen Revolution. Aber weit früher war bereits das Streben nach höherer Jugendbildung erwacht; Zeugniß davon gaben die Verbesserung der altherkömmlichen Lateinschule, aus der schon einzelne Männer von Bedeutung für Kirche und Staat hervorgiengen, ferner die Stiftung des ersten Cadettencorps in der Schweiz 1795, das Aufblühen des Rahn'schen Instituts und anderes mehr. Allein dies Alles galt vorerst nur der männlichen Jugend; die Bildung der Mädchen blieb lange vernachlässigt. Da vergabte im Jahre 1786 auf eine Anregung von Zürich her Frau Schultheißin Hunziker geb. Zollikofer die Summe von 4500 Gulden, wozu sie etwas später noch weitere 2000 Gulden hinzufügte, zur Gründung eines höhern „Töchterinstituts". Den 9. November 1787 ward die neue Anstalt mit einer Lehrerin und 20 Schülerinnen eröffnet. Schon nach Jahresfrist, nachdem das erste Examen „unter Thränen der Freude von manchen Anwesenden", wie es in der Aufzeichnung des Protokolls heißt, abgenommen war, erachtete man für nothwendig, zu den bisherigen Fächern auch noch die französische Sprache und weibliche Arbeiten auf den Lectionscatalog zu setzen; Erstere, „weil man hoffte, dadurch die Unkosten, ja vielleicht Sittenverderbniß, so die Absendung unserer Töchter nach der Waadt, Genf oder Colmar veranlaßt, wo nicht ganz, doch zum Theil zu ersparen"; Letztere, „weil die Geschicklichkeit im Arbeiten einen nicht geringen Theil des weiblichen Verdienstes ausmacht". Die Schülerinnen bezahlten einen monatlichen Beitrag von 2 Gulden, welcher in der Folge noch um etwas erhöht wurde, „weil man sonst nicht bestehen könne". Die ganze Anstalt ward in zwei Abtheilungen gesondert, von denen die eine die „deutsche", die andere die „französische" Schule hieß. — So gieng es 13 Jahre gedeihlich vorwärts; dann aber folgten die Revolution, die Mediation und die Restauration im Staatsleben, während welchen eine langjährige Unterbrechung eintrat. In dieser Zwischenzeit äufnete sich der Fond durch Zuschlag der Zinsen namhaft. Erst im Mai 1822 wurde der Unterricht auf den Wunsch des Sohnes der Stifterin[1], Hauptmann Emanuel Hunziker, wieder aufgenommen. Derselbe übergab im Jahre 1828 die Leitung der Anstalt einer eigenen Direction, deren Mitglieder fürderhin vom Stadtrathe von Aarau auf einen Doppelvorschlag der Direction zu ernennen waren. Im Uebrigen sollte das Töchterinstitut als eine „von öffentlichen Behörden unabhängige Privatstiftung" fortbestehen. Längere Zeit während dieser zweiten Periode begnügte man sich nur mit einer einzigen Lehrerin, welche nun auch noch im Rechnen und Zeichnen zu unterrichten hatte. — Von 1839 an wurden weitere Lehrkräfte beigezogen und der Kreis der Fächer

---

[1] Dieselbe war am 7. Februar 1794 in ihrem 85. Altersjahr gestorben.

aufs neue erweitert; und das jetzige „Töchterinstitut" in Aarau, mit dem 1873 ein Lehrerinnenseminar verbunden wurde, ist die geradlinige Fortsetzung der vor um 94 Jahren geschehenen Stiftung der Frau Schultheißin Hunziker.

E. Zschokke.

Die Förderung des Volksgesangs im 18. Jahrhundert.

[Quellen: Neujahrsheft der Zürcher Musikgesellschaft von Pfarrer L. Stierlin 1857, ferner die betreffenden Musikalien und eigene hymnologische Studien.]

Unter den neuen Lebensregungen, an denen das oft noch zu wenig gekannte und oft zu gering geschätzte 18. Jahrhundert keineswegs arm war, sind zu nennen die Bestrebungen im Volksgesange. Sie sind beides gewesen, kräftige Antriebe zur Förderung der Volksbildung, und wiederum edle Früchte der Fortschritte auf diesem Gebiete. Auch sie wuchsen auf im Boden des kirchlichen Lebens, welches so lange alle Bildung in seinem Schooße zusammengefaßt hatte. Unser Vaterland scheint in frühern Zeiten kaum einen Volksgesang von einiger Bedeutung besessen zu haben, das Leben unsrer Altvordern war zu arm und zu rauh, und das Volkslied vermochte nur seltene Blüthen zu treiben; eine derselben waren die Schlachtlieder. Dürfen wir uns wundern, wenn in dem neu erwachenden Leben, welches die Reformationskämpfe angefacht hatten, der Volksgesang, der in Deutschland den Liedern Luthers und seiner Freunde altbekannte Volksweisen zuwies, völlig als Psalmengesang auftrat? War ja nach streng reformirter Anschauung lange Zeit das Psalmlied, unmittelbar der Bibel entnommen, das einzig zulässige! Dieser Psalmengesang wurde für Tausende und Tausende die höchste Schule zunächst ihrer religiösen, dann auch jeder weitern Bildung, und lange Zeit besaß das Psalmbuch weit höhere Bedeutung und übte weit tiefere Wirkung, als man heutzutage von dem besten Kirchengesangbuche wahrnehmen kann. Allein auch seine Stunde schlug. Hatte man schon seit der Mitte des 17. Jahrhunderts begonnen, den neuen Auflagen des Lobwasser'schen Psalters Lieder beizugeben, so kam es bald dazu, daß diesem Buche ganz neue Liedersammlungen gegenüber gestellt wurden. Manche derselben besitzen nicht geringes litterarisches Interesse, insofern durch sie am Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts die edeln Lieder von Paul Gerhard, Heinrich Albert, Joh. Rist, Phil. Nikolai, Joh. Scheffler u. s. f. in die Schweiz hereingetragen wurden. Mußte nicht eine bedeutende Wirkung ausgehen von diesen trefflichen, kerngesunden Dichtungen auf ein Volk, das nun mehr als ein Jahrhundert hin-

durch blos mit den nüchternen Reimereien Lobwassers war genährt worden? Mag das kirchlich-religiöse Leben dadurch tiefer berührt worden sein, wie ließe sich bestreiten, daß durch sie nicht überhaupt das ganze geistige und ästhetische Leben und Fühlen neue Antriebe empfangen hätte? Einige dieser Sammlungen suchten dem fast erstarrten Leibe der kahlen Orthodoxie das warme Leben des Halle'schen Pietismus einzuhauchen, so that „der singende Christ (1723)", und Joh. Ludw. Steiners „neues Gesangbuch" (in zwei starken Bänden 1723 und 1735), ein damals vortreffliches Werk. In ähnlichem Sinne, nicht völlig mit gleichem Geschicke strebten „einige Lehrer auf dem Lande" — so sagt die Vorrede —, „daß die Singkunst in ihren Gemeinden geäufnet würde und daß die Leute an denen Tagen, die der Andacht einzig gewidmet sind, Mittel hätten, sich zu erwecken und die Zeit, welche außer den Gotteshäusern zugebracht wird, wol anzuwenden". So gaben sie 1753 ihre „121 auserlesenen geistlichen Lieder" heraus. Wie diese und ähnliche Sammlungen der pietistischen Richtung, so dienten andere der Aufklärung, zumal Zollikofers „Gebät-Music" vom Jahre 1738, worin der Einfluß von Bodmer und Breitinger leicht zu erkennen ist.

Neben diesen Zeitströmungen und gewiß eben an ihren Liedersammlungen wachte nun die Sangeslust auf. Einzelne Gesangvereine gab es schon zu Anfang des 18., ja schon im 17. Jahrhundert, ihr Gesangstoff blieb wesentlich ein religiöser. Wir haben hier vier Männer zu nennen, welche nicht blos Einfluß auf den Volksgesang geübt, sondern durch denselben auch auf Volksbildung und Volksleben kräftig und wohlthuend eingewirkt haben.

Kaspar Bachofen, Cantor (Gesanglehrer) an den obersten Lateinschulclassen Zürichs, geboren 1692, als Sohn eines Schulmeisters, 1719 Candidat der Theologie, 1742 zum Cantor gewählt, gestorben 1755, förderte gleichzeitig mit dem Stadttrompeter Joh. Ludwig Steiner († 1761), dessen zweibändige Liedersammlung oben ist berührt worden, den Figuralgesang, wenn man nicht richtiger sagen muß, er habe ihn begründet. Er gab mehrere musikalische Werke heraus, so ein Psalmbuch, ferner „Brockes irdisches Vergnügen in Gott (Zürich 1740)", in musikalischer Hinsicht wol seine beste Arbeit, sodann „der für die Sünden der Welt gemarterte und sterbende Jesus, von Barthold Heinr. Brockes (Zürich 1759)", auch „musikalisch-wochentliche Ausgaben, 52 Stücke in drei Bänden (Zürich 1748)", und „musikalische Ergezungen, bestehend in angenehmen Arien, meistens zu zwei Stimmen, sammt einem Generalbaß (Zürich 1755)". Das Werk aber, wodurch er belebend eingegriffen hat in das Volksleben, war sein „musikalisches Hallelujah, oder schöne und geistreiche Gesänge, mit neuen und anmuthigen Melodeyen begleitet". In erster Auflage mag es schon gegen Ende der

Zwanzigerjahre erschienen sein, die 3. Auflage, um mehr als 100 Nummern vermehrt, stammt aus dem Jahre 1739 und bietet 307 dreistimmige Lieder, 158 einstimmige „Arien“, und 70 „Fugen“. Nach vier Jahren erschien die 4., im Jahr 1750 die 5. Auflage, die dann unverändert blieb und 1776 als neunte herauskam, ja noch im Jahr 1803 ward das beliebte und überall verbreitete Buch wieder aufgelegt. Es bringt nur religiöse Lieder, besonders die von Benjamin Schmolk sind durch Bachofen bei uns eingeführt worden. Aber neben diesen damals neuen und doch vielfach edeln Texten wirkte es durch die unläugbare Anmuth und ächte Volksthümlichkeit seiner Weisen, die sich als kerngesunde, schlichte Volkslieder geben, mitunter nicht ohne manche Spielerei, darin der Zopf jener Tage hervorguckt, aber durchaus nicht ohne Ernst und Würde. Manche derselben müßten, nur wenig und schonend überarbeitet, noch heute sinnige Gemüther anregen. Bachofen hat dem Volke damit ein schönes Bildungsmittel dargeboten. Wenn man bedenkt, wie damals weit weniger Bücher in die Hände des Volkes kamen, wie weit gründlicher aber diese wenigen benutzt wurden, wie tief und nachhaltig sie mithin wirkten, so wird man einsehen, wie bedeutend solch ein Buch wirken mußte. Zudem übte er diese seine Wirkung durch die Macht der schlichten, gesunden Melodie und ihren besten Bundesgenossen, die natürlichste, klar durchsichtige Harmonie. Mußten diese schlicht-frommen Liedertexte nicht schon durch ihren Gegensatz zu Lobwassers schwerfälligen und nüchternen Reimereien, durch deren Eisenpanzer hindurch die oft glühende Poesie der Psalmen nie lebendig wirken konnte, freudiges Leben wecken, und nun vollends, getragen von den Schwingen edler, ans Herz andringender Klänge? Wir stehen heute, nach beinahe anderthalb Jahrhunderten, ungleich günstiger da, vielleicht auch minder günstig; denn das überschwengliche Musiciren und Musikhören stumpft oft ab: aber jenes Geschlecht hatte damals noch selten so anmuthige Weisen vernommen, wie jetzt die von Bachofen. Der Mann hat zumal für Hebung der Gemüthsbildung wie für Weckung des religiösen Lebens viel gethan.

An ihm und seinen Arbeiten wuchs aber nun ein Größerer heran, nämlich **Johannes Schmidlin.** Sohn des Jakob Schmidlin, Schiffmeisters des untern Wassers, und der Frau Marg. Vogel, war er am 22. Mai 1722 geboren worden. Nach 21 Jahren trat der begabte Jüngling ins geistliche Ministerium und kam 1744 als Vicar nach Dietlikon, zwei Stunden nordöstlich von Zürich. Zehn Jahre blieb er hier; erst 1754 erhielt er die Pfarrstelle Wetzikon mit Seegräben, und dort wirkte er, nie verheiratet, ebenso treu und emsig als segensreich, bis am 5. November 1772 ein Schlaganfall ihn hinwegraffte. Wie mancher Vicar hat aber seine Vicariatszeit so vortrefflich angewendet wie Schmidlin? Während jener zehn Jahre schuf er

nämlich sein großes Gesangbuch, welches in- und außerhalb des Heimatkantons bis in die neuesten Zeiten mit reichem Segen gebraucht worden ist. Sein voller Titel lautet: „Singendes und spielendes Vergnügen reiner Andacht, oder geistreiche Gesänge nach der Wahl des Besten gesammelt, zur Erweckung des innern Christenthums eingerichtet, und mit musicalischen Compositionen begleitet von Joh. Schmidlin, V. D. M. und p. t. Pfarr-Vicario in Dietlikon. Zürich getruckt in Bürgklischer Truckerey." Das Werk erschien zum erstenmal 1752; in erster und in zweiter Auflage (schon 1758) enthielt es 203 vierstimmige, 134 einstimmige Lieder mit beziffertem Baß. Von der 3. Auflage an (1767) wurde diese Zahl vermehrt auf 259 vierstimmige und 214 einstimmige Lieder. In 4. Auflage erschien das Werk 1777, in fünfter 1792. Ungeachtet der bedeutenden Arbeitslast, welche die Doppelgemeinde Wetzikon-Seegräben ihm bot, setzte er auch hier seine musikalische Thätigkeit fort. Im Jahr 1758 erschienen seine „Hymni oder Lobgesänge auf Gott", von diesem Jahre an durch mehrere Jahrgänge fortgeführt nach Art der einstigen Arbeiten Bachofens die „wöchentlichen musikalischen Ergetzungen", 1761 „Gellerts Oden und Lieder", im Jahr 1764 „einhundert geistliche Lieder zur Erweckung und Stärkung des innern und thätigen Christenthums mit angenehmen und leichten Melodien", es sind hierin die Lieder aus dem dritten Büchlein von Tersteegens geistlichem Blumengärtlein enthalten. Neben Gelegenheitsschöpfungen, den Trauercantaten auf den Tod der Bürgermeister Fries und Escher, der Freudencantate bei Einsetzung der Bürgermeister Leu und Landolt, bearbeitete er auch Cramers Oden, Lavaters christliche Lieder für die vaterländische Jugend, des nämlichen Dichters einst so berühmte Schweizerlieder, seine Passionsode nebst zweien seiner Osterlieder; er gab heraus „geistliche Lieder mit Choralmelodien", hundert andere geistliche Lieder, brachte den Tonsatz Goudimels zu den Psalmen in jetzige Schreibart und schrieb eine „Anleitung zum Gesange der Psalmen". Seine Compositionen waren überaus beliebt, dies bezeugen die öftern Auflagen derselben. Es ist — so urtheilt ein Recensent — „bei seinen Gellert'schen Oden eine Freude, die Arbeit zweier so trefflicher Männer zusammenfließen zu sehen"; ein anderer nennt ihn sogar einen „berühmten Musikmeister". Das beste Urtheil hat das Volk gefällt, dem ein volles Jahrhundert hindurch Schmidlins Hauptwerk reiche Nahrung und Erbauung geboten hat. Den großen Einfluß, welchen Schmidlin auf das Gesangleben, auf die Bildung der Jugend wie auf die sittliche Veredlung des Volkes geübt hat, erkennt man am deutlichsten aus der Schilderung der musikalischen Unterhaltungen, wie sie seit der Mitte des vorigen und bis ins 19. Jahrhundert herein in vielen Gegenden des Kantons Zürich, besonders im Osten desselben, nicht minder im Toggenburg, theilweise auch im Thurgau und

wieder in Appenzell A.-Rh. zur verbreiteten und beliebten Volkssitte geworden waren, und von denen der Verfasser dieser Darstellung allerdings nicht mehr unmittelbarer, wol aber durch seiner Eltern Erzählungen und durch Nachahmungen im Vaterhause mittelbarer Zeuge gewesen ist. Waren schon diese Nachklänge schön, wie lieblich, ja erhebend müssen jene Sonntagnachmittage gewesen sein! Damals war fast in jeder Gemeinde im Osten des Kantons, häufig auch im Thurgau, besonders im Toggenburg, eine Hausorgel anzutreffen. Um diese sammelten sich die Freunde des edeln Gesanges. Oder sie fanden sich sonst bei einem tüchtigen Musikfreunde, die Einen brachten Violinen, ein Anderer ein Basset (Violoncell) mit, Einer vielleicht — wir haben dies noch gesehen — einen Serpent (ein Baß-Blasinstrument), alle aber waren ausgerüstet mit hellen Stimmen, Frauen und Töchter wie die Jünglinge und Männer, alle wetteiferten in schöner Sangesfreude. Da sang man z. B. Bachofens frisches Morgenlied: „Seele, du mußt munter werden, denn der Erden blickt hervor ein neuer Tag“ — oder das freundliche Weihnachtslied: „Jakobs Stern, du Licht der Erden“ — oder einige der schwungvollen Festlieder je nach der Jahreszeit und der Stimmung des Augenblicks, Lieder des Vertrauens (Bachofen hat ja deren viele, z. B. auch: „Befiehl du deine Wege“ bearbeitet), der Liebe zu Gott und Jesus u. s. f., und schloß in weihevoller Freude mit dem lieblichen Abendgesang: „Licht und Sonne schlafen ein“. Oder man nahm den Schmidlin vor. Die pompöse, aber dennoch einfach natürliche Weise zu: „Auf, auf, mein Herz, zu Gott dich schwing'“ ist heute noch ein Muster eines Volksliedes und müßte, wäre sie unsern Sängern bekannt, die Herzen erobern, wie sie damals schlichte Volksgemüther in helle Glut gesetzt hat. Man muß nur davon reden gehört und die Blicke leuchten gesehn haben. Oder man sang ganze Cantaten, deren Schmidlins begabter Schüler, Heinrich Egli, mehrere geschaffen hatte und zu Ende des 18. wie im Beginne des 19. Jahrhunderts schuf. Wahrlich, diese Männer haben in jener Zeit der gesunden Volksbildung große und rühmliche Dienste geleistet. Wie tief und wahr sie aus dem Volksgemüthe heraus und mit offenem Sinn für sein Wesen und seine Bedürfnisse gearbeitet und wie erfolgreich sie gewirkt haben, bezeugt nicht nur die stattliche Reihe der Ausgaben ihrer Hauptwerke, sondern auch ihre weite Verbreitung und lang andauernde Nachwirkung wie ihre begeisterte Aufnahme. Noch im Jahre 1857 erschien ein „Auszug aus dem Gesangbuche des Joh. Schmidlin“, 80 Lieder enthaltend, herausgegeben „von der Gemeinde Wetzikon“. Noch in den Zwanzigerjahren des 19. Jahrhunderts sang man Lieder von Schmidlin und Bachofen im Glarnerlande und im St. Gallischen Rheinthal häufig, in manchen Gegenden des Kantons Bern standen deren noch 1840 in kirchlichem Gebrauche, ebenso in Graubünden, nicht nur in

deutschen, auch in romanischen Gemeinden, besonders beim Jahreswechsel und an Festen, sehr häufig in Vereinen und Familien. Pfarrer Frizzoni in Celerina schuf gute Nachbildungen deutscher Kirchenlieder, indem er Text und Melodie aus Schmidlin und Bachofen nahm. Sein Werk fand Eingang im Ober- und Unter-Engadin, im Münsterthal und Bergün. Einzelne dieser Lieder wurden auch ins Oberländer Romanische übersetzt. Noch giebt es Bündner Gemeinden italienischer Zunge, welche einen in ihre Sprache übertragenen Anhang aus Schmidlins und Bachofens Gesängen benutzen.

Es ist bereits des **Heinrich Egli** gedacht worden. Bei einem seiner Hausbesuche in Seegräben bemerkte Schmidlin im Hause des Jakob Egli zu seiner Freude das Bachofensche und sein eigenes Gesangbuch; die musikalische Prüfung, welche er sogleich anstellte, bot ihm überraschende Ergebnisse, vorzüglich zeichnete sich der Knabe Heinrich Egli (geb. 4. März 1742) durch klare Stimme und richtigen Vortrag aus. Schmidlins scharfes Auge erkannte das hier schlummernde Talent, er nahm den jungen Sänger in seine Leitung, und nachdem dieser mehrere Jahre hindurch bei ihm Clavier- und Gesangunterricht empfangen und seinen großmüthigen Lehrer sowol durch seine Fortschritte als durch die Leichtigkeit und Zierlichkeit, womit er Schmidlins Soli und Recitative zu des Componisten Begleitung sang, oft erfreut hatte, übergab ihn dieser einem befreundeten musikalischen Hause in Zürich, einer Familie Eßlinger. Hier fand Egli eine völlig elterliche Aufnahme, sorgsamen Unterricht, volle Gelegenheit zu seiner Ausbildung. Er studirte emsig. Seit 1780 erschienen seine musikalischen Arbeiten, deren Einfluß den der Schmidlin'schen Werke nahezu erreichte. Seine sechs Schweizercantaten von Lavater sangen wir noch 1834 im Zürcher Landknabeninstitute, welches damals ein Ersatz für die Secundarschule war, mit hoher Freude. Eine Blumenlese von geistlichen Gedichten, ebenso Cramers Oden, erschienen 1786, eine solche von moralischen Gedichten 1789, ein zweiter Theil der Schweizerlieder 1787, schweizerische Volkslieder 1788, schweizerischer Freiheitsgesang von Ambühl 1789, dann zweistimmige Kinderlieder und Gellerts Oden und Lieder im nämlichen Jahre, ferner Festgesänge von Lavater, eine Art von Cantaten oder kurzen Oratorien, welche an Festnachmittagen (z. B. im Fraumünster noch nach 1820) oft gesungen wurden. Egli hat sich auch um unsern Kirchengesang bleibendes Verdienst erworben durch eine ziemliche Anzahl neu geschaffener Melodien und durch deren klare, auf reinen vierstimmigen Gemeindegesang ohne stützende Instrumente berechnete Harmonie. Auch Hs. Georg Nägeli hat seine meisterhafte Stimmführung rühmend anerkannt.

Als Musiklehrer war Egli hoch geschätzt; von seinen Schülern erwähnen wir nur die auch im Schulwesen mit Anerkennung zu nennenden Pfarrer

Germann in Otelfingen, Pfarrer Hug in Wetzikon, Gesanglehrer Dolmetsch in Zürich und den Bürgermeister Melchior Hirzel. Nägeli war sein intimer Freund, besonders auch der sehr thätige Musikkenner Professor Däniker. Die Besten und Gebildetsten suchten und schätzten den Umgang des kenntnißreichen und bescheidenen Mannes. Er starb am 19. Dezember 1810.

Ebenfalls von Schmidlin gleichsam entdeckt war der am 11. Januar 1750 geborne **Joh. Jakob Walder** von Wetzikon. Unter der Leitung Egli's wuchs derselbe in Zürich zu einem tüchtigen Musiker heran, der neben seinem Lehrer sowol durch Musikunterricht als im damaligen Dilettanten-Orchester Schönes leistete, aber auch als Componist ihm nacheifernd, der musikalischen Jugendbildung sehr ersprießlich diente. Geschmack und feines Gefühl sind Merkmale seiner Schöpfungen. Außer den Compositionen für die Neujahrsstücke der deutschen Schule von 1776—1785 gab er 1780 „Gesänge zum Clavier“ heraus, 1788 eine „Anleitung zur Singkunst in kurzen Regeln für den Lehrer und stufenweiser Reihe von Uebungen und Beispielen für Schüler zum Gebrauche der vaterländischen Schulen“, 1804 „Lieder zum gesellschaftlichen Vergnügen“. Jene Walder'sche „Anleitung“ war einst ein beliebtes Gesang-Lehrmittel, deren eines, die jedem strebenden Schüler lieb werden mußten, und zwar besonders durch die dort gegebenen anmuthigen Weisen, welche so sicher den Weg ins Herz des Schülers fanden. Der Verfasser dieser Skizze urtheilt hier aus seiner Jugenderinnerung heraus. Weisen wie: „Ueb' immer Treu und Redlichkeit“, „Sanfter Bach“, „Frei von Sorgen“, und dann die Canons, um ihrer Form willen für die Schüler so anregend und spannend, mußten Lust und Fähigkeit zum Gesange wecken. Walder wandte sich übrigens bald den politischen Bestrebungen jener Zeiten zu, ward im Sommer 1785 Untervogt im Amte Grüningen, kam während der Revolutionszeiten in den kleinen Rath, aus welchem er 1806 schied; bis 1814 wirkte er als Bezirkspräsident und bis an seinen Tod, am 18. März 1817, als Oberrichter. Sein Leben lang blieb er aber ein eifriger Freund der Tonkunst und benutzte zumal seine Beamtungen auf dem Lande stets dazu, sie zu fördern.

H. Weber.

Dr. med. Johann Konrad Amman.

[Quellen: Schalch, Erinnerungen aus der Schaffhauser Geschichte III. 127—29. — Biographie générale, I, 374 und das hier angeführte Werk: Surdus loquens.]

Der Vater Ammans war Professor der griechischen Sprache und der Physik und zugleich Stadtarzt in Schaffhausen. J. K. Amman war 1669 in Schaffhausen geboren, erwarb sich 1687 in Basel die medicinische Doctorwürde und gieng dann nach Holland, wo er in Amsterdam sich längere Zeit mit Versuchen des Unterrichts von Taubstummen beschäftigte. Dann zog er sich auf ein Landgut, Warmond, nahe bei Leyden, zurück, wo er in gelehrter Muße den Studien lebte und 1724 starb.

Von ihm erschien 1692 in Amsterdam in lateinischer und holländischer Sprache das kleine, inhaltreiche Schriftchen: Surdus loquens, seu methodus, quo, qui surdus natus est, loqui discere possit. Studio et industria J. C. Amman, med. doct. Scaffusa-Helvet. (der redende Taube, oder Methode, durch welche, wer taub geboren ist, reden lernen kann. Ausgearbeitet von J. C. Amman ꝛc.).

In der Vorrede wendet er sich an Petrus Kolardus in Amsterdam, dessen taubgeborner Tochter Esther Koolaert er in verhältnißmäßig kurzer Zeit das Reden beigebracht hatte. Der Vater hatte den Verfasser in einem befreundeten Hause zu Amsterdam eine taubstumme Tochter mit Erfolg unterrichten sehn und ihn daher gebeten, dieselbe Kunst an seiner Tochter zu versuchen. Es war gelungen, und nun soll dies Büchlein den Ungläubigen bezeugen, daß und wie ein Tauber, wenn nur der Verstand gesund, die Zunge nicht von Natur schwerfällig, das erforderliche Alter vorhanden ist, in Zeit von zwei Monaten zum Reden gebracht werden kann. Ist auch die Theorie seiner Kunst noch unreif, so will er sie doch veröffentlichen; mit Hülfe des Büchleins soll auch die von ihm unterrichtete Tochter im Sprechen sich noch vervollkommnen können.

Diese Hauptschrift, die auch in englischer Uebersetzung herauskam, gab Amman 1700 umgearbeitet und erweitert wieder heraus unter demselben Titel Surdus loquens, welcher in folgender Weise umschrieben wird: Sive dissert. de loquela, qua non solum vox humana et loquendi artificia ex originibus suis eruuntur, sed et traduntur media, quibus ii, qui ab incunabilibus surdi et muti fuerunt, loquelam adipisci, quique difficulter loquuntur, vitia sua emendare possint.

Vorrede und Text sind hier erweitert. Die Methodik des Taubstummenunterrichts wird eingehender behandelt und auch die Heilung des Stotterns

und andrer Redefehler behandelt. Das Buch erschien 1727 und 1740 wieder, 1779 in französischer, 1747 und 1828 in deutscher Uebersetzung (letztere von L. Graßhoff.)

In der an den Leser gerichteten Vorrede schildert Amman zuerst das traurige Loos der Taubstummen. Ganz neu, sagt er dann, sei die Kunst, Taube irgendwie zum Reden zu bringen, nicht; aber nirgends habe er bisher irgend eine Spur der von ihm erfundenen Methode gefunden, er möchte sie daher zum Gemeingut machen und bittet zum Schluß den aufrichtigen Leser, wenn er etwas Richtigeres darüber kennen gelernt habe, es ihm offen mitzutheilen.

Die eigentliche Schrift zerfällt in drei Capitel. Im I. Capitel wird erforscht, quae sit vocis natura et in quo a spiritu differat (welches die Natur der Stimme sei, und worin sie sich vom Geiste unterscheide). Er bezeichnet sie zunächst als eine Naturgabe aller Menschen und schließt daraus, daß sie auch dem Taubgebornen als zu seiner Natur gehörig zukommen müsse. Dann bezeichnet er sie, „als Ausfluß aus jenem Geiste, den Gott dem Menschen, als er ihn zur lebendigen Seele schuf, in seine Nase gehaucht habe". Es müssen nun aber im Bau des menschlichen Körpers Werkzeuge vorhanden sein, mit Hülfe welcher dieser Gotteshauch zur verständlichen und articulirten Stimme werden kann. Dies nachzuweisen, sucht er eine physiologische Erklärung von der Entstehung der Stimme zu geben, in der sichern Ahnung, daß es der Wissenschaft gelingen müsse, die Entstehung aller einzelnen Laute und ihrer Modificationen aus dem Bau des Kehlkopfs und dem Spiel der an demselben, im Gaumen, im Munde, an den Lippen ꝛc. angebrachten Muskeln und Vorrichtungen zu erklären.

Im II. Capitel geht der Verfasser direct darauf los, dieses Problem zu lösen, d. h. die Natur der verschiedenen Buchstaben oder vielmehr der ihnen entsprechenden Laute und die Art ihrer Hervorbringung auseinanderzusetzen. Dann kommt er auf die Entstehung der Grundvokale, der Diphthonge, der Consonanten, die er in Classen eintheilt, versucht ganz speciell die Entstehung der Nasenlaute aus den Bewegungen des Gaumensegels klar zu machen, bricht aber diese Untersuchung ab, da er nicht im Sinn habe, eine Grammatik zu schreiben. So wenig erschöpfend diese Darlegung ist, so zeigt sie doch klar, daß er die Wichtigkeit des Problems erkannte, auf dessen Lösung die jetzigen Sprachphysiologen so großen Scharfsinn verwenden. Daß Naturforschung und Sprachforschung hier zusammenwirken müssen, um zu sichern wissenschaftlichen Resultaten zu gelangen, ist so von ihm vor nahezu 200 Jahren schon angedeutet worden. Bewährte er sich dadurch schon als einen klarsehenden Vorläufer späterer Forscher, so auch auf dem Gebiete der praktischen Methode des Taubstummenunterrichts, den er im III. Capitel einläßlich bespricht.

Die Methode, „nach welcher Taube und wegen ihrer Taubheit Stumme reden lernen können", will er hier zeigen. Zuerst handle es sich darum, die wegen Mangel an Uebung gleichsam nur schlummernde Stimme herauszulocken, hierauf die Laute in ihrer natürlichen Reihenfolge mit sorgfältigem Fortschritt vom Leichtern zum Schwerern einzuüben, dann das Aussprechen der Laute mit dem Anschauen und Einprägen der Buchstaben zu verbinden und alle möglichen Verbindungen von Vocalen und Consonanten öfter nachsprechen zu lassen. Dann sei zu den Wörtern überzugehn, zuerst zu den Verben und Substantiven, dann zu den Adjectiven, zu den Adverbien und in bestimmter Reihenfolge zu den andern Wortarten. So ist allmälig der ganze Wortschatz der Sprache durch fortgesetzte Uebung dem Tauben zu überliefern und in der Einübung von kleinern und größern Sätzen regelmäßig fortzuschreiten; wenn ein guter Verstand und eine gesunde Beschaffenheit der Sprachorgane den Unterricht unterstützen, so kann das Sprechen in Zeit von zwei Monaten gelernt sein. Nur muß natürlich die Uebung nach der gegebenen Anleitung von dem Schüler beharrlich selbst fortgesetzt werden. — Durch guten Unterricht wird also möglich, was bisher für unmöglich gehalten wurde. Das Büchlein schließt mit den Worten: Multa nisi docendo non possunt disci. Sapienti sat dictum. Vieles läßt sich nur durch Lehren erlernen. Dem Verständigen sei dies genug!

Wir wissen nicht, ob der berühmte Begründer des Taubstummenunterrichts und der ersten 1760 gegründeten Taubstummenanstalt *Ch. M. de l'Epée*, geb. 1712, † 1789, mit diesem Schriftchen bekannt war, als er 1774 sein zweibändiges Werk: Institution des sourds et muets par la voie des signes méthodiques abfaßte. Jedenfalls war Dr. Amman schon auf derselben Spur, und das Verdienst der Priorität des Gedankens kommt ihm zu. Dagegen eine eigentliche specielle Methodik des Taubstummenunterrichts haben erst de l'Epée und Sam. Heinicke in Leipzig (1726—1790) gegeben; nur durch Gründung größerer Anstalten konnte es gelingen, die segensreiche Erfindung allmälig zum Gemeingut weiterer Kreise zu machen.

F. Zehender.

Heinrich Keller.

1728—1802.

[Quellen: Helvetischer Kalender 1780. — M. Lutz, moderne Biographien; Lichtensteig 1826. — Kellers Schrift: Versuch über die beste Lehrart Taubstumme zu unterrichten, Zürich 1786.]

Das Taubstummenbildungswesen datirt erst seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Zu fast gleicher Zeit sind die beiden ersten Institute entstanden für Unterricht und Erziehung der Taubstummen, das eine in Frankreich durch Abbé de l'Epée, um 1760 zu Paris, das andere in Deutschland durch den Schullehrer Samuel Heinicke, 1768 in Eppendorf bei Hamburg, welches letztere sodann 1778 nach Leipzig verlegt wurde. Aus früherer Zeit weiß man nur von einzelnen Versuchen, die da oder dort zur Bildung eines einzelnen, besonders begabten, oder einer reichen und vornehmen Familie angehörigen Taubstummen gemacht worden sind.

Seither sind in allen civilisirten Staaten Anstalten zur Bildung von Taubstummen gegründet worden, im Ganzen wol über 400, in der Schweiz allein 14; doch diese Zahl genügt noch lange nicht, um allen bildungsfähigen taubstummen Kindern Unterricht und Erziehung zuwenden zu können. Immerhin hat sich die Erforschung einer Bildungsmethode für den Unterricht der Taubstummen als eine der wohlthätigsten Errungenschaften des Jahrhunderts erwiesen, indem nun auch sie, die zuvor auf die Stufe des Thieres sich hinabgedrückt sehen mußten, als Glieder der menschlichen Gesellschaft zu menschlicher Bildung und menschlicher Brauchbarkeit erhoben werden können. Sodann hat aber die Bildungsmethode der Taubstummen, die kein todter Mechanismus sein kann, ihrer geistweckenden und geistbildenden Natur nach, die es versteht, zu dem gehör- und sprachlosen, völlig unwissenden Kinde hinabzusteigen, und dem schlummernden Geist desselben auf die einfachste, naturgemäßeste Weise Licht und Leben einzuhauchen, noch überdies auf das Unterrichtsverfahren in der Volksschule im Allgemeinen einen (von den Seminardirectoren Curtman, Eisenlohr u. A.) anerkannten, und im Besondern in dem zürcherischen Volksschulwesen (durch Scherr dargethan) einen so bedeutenden reformatorischen Einfluß geübt, daß es wol billig ist, in der „Geschichte der schweizerischen Volksschule" auch der Männer zu gedenken, die in unserm schweizerischen Vaterlande mit der Specialität des Taubstummenunterrichts sich befaßt haben.

Außer Amman und dem soeben genannten Seminardirector Th. Scherr, der sich um die Entwicklung des Taubstummenbildungswesens der Züricher

Anstalt sehr verdient machte; ferner dem 1832 gestorbenen Joh. Konr. Näf von Zürich, der mit Unterstützung der Regierung von Waadt in Yverdon eine Taubstummenanstalt gegründet hat, noch ehe die Züricher Anstalt ins Leben getreten war; — sei hier der beiden ersten Taubstummenlehrer in der Schweiz: des Pfarrers Heinrich Keller in Schlieren, und des Oberrichters Hans Konrad Ulrich in Zürich des Nähern gedacht.

Heinrich Keller wurde geboren in Zürich 1728. Sein Vater gab ihm eine Erziehung, wie sie den Verhältnissen des bürgerlichen Mittelstandes angemessen war. Der talentvolle Sohn hatte große Neigung zum Studiren, und in der Hoffnung, durch ein geistliches Amt sicheres Brot und Ehre zu finden, widmete er sich dem Studium der Theologie, wozu die höheren Schulen der Vaterstadt volles Genüge boten. 1750 erhielt er die Weihe zum Predigtamte. Bis zu seiner Anstellung als Pfarrer in Schlieren im Jahr 1759 benützte er die Zeit zu fortgesetzten Studien sowol in seinen Berufswissenschaften, als auch in philosophischen Fächern, so namentlich über die Natur der Sprache und der menschlichen Seele.

Einerseits zufolge dieser seiner Lieblingsstudien, anderseits weil er ausgerüstet war mit einer äußerst menschenfreundlichen Gesinnungsweise, und ihm auf seiner kleinen Pfarrei viele Mußestunden übrig blieben, die er dem allgemeinen Besten zu widmen sich angetrieben fühlte, übernahm er im Jahr 1777 die seinen Neigungen ganz entsprechende Bildung zweier taubstummen Brüder, Söhne einer vornehmen und reichen zürcherischen Familie, denen er dann noch einige andere taubstumme Kinder beigesellte, und sie bei sich in seinem Hause in Schlieren unterrichtete. Daß Keller, bevor er den Unterricht mit seinen Zöglingen begann, von der Thätigkeit des Abbé de l'Epée in Paris Kenntniß gehabt habe, ist nicht zu bezweifeln, auch daß er einmal dort gewesen, scheint sicher zu sein, aber ob vor Errichtung seines Instituts, oder erst nachher, läßt sich nicht nachweisen. Lutz berichtet: „seine selbstaufgefundene Methode erwies sich als vortrefflich in ihren Resultaten", während wir bei „A. Näf: Das Loos der Blinden und Taubstummen, 1880" lesen: „Keller war auf einer seiner vielen Reisen auch nach Paris gekommen, lernte dort den Abbé de l'Epée kennen, und war durch ihn für die Sache des damals eben aufblühenden Taubstummenunterrichts interessirt worden. In die Heimat zurückgekehrt, wurde er Pfarrer in Schlieren, und beschäftigte sich überdies von 1777 an praktisch mit großem Eifer mit dem Unterricht taubstummer Kinder." Diese Angabe kann nicht wol richtig sein, indem Keller im Jahr 1759 Pfarrer in Schlieren geworden war, und de l'Epée sein Institut in Paris erst nachher gründete. Dagegen berichtet der helvetische Kalender von 1780 über Keller: „Der Unterricht taubstummer Kinder, welcher gegenwärtig allgemein zu werden beginnt (also waren in Zürich die

Bestrebungen für die Bildung der Taubstummen auch vom Auslande her nicht unbekannt) und eine von den Erscheinungen ist, welche unserem Zeitalter bei der Nachwelt am meisten Ehre machen wird, ist die Frucht eines reifen philosophischen Nachdenkens über die Natur der Sprache und der menschlichen Seele, zugleich aber auch der menschenliebenden Denkensart — in dieser doppelten Rücksicht verdienen die Bemühungen eines würdigen Landpredigers, des Herrn Pfarrers Keller, bekannter zu werden". Und nachdem nun weiter eine Schilderung der segensvollen Wirkungen gegeben worden, die der Unterricht Kellers auf den Geist und das Gemüth seiner Zöglinge schon in den ersten drei Jahren hervorgebracht habe, wird einerseits darauf hingewiesen, daß Keller das Institut von de l'Epée gekannt haben müsse, anderseits wird zugleich des jetzt noch geltenden Cardinalpunktes für ein möglichst gutes Bildungsresultat Erwähnung gethan. Es wird nämlich hervorgehoben, daß beim Taubstummenunterricht das Bildungsresultat um so besser sein werde, je kleiner die Zahl der Schüler eines Lehrers seien, und je mehr er sich lehrend und durch Conversation mit den Schülern abgebe. Der helvetische Kalender äußert sich in dieser Beziehung: „Das Eigenthümliche der Geschichte der Schüler des Herrn Pfarrers Keller, die über die Schüler des Abbé de l'Epée einen Vortheil haben, ist das, daß sie beständig um ihren Lehrer sind, und seinen Unterricht nicht mit einer großen Anzahl anderer zu theilen haben".

Ueber sein Unterrichtsverfahren gab Keller selbst eine kleine Schrift heraus, welche betitelt ist: „Versuch über die beste Lehrmethode Taubstumme zu unterrichten. Zürich, bei Orell, Geßner, Füßli u. Comp. 1786". Aus dieser Schrift geht mit Evidenz hervor, daß Keller von Natur zum Taubstummenlehrer beanlagt war, denn wie ja für jeden Beruf von Natur entsprechende Anlagen, wie z. B. für den Musiker der Tonsinn, für den Maler der Farben- und Formensinn, für den Lehrer die Mittheilungsgabe 2c., so ist für den Taubstummenlehrer nebst noch vielen andern besondern Eigenschaften namentlich die Eigenschaft erforderlich: Alles, auch das wissenschaftlich Abstracteste, von dem man meint, es nur mit wissenschaftlichen Ausdrücken bezeichnen zu können, auf die einfachste Weise, und doch scharf bezeichnend, und darum für jedes Kind faßlich darstellen zu können, die Begriffe klar zu legen, von Allem zu entkleiden, was sie dem Verständniß noch bedeckt, statt sie mit unfaßlichen Definitionen noch mehr einzuhüllen und unverständlich zu machen. Wenn es Keller nach seiner Schrift, die immerhin zeigt, wie gründlich er sich schon in das Taubstummenbildungswesen hineingearbeitet hat, und jetzt noch von jedem Taubstummenlehrer gelesen zu werden verdient, auch noch nicht ganz gelungen ist, bei der Begriffserklärung und dem Sprachunterrichte immer das völlig Richtige getroffen zu haben, so ist

unverkennbar, daß er im Princip das Richtige erkannt, und bei einigen Fächern auch in der praktischen Ausführung getroffen hat. Namentlich aber steht er schon auf der Stufe der heutigen Zeit, wenn er der Tonsprache den Vorzug giebt vor der Schrift- und Geberdensprache, und in der Art, wie er den Articulationsunterricht betreibt. Keller fand für sein Wirken als Taubstummenlehrer bei seinen Zeitgenossen innerhalb und außerhalb seines Heimatlandes allgemeine ehrenvolle Anerkennung, und durfte sich in seinem kleinen Institute des Besuches vieler Gelehrten des In- und Auslandes, so auch des Professors Blumenbach von Göttingen, erfreuen. Sogar die Fürstin von Dessau beehrte ihn mit einem Besuch. Geliebt und hochgeschätzt auch von seiner Gemeinde wegen unermüdet sorgfältiger Verwaltung seines Amtes starb Keller den 18. Heumonat 1802.

Dir. G. Schibel.

Hans Konrad Ulrich.

1761—1828.

[Quellen: Dr. Paul Usteri, Kleine gesammelte Nachrichten, Aarau, bei H. R. Sauerländer 1832. — Rechenschaften und Protokolle der zürcherischen Blinden- und Taubstummenanstalt.]

So spärlich auch die Quellen sind, aus denen wir für Darstellung eines Lebensbildes von Ulrich schöpfen können, so stellt sich uns dasselbe doch sofort nach drei Richtungen dar: als das eines Taubstummenlehrers, eines Staatsmannes und als eines unermüdeten und kräftigen Beförderers gemeinnütziger Anstalten im Vaterlande. Wir wollen uns aber hier nur auf die erstere Richtung, nämlich auf seine Thätigkeit als Taubstummenlehrer beschränken.

Die Abnahme der Vermögensumstände seiner Eltern gestattete nicht, dem Knaben eine seinen Anlagen entsprechende Erziehung zu geben; er erhielt dieselbe in dem zürcherischen Waisenhause, wo sie namentlich in moralischer Hinsicht eine ausgezeichnete genannt werden konnte. Hier entwickelten sich die über das Mittelmäßige emporragenden Geistes- und Gemüthseigenschaften des Knaben aufs glücklichste. Dies war dem großen Menschenbeobachter Johann Kaspar Lavater nicht entgangen, und er meinte in dem jungen Ulrich diejenigen Eigenschaften entdeckt zu haben, die denselben befähigten zur Erlernung des damals so viel Aufsehen erregenden Taubstummenbildungswesens. Er wurde daher zu seiner Ausbildung in diesem Fache dem Hrn. Pfarrer Keller in Schlieren übergeben. Während eines

dreijährigen Aufenthalts in dem Hause dieses seines würdigen Lehrers rechtfertigte er das Vertrauen, das in ihn gesetzt worden war, indem er in dem ergriffenen Berufe so ausgezeichnete Fortschritte machte, daß seine Gönner sich entschlossen, ihm zur weitern Ausbildung bei de l'Epée in Paris behülflich sein zu wollen. Seinen Aufenthalt im Pariser Institut benützte er aufs gewissenhafteste, um sich immer mehr mit der Kunst des Taubstummenunterrichts vertraut zu machen und Selbständigkeit in der Ausübung derselben zu erwerben. Nach seiner Rückkehr von Paris 1783 hoffte er in seiner Vaterstadt eine Taubstummenanstalt gründen zu können, aber seine Hoffnungen blieben unerfüllt, er fand die nöthige Unterstützung nicht. Wie der wackere, strebsame, junge Mann in jener Zeit von seinen Altersgenossen beurtheilt wurde, mag uns ein Zeugniß eines überlebenden vertrauten Freundes, des Decan Zwingli in Lustorf, bezeugen. Es äußert sich derselbe über Ulrich nach dessen Tode zum Behuf einer kurzen Biographie von ihm also: „In unserem Kreise von Jugendfreunden zeichnete Ulrich sich nicht durch Schulstudien (denn als Zögling des Waisenhauses konnte er nicht studiren), aber durch Genie, durch selbsterworbene, wissenschaftliche Kenntniß und Bildung, durch Erhabenheit über alles Gemeine und Niedrige, durch guten Geschmack und richtiges Urtheil, durch feine Sitten und reine Moralität, und durch männlichen, zuweilen an Düsternheit grenzenden Ernst aus. Nach Wahrheit forschte sein Geist, nach Recht und Freiheit strebte sein Sinn; lebhaft aber und rein war seine Phantasie, ungemein zart und schonend sein Gefühl. Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit zierten seinen Umgang; sein Witz war weder locker, noch beleidigend, aber attisch und treffend. Auch im Scherze entfiel ihm nie ein anstößiges oder zweideutiges Wort, und selbst in der muthwilligsten Laune ist er nie über die Grenzen des Erlaubten und Anständigen hinausgeschweift".

Drei Jahre lang war Ulrich mit Selbststudium über sein Fach, theils in Zürich, theils in Meilen, und an letzterm Orte auch mit Versuchen zur Gründung eines Institutes beschäftigt, aber umsonst. Um so mehr mußte ihm ein Ruf nach Genf erwünscht kommen, dem er auch freudig folgte, um in einer reichen Familie der Privatlehrer einer siebenjährigen taubstummen Tochter zu werden, deren ausgezeichnete Fähigkeiten er zur Bewunderung zu entwickeln verstand, und deren Unterricht, außer der Sprache, Arithmetik, Geographie, Geschichte, Naturwissenschaft, Sternkunde u. s. w. umfaßte. Neun Jahre blieb er in dieser Stellung. Der Genfer Staatsrath sprach zur Anerkennung der erreichten Unterrichtsresultate Ulrichs die ehrenvolle Anerkennung gegen ihn aus durch Ueberreichung einer für ihn geprägten Denkmünze. Wieder nach Zürich zurückgekehrt, versuchte er aufs Neue die Ausführung seines Lieblingsplanes, die Errichtung einer Taubstummenanstalt in seiner

Vaterstadt, zu erzielen. Aber die mittlerweile eingetroffenen politischen Bewegungen am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts zogen Ulrichs Thätigkeit auf das Gebiet der Politik und des Staatslebens hinüber und gaben ihm verschiedene Stellungen im Staate, zuletzt die eines Oberrichters. Doch hörte er darum nicht auf, sich die Sache der Taubstummen am Herzen gelegen sein zu lassen; er unterwies seinen Mitbürger Johann Konrad Näf in der Kunst Taubstumme zu unterrichten, und gieng diesem mit seinem Rathe und seiner Fürsprache an die Hand zur Gründung eines Institutes zu Yverdon. Nachdem es sich mittlerweile gefügt hatte, daß Ulrich Präsident der zürcherischen Blindenanstalt geworden und der württembergische Taubstummenlehrer Th. Scherr zum Lehrer an die Blindenanstalt nach Zürich berufen worden war, da war für Ulrich wenige Jahre vor seinem Tode endlich die Zeit gekommen, in Verbindung mit der Blindenanstalt die langerstrebte Taubstummenanstalt seiner Vaterstadt mit Unterstützung Scherrs ins Leben rufen, und dieselbe frisch aufblühen sehen zu können. Ueber das Specielle in dem methodischen Verfahren Ulrichs beim Unterricht seiner Schülerin in Genf liegt nirgends etwas vor, und es ist anzunehmen, daß er sich genau an die Methode seiner Lehrer, Keller und de l'Epée, gehalten habe.

Dir. G. Schibel.

Quellen-Verzeichniß

der allgemeinen Artikel des ersten Bandes.

Archinard, Ch., Histoire de l'instruction publique dans le canton de Vaud. Lausanne 1870.

Bäbler, Dr. J. J., Die Schule zu Brugg im 16. Jahrhundert (Neues schweiz Museum, 4. Jahrg. Bern 1864, S. 145 ff.).

Beiträge zur ältern Schulgeschichte des Kts. Aargau (Schweiz. Lehrerzeitung 1880, Nro. 21–25, 27, 28).

Brosi, A., Beitrag zur Geschichte der Volksschule des Kts. Solothurn 1880.

Christinger, J., Schulgeschichte des Kts. Thurgau. Manuscript.

Deschwanden, Karl von, Geschichte des Schulwesens in Unterwalden. Manuscript.

Dettling, M., Das Unterrichtswesen des Kts. Schwyz. Bern 1872.

Durrer, J., Die Schulen in den Urkantonen der Schweiz im Jahr 1799. (Zeitschrift für schweiz. Statistik 1879, 3. 4.) Bern 1879.

Einsiedeln. Jahresberichte der Erziehungsanstalt mit Programm.
1854/55. Geschichtliches über die Schule von Einsiedeln.
1856/57. „Wie man vor tausend Jahren lehrte und lernte", dargestellt an einem Zeitgenossen des hl. Meinrad, Walafrid Strabo.

Ernst, Dr. U., Geschichte des zürcherischen Schulwesens bis gegen das Ende des 16. Jahrhunderts. Winterthur 1879.

Fechter, Dr. D. A., Beiträge zur ältesten Geschichte der Buchdruckerkunst in Basel. Im Basler Taschenbuch, herausgegeben von Fechter auf das Jahr 1863.
— Thomas Platter und Felix Platter, zwei Autobiographien. Basel 1860.
— Geschichte des Schulwesens in Basel bis zum Jahr 1733. Einladungsschrift zur Promotionsfeier des Gymnasiums und der Realschule in Basel 1837. 1838.

Fiala, F., Geschichtliches über die Schule von Solothurn. 4 Hefte. Programm der Kantonsschule Solothurn 1875. 1876. 1879. 1880.
— Dr. F. Hemmerlin als Propst des St. Ursenstiftes zu Solothurn. Im Urkundio Bd. I, S. 281–760. Solothurn 1857.

Franscini, Stef., Der Kanton Tessin, historisch-geographisch-statistisch geschildert; deutsch von G. Hagnauer. St. Gallen und Bern 1835.

Heer, Dr. O. und Blumer, J. J., Der Kanton Glarus historisch-geographisch-statistisch geschildert. St. Gallen und Bern 1846.

Heppe, Dr. H., Geschichte des deutschen Volksschulwesens. Gotha 1858 ff.

Herold, O., Geschichte der Schulen in der Kirchgemeinde Schwanden. Schwanden 1877.

Kuenlin, Franz, Der Kanton Freiburg, historisch-geographisch-statistisch geschildert. St. Gallen und Bern 1834.

Kummer, Dr. J., Geschichte des Schulwesens im Kt. Bern. Bern 1874.

Meyer v. Knonau, G., Der Kanton Zürich, historisch-geographisch-statistisch geschildert. Zwei Bände. St. Gallen und Bern 1844.

Mörikofer, J. C, Die schweizerische Litteratur des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1861.

L'Ordre du Collège de Genève. 1559.

Pfyffer, Dr. Kas, Der Kanton Luzern, historisch-geographisch-statistisch geschildert. 2. Band. St. Gallen und Bern 1859.

Raumer, Dr. K. von, Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen classischer Studien bis auf unsere Zeit. Stuttgart 1847 ff.

Schmidt, K. A., Encyclopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens. 11 Bände. Gotha 1859 ff.

Schmidt, Dr. K., Geschichte der Pädagogik. Zweite Auflage, besorgt durch Dr. W. Lange. Cöthen 1868 ff.

Secretan, E., Galerie suisse. Biographies nationales. Lausanne 1873 ff.

Stadtschulen Luzern. Anhang der Schülerverzeichnisse: 1870/71. Ueber das ältere Stadtschulwesen in Luzern bis zum Jahr 1600. 1871/72: Die Knaben- und Mädchenschulen in Luzern von 1600—1798.

Stähelin, Dr. E, Johannes Calvin. Leben und ausgewählte Schriften. Elberfeld 1863.

Strohmeyer, P., Der Kanton Solothurn, historisch-geographisch-statistisch geschildert. St. Gallen und Bern 1836.

Tissot, F., Calvin et les écoles. In L'Ecole, revue pédagogique et littéraire. VIII année. Lausanne 1880. No. 6—9.

Vischer, Prof. Dr. W., Geschichte der Universität Basel von der Gründung 1460 bis zur Reformation 1529. Basel 1860.

Wolf, Prof. Dr. R, Biographien zur Culturgeschichte der Schweiz. Erster bis vierter Cyclus. Zürich 1858—1862.

Inhalt des ersten Bandes.

A. Vorgeschichte.

B. Anfänge des Volksschulwesens.

Anzeige.

Das Ganze wird in ungefähr zehn ganzen Lieferungen allmälig **bis** spätestens Ostern 1882 erscheinen. Daneben ist eine Band-Ausgabe in Aussicht genommen. — Es wird durch diese Erscheinungsweise, verbunden mit dem mäßigen Preise, jedem sich um unser schweizerisches Schulwesen Interessirenden Gelegenheit geboten, auf leichte Weise in den Besitz des trefflichen Werkes zu gelangen.

Im Uebrigen erlauben wir uns, Sie auf den jeder ersten Lieferung vorgedruckten, ausführlichen Prospectus zu verweisen.

Hochachtungsvoll

die Verlagshandlung.

Verzeichniß der Herren Mitarbeiter:

Ammann, Pfarrer in Lozwyl, Ct. Bern.
Balsiger, Seminardirector in Rorschach, Ct. St. Gallen.
Breitinger, Professor an der Universität in Zürich.
Christinger, Pfarrer in Hüttlingen, Ct. Thurgau.
Curti, Professor in Cureglia, Ct. Tessin.
Dändliker, Dr., Seminarlehrer in Küßnach, Ct. Zürich.
Deschwanden, Erziehungsrath in Stans, Ct. Unterwalden.
Dula, Dr., Seminardirector in Wettingen, Ct. Aargau.
Ernst, Dr., Secundarlehrer in Winterthur.
Fiala, Dompropst in Solothurn.
Grütter, Seminardirector in Hindelbank, Ct. Bern.
Heer, Schulinspector in Mitlödi, Ct. Glarus.
Heim, Decan in Gais, Ct. Appenzell A.Rh.
Herold, Decan in Chur.
Heuer, Pfarrer in Burgdorf, Ct. Bern.
Kübler, Dr., in Neftenbach.
Kühne, P., Prof. und Rector in Einsiedeln.
Küttel, Schuldirector in Luzern.
Marty, Seminardirector in Rickenbach, Ct. Schwyz.
Meißner, Dr., Lehrer in Basel.
Meyer von Knonau, Professor in Zürich.
Morf, Waisenvater in Winterthur.
Niggeler, Turninspector in Bern.
Ott, Secundarlehrer in Männedorf.
Rebsamen, Seminardirector in Kreuzlingen, Ct. Thurgau.
Reitzel, Professor in Lausanne.
Rüegg, Professor in Bern.
Schelling, Schulvorsteher in St. Gallen.
Schibel, Director der Blinden- und Taubstummen-Anstalt in Zürich.
Staub, Pfarrer in Unter-Aegeri, Ct. Zug.
Strickler, Dr., Staatsarchivar in Zürich.
Vögelin, S., Professor in Zürich.
Weber, Erziehungs-Departem.-Secretär in Zug.
Weber, Pfarrer in Höngg.
Welti-Kettiger, Institutsvorsteher in Aarburg, Ct. Aargau.
Wiget, Institutsvorsteher in Rorschach Ct. St. Gallen.
Zehender, Rector, aus Schaffhausen.
Zschokke, Pfarrer in Aarau.
Zuberbühler-Kettiger, Institutsvorsteher in Aarburg, Ct. Aargau.

Geschichte der schweizerischen Volksschule in gedrängter Darstellung mit Lebensabrissen der bedeutenderen Schulmänner und um das schweizerische Schulwesen besonders verdienter Personen bis zur Gegenwart
Bd.: 1

(1881)